

Elisabeth Loibl, Josef Hoppichler (Hg.)

# Schmackhafte Aussichten?

Die Zukunft der Lebensmittelversorgung



Bundesanstalt für  
**BERGBAUERNFRAGEN**

Marxergasse 2  
1030 WIEN

# **SCHMACKHAFTE AUSSICHTEN?**

**DIE ZUKUNFT DER LEBENSMITTELVERSORGUNG**

herausgegeben von Elisabeth Loibl und Josef Hoppichler

Forschungsbericht Nr. 63

Wien, Mai 2010



[lebensministerium.at](http://lebensministerium.at)

**Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:  
Bundesanstalt für Bergbauernfragen**

A-1030 Wien, Marxergasse 2  
<http://www.berggebiete.at>

Tel.: +43/1/504 88 69 - 0; Fax: +43/1/504 88 69 – 39  
[office@berggebiete.at](mailto:office@berggebiete.at)

Layout: R. Neissl, M. Hager  
Druck: BMLVS Heeresdruckerei

ISBN: 978-3-85311-095-9

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort ..... 1

Roswitha Huber

Ich soll einen Blick nach vorne werfen, ich werf den Blick zurück ..... 3

Einleitung - Teil 1

Schmackhafte Aussichten? - Die Zukunft der Lebensmittelversorgung ..... 5

Elisabeth Loibl

Einleitung - Teil 2

Schmackhafte Aussichten? - Die Zukunft der Lebensmittelversorgung  
im Blickfeld der Subsistenzperspektive, der Patriarchatskritik  
und der Tiefenökologie ..... 17

Josef Hoppichler

Einleitung - Teil 3

Landwirtschaft mit Aussicht:

Die lange Geschichte der Landwirtschaft - kurz erzählt ..... 29

### UTOPIE & VISIONEN

Die Auseinandersetzung mit der Zukunft

Georg Wiesinger

Von agrarischen Utopien zur Zukunft der Landwirtschaft ..... 41

Sophie Pfusterschmid

Die Zukunft ist offen - Über die Kostbarkeit der Lebensmittel ..... 59

### Globale Rahmenbedingungen

Irmi Salzer

Die Bäuerinnen (und Bauern) der Zukunft ..... 71

Maria Vogt  
Einladung, sich ein Bild zu machen ..... 77

Köbi Gantenbein  
Rettet Architektur die Alpen? ..... 85

Dieter A. Behr  
Landwirtschaft und Migration: Über Arbeitsverhältnisse am Land,  
die Herausforderungen gewerkschaftlicher Organisationen  
und globale Bewegungsfreiheit ..... 93

Martin Balluch  
Tierschutz in der Landwirtschaft im 21. Jahrhundert ..... 109

Petra C. Gruber  
Vom Ende des Hungers in der Welt ..... 135

## Lokale, eigenmächtige Aktivitäten

Monika Gruber  
Wer die Zukunft mitgestalten will, muss die Vergangenheit verstehen ..... 149

Kerstin Rohrer  
Langsam aber sicher ...  
3 Slow Food Episoden zur Lebensmittelversorgung im Jahr 2040 ..... 159

Johann Untersberger  
Die Lebensmittelversorgung der Zukunft  
Utopien und Visionen für das 21. Jahrhundert ..... 169

Michael Machatschek  
Die silbrig glänzenden Tauperlen werden von der Sonne aufgetrunken ..... 179

<b>Nadja Madlehner &amp; Ursula Taborsky</b> <b>Interkulturelle Gemeinschaftsgärten - Nahrungsvielfalt durch Eigenmacht . . . . .</b>	<b>199</b>
<b>Elisabeth Meyer-Renschhausen</b> <b>2030 im Jahr 20 nach der Ernährungsrevolution</b> <b>Elmedina erinnert sich . . . . .</b>	<b>209</b>
<b>Karin Okonkwo-Klampfer</b> <b>Hühner und Demokratie</b> <b>Wie das Leben in 20 Jahren aussehen könnte . . . . .</b>	<b>217</b>
<b>Elisabeth Baumhöfer</b> <b>Mut zur Utopie . . . . .</b>	<b>221</b>





## Vorwort

Der vorliegende Forschungsbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen beschäftigt sich mit der Frage der Lebensmittelversorgung der Zukunft und wird als Reader herausgegeben. Eine Reihe namhafter AutorInnen und PraktikerInnen aus dem Bereich bäuerlicher und gärtnerischer Landwirtschaft, des Tierschutzes und der Kunst wie auch aus der Wissenschaft haben sich bereit erklärt, einen essayistischen respektive einen wissenschaftlichen Beitrag für dieses Lesebuch zu schreiben.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war angesichts der verbreiteten Hungersnot in den Städten und der herrschenden Unterversorgung die Planung der künftigen Lebensmittelversorgung ein zentrales politisches Thema. Sie hat die Agrarpolitik der Nachkriegsjahre bis heute geprägt, obwohl damals der ländliche Raum aufgrund der vorherrschenden Eigenversorgung davon nicht betroffen war. Dieser Umstand hat sich seither wesentlich verändert. Gegenwärtig gibt es auch in den ländlichen Regionen, ja selbst auf Bauernhöfen kaum noch Anbau für die Versorgung der eigenen Küche. In der Politik wurde im Laufe der Jahre (und wahrscheinlich aufgrund des geschaffenen Überflusses und des billigen Angebotes an Nahrungsmitteln in den Supermärkten im reichen Norden dieser Erde) diesem Thema immer weniger Beachtung geschenkt.

Hinzu kommt, dass angesichts der Beschleunigung der Entwicklungen gegen Ende des 20. und am Beginn des 21. Jahrhunderts in der Wissenschaft Prognosen immer unsicherer werden, viele WissenschaftlerInnen lassen sich daher auf konkrete Vorhersagen nicht mehr ein. Die Unsicherheit und das Gefühl der Machtlosigkeit angesichts der fortschreitenden Umweltzerstörungen, der Kriege, die weltweit geführt werden, der großen Anzahl von Flüchtlingen/MigrantInnen, der Finanzkrise von 2008, des Klimawandels, mit einem Wort: eine multiple Krise führt zu Hoffnungslosigkeit, und es verschwindet der Glaube an die Gestaltbarkeit der Zukunft.

Die AutorInnen haben mit geistreicher Kreativität und großem Mut diesem Zeitgeist entgegen die Gestaltbarkeit der Zukunft aus der Gegenwart heraus vor Augen geführt. Die in diesem Band enthaltenen Visionen können gleichzeitig als Anregungen für Verbesserungs- und Reformvorschläge aufgefasst werden, wie sie für eine nachhaltige Lebensmittelversorgung in Zukunft wichtig sein werden.

*Désirée Ehlers*

Leiterin der Bundesanstalt für Bergbauernfragen



## Ich soll einen Blick nach vorne werfen, ich werf den Blick zurück

*Roswitha Huber*

*Hier, wo ich jetzt sitze.  
In der Sonne, umgeben von Kühen, Hühnern,  
Schweinen und meinen zwei Katzen  
Was war hier vor 60 Jahren?*

*Ganz einfach:*

*Man hat hier gelebt  
einzig und allein von dem,  
was diese Wiesen, Felder und Wälder lieferten.*

*Eine dreizehnköpfige Familie hat hier das ganze Jahr ausschließlich dafür gearbeitet,  
dass sie genug zu essen, ein Dach übern Kopf, etwas zum Anziehen und Holz für eine warme Stube hatten.*

*60 Jahre,  
keine sehr lange Zeit,  
bald werde ich selber 60 sein.  
Diese Familie ist gegangen,  
nicht ganz freiwillig.  
Und dann stand das Haus leer.  
Kein Mensch wollte mehr hier bleiben.  
Hier, an diesem wunderschönen Ende der Welt.  
Schön, aber halt doch Ende.  
Weit weg vom Kontakt mit anderen,  
wie weg von der Möglichkeit, endlich Geld zu verdienen,  
sich ein Auto zu kaufen,  
mobil zu sein,  
weg von der Schönheit und weg von der Starre dieser Gesellschaft.*

*Und das Haus stand leer.  
Die Äcker wurden zu Weideland,  
die Mühle zu Brennholz,  
die Teiche zu Sumpf,  
der Backofen zu einem Haufen Steine,  
das Wohnhaus zum Sommerquartier für eine Familie aus Berlin.*

*Und jetzt?  
Ich habe mir dieses Haus Jahr für Jahr zurückerobert,  
die Wiesen zu Äckern,*



die Steine zum Backofen,  
der Teich wird gegraben,  
Hühner, Enten, Gänse, Schweine,  
langsam, sehr langsam, Schritt für Schritt  
kehrt Leben zurück in die alten Gemäuer.

Ich weiß, was es heißt, wenn der Fuchs einkehrt und sich selbst bedient.  
Wie schwierig es ist, Schwein zu haben, und daraus etwas Gutes zu machen  
Jemanden zu finden, der das kann, was ich nie konnte:  
schlachten, pflügen, dreschen, ...

Bin ich heute dort, wo sie vor 60 Jahren ohnehin auch waren?

Nein.

Ich verzichte nicht auf Waschmaschine, Pflug, Traktor, Auto, Straße, Bagger,  
auf die Fahrt ins Kino, auf Reisen in andere Zeiten.

Ich verzichte aufs Fernsehen, aber nicht auf die Freude,  
hier sein zu dürfen.

Aber: Was wird in 60 Jahren sein?

Ich weiß es nicht.

Als mein Schwiegervater vor 60 Jahren den Getreideanbau hier einstellte,  
rief ihm ein damals 80jähriger nach:

Wir werden verhungern, wenn es so weitergeht!

Für diesen Mann war es ein Frevel,

diese „guten Böden“ nur mehr als Weideland zu verwenden.

Er hatte keine Ahnung,

wie sehr uns heute sein Wissen fehlt.

Ich habe keine Ahnung, was in 60 Jahren sein wird.

So wenig, wie er damals.

Aber HEUTE erobere ich mir Schritt für Schritt SEIN WISSEN zurück.

---

## Roswitha Huber



geboren 1955 in OÖ, lebt und arbeitet in Rauris/Land Salzburg. 25 Jahre Volksschullehrerin, durch Heirat Bäuerin geworden, 1996 Gründung der „Schule am Berg“, einer Einrichtung, die von Schulklassen, Kindern und Erwachsenen besucht werden kann, die das heutzutage gar nicht mehr selbstverständliche bäuerliche Wissen erleben und begreifen wollen. Dort werden Themen rund um Brot, Milch, Fleisch, Kräuter, ... praktisch bearbeitet und Produkte erzeugt.

Fotos: Roswitha Huber

## Einleitung - Teil 1

### Schmackhafte Aussichten? – Die Zukunft der Lebensmittelversorgung

Das Gedicht von Roswitha Huber trifft den Kern des Anliegens dieses Buches bereits in wenigen Worten. Die Nahrungsmittelversorgung der Zukunft hängt weitgehend von jenem alten Wissen ab, das derzeit dabei ist, verloren zu gehen. Die Industrialisierung hat Technisierung und Rationalisierung mit sich gebracht, verbraucht dabei aber wesentlich mehr Energie als sie hervorbringt und vergeudet gleichzeitig unsere Lebensgrundlagen. Angesichts der Schädigungen der Welt wie Artensterben, Verunreinigung, zunehmende Müllberge und kostspieliger Verbrauch von Wasser<sup>1</sup> bedeutet dies, sie befindet sich auf einem verschwenderischen Kurs.

Was in diesem Band beabsichtigt nicht zur Sprache kommt, ist die Zukunft der agrarindustriellen Produktion, da diese laut einer Studie des World Watch Institutes, die mittels Computersimulationsprogramm erstellt wurde, keine Zukunft haben wird. Demnach wird um 2030 eine weltweite Hungerkatastrophe herrschen, wenn wir die agrarindustrielle Produktionsweise fortsetzen wie bisher. Dieser werden die Hälfte bis zu zwei Drittel der Bevölkerung des gesamten Erdballs zum Opfer fallen (Strigl 2009). Das bedeutet, dass diese Hungerkatastrophe auch Erdteile betreffen wird, die seit Jahrhunderten in ihren ländlichen Gebieten davon verschont wurden.

Es ist also hoch an der Zeit, sich andere Formen der Lebensmittelproduktion und –verteilung zu überlegen, jedoch nicht nur zu konzipieren, sondern auch konkret umzusetzen.

### Zur Entstehung des Forschungsprojektes

Als das Team der Bundesanstalt für Bergbauernfragen im Sommer 2007 darüber diskutierte, welche dringenden Themen zu künftigen Projektinhalten werden sollten, war eines davon die Zukunft der Lebensmittelversorgung. Zu dieser Zeit führten der damalige Direktor der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Josef Krammer, und ich Interviews mit Zeitzeugen der Agrarpolitik (Loibl/Krammer 2007), darunter mit Heinrich Wohlmeyer, der in seinem Buch „Globales Schafe scheren“ (2006) schreibt, dass während des Ersten wie auch während des Zweiten Weltkrieges lediglich die städtische Bevölkerung von der Hungersnot betroffen war. Die ländliche Bevölkerung bewirtschaftete entweder selbst ein Stück Land oder wurde von Verwandten, der Nachbarschaft oder von KundInnen mit Lebensmitteln versorgt. Sollte es heute zu einem Krieg oder zu einer Versorgungskrise verursacht durch Stromausfälle, Ölnapheit, Straßenhemmnisse etc. kommen, ist die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von Hunger bedroht.

Heinrich Wohlmeyer, Jahrgang 1936, hatte als Kind Hunger kennen gelernt, da er nicht aus einer bäuerlichen Familie stammt. Sein Aufenthalt auf einem Bauernhof im letzten Kriegsjahr 1945, nachdem das Haus seiner Mutter zerbombt wurde, hat seine Einstellung zur kleinbäuerlichen, sich selbst versorgenden Landwirtschaft bis heute geprägt (vgl. Loibl/Krammer 2007 und Wohlmeyer verschiedene Publikationen).

---

1. Die agrarindustrielle Landwirtschaft braucht beispielsweise 1.500 Liter Wasser für die Erzeugung von 1 Kilogramm Getreide und 15.000 Liter Wasser für die Erzeugung von 1 Kilogramm Fleisch.

Im Dezember 2007 ging Direktor Josef Krammer, der Projektleiter dieses Projekts, in Pension. Daher lag es an Josef Hoppichler und mir, Elisabeth Loibl, das Projekt weiter zu führen. Es war Josef Hoppichler, der die Idee hatte, einen Buchband zum Thema die Zukunft der Landwirtschaft herauszugeben. Als wir mögliche Themen und AutorInnen diskutierten, schränkten wir den umfassenden Bereich Landwirtschaft auf die Lebensmittelversorgung ein, der sich jedoch nicht von der Landwirtschaft trennen lässt. Daher haben einige AutorInnen von ihren Zukunftsvorstellungen einer *tatsächlich bäuerlichen*<sup>2</sup>, regionalen und lokalen Landwirtschaft geschrieben.

### Zum Aufbau des Buchbandes

Wir, Josef Hoppichler und Elisabeth Loibl als HerausgeberInnen, haben uns an die AutorInnen gewandt mit der Bitte, einen essayistischen oder poetischen Beitrag zum Thema Lebensmittelversorgung der Zukunft zu schreiben. Der Band verfolgt nicht das Ziel wissenschaftlicher Exaktheit und Vollständigkeit, vielmehr wurde eine lebendige, visionäre aus der Zukunft in die Gegenwart betrachtete Geschichte verlangt. Als zeitlicher Horizont wurde das Jahr 2040 vorgeschlagen.

Wir haben die Beiträge in Kapiteln zusammengefasst, die jedoch nicht als starre Gruppierung angesehen werden sollen, sondern lediglich zur Unterstützung dienen, um einen Überblick über die Vielfalt der Zugänge zu diesem Thema zu geben. Es könnten einzelne Beiträge auch anderen Kapiteln zugewiesen werden, andere passen nach eigenem Gutdünken vielleicht nicht in unsere Zuordnung. Die Visionen der Zukunft sind sehr vielfältig, sie können für sich selbst sprechen.

Als erstes stellen die beiden HerausgeberInnen Elisabeth Loibl und Josef Hoppichler ihren Zugang zum Thema Lebensmittelversorgung der Zukunft dar. Elisabeth Loibl betrachtet in „Schmackhafte Aussichten?“ die Zukunft der Lebensmittelversorgung aus der Sicht der Subsistenzperspektive, der Patriarchatskritik und der Tiefenökologie. Josef Hoppichler erzählt kurz die lange Geschichte der Landwirtschaft. Er spannt dabei den Bogen von der Bedeutung des Bodens, der unser aller Lebensgrundlage und in seiner Eigenschaft begrenzt verfügbar ist, über den Beginn der Sesshaftwerdung vor rund 12.000 Jahren bis zur Industrialisierung und dem Einsatz gentechnisch veränderter Organismen. Er äußert Kritik an den Auswüchsen der industriell orientierten Landwirtschaft und stellt Alternativen der Gegenwart wie Biolandbau, Gentechnikfreiheit und regionale Qualitätserzeugung dar.

Das zweite Kapitel setzt sich mit dem wissenschaftlichen Zugang und Umgang mit Visionen und Utopien auseinander.

---

2. Siehe dazu Beiträge von Georg Wiesinger und Maria Vogt

## Utopien und Visionen – Die Auseinandersetzung mit der Zukunft

*„Wenn jedoch [...] die Utopien von gestern die Realität von heute sind,  
so gilt auch gleichermaßen, dass den Realitäten von morgen  
Utopien von heute vorausgehen müssen.“*

Hans Peter Dürr

Sophie Pfusterschmid machte mich, Elisabeth Loibl, auf den Unterschied im Wortgebrauch von „utopisch“ und „visionär“ aufmerksam. Wenn jemand eine Idee hat und die Reaktion lautet: „Das ist utopisch“, wird die Idee damit von vornherein abgelehnt und für nicht realisierbar angesehen. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn Utopie leitet sich – im Gegensatz zu Topos das Land – von Utopos ab und bedeutet „Unland“ oder auch „ohne Orte“ (Werlhof 2010: 115), es ist nicht konkretisierbar, kann nicht auf die Erde gebracht, nicht manifestiert werden.

Heißt es hingegen: „Das ist visionär“, so wird der Idee ein gewisses Maß an Zukunftsfähigkeit zugestanden, vielleicht sogar mit einem Hauch an Bewunderung. Trotzdem haftet ihm der Beigeschmack an, dass es nicht leicht sein wird, das Vorhaben in die Realität umzusetzen, weil die Rahmenbedingungen in unserer Gesellschaft für alles, was anders ist als die bisherigen Gegebenheiten, eng sind.

In diesem Kapitel werden die Beiträge von *Georg Wiesinger* und *Sophie Pfusterschmid* zusammengefasst. *Georg Wiesinger* schreibt über die Geschichte der Landwirtschaftsutopien. Beginnend bei Platon über Thomas Morus, die Lenin Tschajanow-Debatte (Kolchosenwirtschaft versus autonome kleinbäuerliche Landwirtschaft) bis hin zu Ernährungssouveränität und Subsistenzansätzen zieht er einen roten Faden: Es geht um die Sorge der Menschheit um ihre Ernährung, die Verteilungsfrage, die Angst vor dem Hunger, den Kampf gegen die Natur und unter den Menschen um den Kampf zwischen Arm und Reich. Die Grüne Revolution und der Sicco Mansholdplan („Wachse oder Weiche“) sind eine Utopie, die top down, interessens- und profitgesteuert die Ernährungsversorgung gewährleisten sollen. Ob mit Staatsgewalt erzwungen oder auf Herrschaftsfreiheit ausgerichtet, ob auf politisch-wirtschaftliche Interessen oder auf die Versorgung der Menschen das Hauptaugenmerk gelegt wird, es gibt nach seiner Analyse keine neuen Utopien. In der Auseinandersetzung zwischen dem Freihandelsziel der WTO und der Forderung der weltweiten bäuerlichen Bewegung La Via Campesina nach Ernährungssouveränität wiederholt sich in den Augen des Wissenschafters die Debatte zwischen Lenin und Tschajanow. Kritisch hinterfragt er die politische Diskussion um Bäuerlichkeit, die vordergründig zwar debattiert, im Hintergrund durch politische Maßnahmen jedoch weiterhin zerstört wird.

Seine Prognose für die Lebensmittelversorgung der Zukunft lautet daher, dass wir nicht wissen, wie sich die Ernährung der Welt verändern wird.

Für *Sophie Pfusterschmid* geht es grundlegend um das Bewusstsein darüber, dass wir die Zukunft durch unser Leben in der Gegenwart gestalten. Sie weist darauf hin, dass wir mit der Art wie und was wir essen, Landschaft gestalten. Kennzeichnend für den Weg der Industrialisierung der Landwirtschaft sind Abwanderung, Technisierung, Abhängigkeitsverhältnisse sowie die Tatsache, dass der Großteil der Einnahmen beim Nahrungsmittelverkauf nicht mehr in die Taschen von Bäuerinnen & Bauern fließt, sondern in den vor- und nachgelagerten Bereich. Besorgniserregend lesen sich ihre Gedanken, dass wir in der nordwestlichen Hemisphäre davon ausgehen, wir könnten mit Hilfe der Technologie alle Probleme lösen und unseren verschwenderischen Lebensstil trotz abschbarer Schädigung der Welt aufrecht

erhalten, da wir an unserem Konsumverhalten und dem Glauben an das grenzenlose Wirtschaftswachstum festhalten wollen. Im Vordergrund stehe heutzutage lediglich die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion, anstatt sich zu fragen, was nährt uns wirklich.

Es gehe ihrer Ansicht nach nicht darum, die Zukunft vorherzusagen, sondern sie mit der gegenwärtigen Lebensweise bewusst zu gestalten.

Das dritte Kapitel befasst sich mit den globalen (und regionalen) Rahmenbedingungen der Nahrungsmittelproduktion und –verteilung.

### Globale Rahmenbedingungen

Die Zahl der Hungernden strebt der Milliardengrenze zu, jene, die übergewichtig und in Folge nicht gesund sind, sind ähnlich viele. In Indien wählen Hunderttausende Bauern aufgrund der Politik der Grünen Revolution den Freitod, Welt weit sind paradoxerweise vor allem Kleinbäuerinnen und Kleinbauern in den Ländern des Südens von Hunger betroffen, weil durch den Freihandel und gezielte Politik der Überschussverwertung billige Importnahrungsmittel deren Märkte überfluten. In den kommenden dreißig Jahren wird im Hinblick auf die Versorgung mit Lebensmitteln eine andere Politik erforderlich sein als in den vergangenen Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg.

Obwohl Maßnahmen wie beispielsweise eine drastische Reduktion des Fleischkonsums im industriellen Nordwesten der Erdkugel, um das Hungerproblem in den Ländern des Südens zu mildern, wo die Flächen für die Futtermittelpflanzen, produziert für den Weltmarkt, den Menschen den Boden für die Eigenversorgung entwenden. Doch eine Änderung scheint gänzlich am nicht vorhandenen politischen Willen zu scheitern. Wo kein Wille, da kein Weg. Ähnliches gilt für die Tierhaltung, die Umstellung auf biologische Wirtschaftsweise, die sich weiterhin im Marginalbereich bewegt, die Durchsetzung fairer Löhne für die ArbeiterInnen in der Landwirtschaft wie auch faire Preise für die Bäuerinnen & Bauern selbst. Die in diesem Kapitel zu lesenden Beiträge sind gleichzeitig als Reformvorschläge zu verstehen.

*Irmi Salzer* bringt eine prägnante und drastische Übersicht über die vielfältigen Probleme der agrarindustriellen Landwirtschaft. Niedrige Produktpreise, Abhängigkeit von der Saatgut- und Agroindustrie, das unfaire Machtgefälle zwischen ErzeugerInnen und der verarbeitenden Industrie sowie dem Handel sind einige Beispiele für die Zwänge und Ausbeutungsverhältnisse, denen Bäuerinnen & Bauern unterliegen. Die Probleme entstehen ihrer Ansicht nach aber auch dadurch, dass sich die meisten Menschen keine Gedanken darüber machen, wie ihre Nahrungsmittel erzeugt und gehandelt werden. Sie spricht sich für ein politisches Engagement und gegen die so genannte „KonsumentInnenemokratie“ aus, welche besagt, dass die KonsumentInnen an der Supermarktkassa entscheiden würden, welche Form der Landwirtschaft betrieben wird. Die Politik dürfe sich nicht aus der Verantwortung stellen. Der Slogan global denken, lokal handeln, reicht ihrer Ansicht nach nicht mehr. „Die Bäuerinnen (und Bauern) der Zukunft“ müssten auch global handeln, da der Klimawandel eine Kooperation mit Bäuerinnen & Bauern weltweit erforderlich machen wird. Für den bäuerlichen Alltag, der nach einer behutsamen Bewirtschaftung trachtet, sei es erforderlich, neue Formen des Zusammenlebens und der Arbeitsorganisation zu entwickeln.



Durch die „Einladung, sich selbst ein Bild zu machen – Welche Bildung brauchen wir für eine gesunde Lebensmittelversorgung?“ von *Maria Vogt* zieht sich literarisch verwoben der Besuch in einem Museum. Sie macht damit deutlich, dass Bildung sehr viel mit den Bildern zu tun hat, die wir in unseren Köpfen haben respektive die uns eingeflößt wurden. Die Metapher des Museumsbesuches führt vor Augen, dass die Bilder, die in der Werbung über die bäuerliche Landwirtschaft gezeigt werden, nicht der Realität entsprechen, wie jeder und jede, der/die mit offenen Augen durch die Landschaft geht, feststellen kann. Es wird deutlich, wie sehr die Bilder und Vorbilder, die uns gezeigt werden Einfluss auf unsere Einstellungen haben, wie die Autorin auch anhand der Auswahl von Exkursionsbetrieben zeigt. Maria Vogt verweist auf den Widerspruch der Interessensvertretung, die ihre Bäuerinnen und Bauern zu hoch technisierten agrarindustriellen Betrieben führt (die als Vorbilder dienen sollen) und doch vordergründig weiterhin von bäuerlicher Landwirtschaft spricht<sup>3</sup>. Maria Vogt bedauert, dass Menschen nicht von Kindesbeinen an ermutigt werden, über alle Themen, die ihnen am Herzen liegen, offen zu diskutieren und Konflikte auszutragen, wie es im gesamten Agrarsystem dringend angebracht wäre. Für sie ist Bildung dann geglückt, wenn Menschen das Lernen als einen Prozess begreifen, in den sie sich immer wieder vertrauensvoll einlassen können. Dazu braucht es auch Menschen, Gleichgesinnte, die sich gegenseitig den Rücken stärken, wenn eine oder einer dabei ist, eine neue Idee umzusetzen, wie dies in der Bäuerinnenbildungsarbeit der ÖBV Via Campesina der Fall ist. Darüber hinaus führt auch sie – wie vor ihr Irmi Salzer – die Bedeutung der weltweiten Vernetzung von Bäuerinnen & Bauern an, um sich gemeinschaftlich und solidarisch für einen sorgsam Umgang mit den Lebensgrundlagen zu engagieren.

Ähnlich wie Maria Vogt webt sich durch den Beitrag des Schweizer Architekten *Köbi Gantenbein* ein literarischer Text, in dem sich Max Bär, ein fiktiver Architekt, fragt, ob die Architektur die Alpen retten könnte. Wie könne ein 50-jähriger Mann in der Lage sein, die 500 Millionen Jahre alten Alpen zu retten, wo diese doch über viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende die Menschheit gerettet hätten durch die Versorgung mit Lebensraum, Nahrung, Baumaterialien und Wasser. Dadurch, dass die reichen Teile des Landes die Alpen und ihre Menschen liebten, konnte das Schweizer Sozialmodell entstehen. Politik lief in der Schweiz nicht über den Klassenkampf, sondern über die Schaffung vielfältiger Räume. „Die räumliche Solidarität ist ein Erfolgsmodell, nicht nur Betonorgie und Hallenbadüberfluss“. Damit deutet er an, dass viele der Investitionen nicht nur sinnvoll waren, stellt jedoch fest, dass die Aufrechterhaltung des öffentlichen Verkehrs, vor allem der Eisenbahn, einen wesentlichen Beitrag dafür leistet, dass Menschen in den Alpen verbleiben. Wenn trotz alledem SchweizerInnen die Berge verlassen, „so ist es eine gute Zuversicht, wenn Mikail, Miroslava, Bledij und Libusche einheimisch werden“. Am Ende kommt der Architekt zu dem Schluss, dass nicht die Architektur, sondern die Menschheit die Alpen retten wird.

*Dieter Behr* beschäftigt sich seit seiner Diplomarbeit<sup>4</sup> mit dem Thema Landwirtschaft und Migration. In diesem Band schreibt er über die Arbeitsverhältnisse am Land, die Herausforderungen gewerkschaftlicher Organisation und globale Bewegungsfreiheit. Er macht deutlich, wie sehr die Migrationsbe-

3. Diesen Widerspruch analysiert Georg Wiesinger in seinem Beitrag.

4. Behr, Dieter 2004: Was hat Gemüse mit Migration zutun? Diplomarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien

wegung mit der Zerstörung der lokalen Landwirtschaft und Märkte zu tun hat. Er spricht sich gegen die so genannte „Festung Europa“ aus, waren es vor und während dem Zweiten Weltkrieg doch die EuropäerInnen, die in jene Kontinente auswanderten, von wo heutzutage die MigrantInnen kommen. Sie wurden dort ohne Papiere und andere Formalitäten aufgenommen, weshalb nicht verständlich sei, warum es umgekehrt erforderlich scheint. Die Gründe, warum Menschen ihre Heimat verlassen, sind vielfältig, doch liegen sie vorrangig in der Zerstörung der lokalen und regionalen Wirtschaften durch die EU und andere Westmächte. Dieter Behr nimmt historischen Bezug auf die Auswanderungswelle aus Irland in die Vereinigten Staaten durch die Hungerkatastrophe im 19. Jahrhundert. Im Hinblick auf Migration und deren Verhinderung durch die Grenzschutzagentur Frontex bietet Behr eine Lösung an, die für mehr Humanität, Solidarität und Gastfreundschaft plädiert.

*Martin Balluch*, Mitbegründer des Vereins gegen Tierfabriken, schreibt über den Tierschutz im 21. Jahrhundert. Dieser hat sich seit seinen Anfängen während des 19. Jahrhunderts wesentlich verändert, da er sich anfangs lediglich an tierliebende Menschen wandte, die sich gegenüber ihren Haustieren freundlich verhalten sollten. Heutzutage seien die Auswirkungen der Tatsache, dass Tiere seit der Aufklärung und dem damals verfassten ABGB per Gesetz als Sache gelten (das bedeutet, dass Tiere willkürlich behandelt werden können), in der für Mensch und Tier unwürdigen Massentierhaltung deutlich zu erkennen. Balluch vergleicht sein Engagement mit der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert. Damals – wie heute, siehe Beitrag Dieter Behr – hatten Menschen einen 16 Stunden Arbeitstag, keinen Urlaub, kein Arbeitslosengeld, keine Krankenversicherung. Die Arbeiterbewegung hatte Rechte erkämpft, die die Totalausbeutung abfederten. Für Tiere gäbe es derartige Rechte für ihren Schutz bis heute nicht. Um die Verhältnisse zu verbessern, bedürfe es eines Paradigmenwechsels in der Mensch-Tier-Beziehung, die Demokratisierung der Tierhaltung (Abschaffung, dass Tiere vor dem Gesetz nur eine Sache sind) und für die Zukunft als ersten Schritt eine drastische Reduktion des Fleischkonsums. Die Vorgaben artgerechter Haltung würden von der Last der bürokratischen Verwaltung befreit werden, wenn nur so viele Tiere gehalten werden würden, wie es ein gesundheitsfördernder und politisch annehmbarer Fleischkonsum erfordert. Angesichts des belastenden Einflusses der agrarindustriellen Massentierhaltung auf den Klimawandel, das Grundwasser und die übrigen Lebensgrundlagen bietet der biovegane Landbau eine zukunftsweisende Alternative. Damit würden die Interessen der Tiere vollends gewahrt werden.

*Petra C. Gruber* spannt in ihrem Beitrag „Vom Ende des Hungers in der Welt“ einen weiten Bogen. Sie hält einen erforderlichen Paradigmenwechsel abseits des mechanistischen und ökonomistischen Weltbildes für unumgänglich, da der Freihandel und der Weltmarkt keine effiziente und bedürfnisgerechte Versorgung der Menschheit gewährleisten können. Sie ist zuversichtlich, dass um 2040 Bewegungen wie Via Campesina und andere Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen alternative, menschen- und umweltgerechte Lebens- und Wirtschaftsformen durchgesetzt haben werden. In ihrer Vision von der Zukunft werden gegen Mitte des 21. Jahrhunderts Menschen vorwiegend pflanzliche, regionale und saisonale Nahrung zu sich nehmen, die in biologischer Wirtschaftsweise angebaut worden sind. Petra C. Gruber geht davon aus, dass sich die Werte der Menschen wesentlich verändert haben werden, sie weniger auf Geld, Konsum oder Besitz achten, als auf den eigenen Selbstwert und soziale Beziehungen.

Politik wird nicht länger top down entschieden, sondern durch Partizipation, Subsidiarität und Dezentralisierung gekennzeichnet sein. Das Förderwesen der Landwirtschaft wird bis 2040 völlig umgestellt sein, im Mittelpunkt werden Fairness, Gestaltungsräume und Re-Regionalisierung stehen. Welthandel wird es nach wie vor geben, jedoch lediglich für Produkte, die aufgrund klimatischer Bedingungen nicht vor Ort angebaut werden können. Der Weltmarkt wird durch geschützte Binnenmärkte an Bedeutung weitgehend verloren haben. Wesentliche Änderungen wird es auch in der Entwicklungszusammenarbeit geben. Symptombekämpfung, abstrakte Programmierung und Verwaltung werden einem intensiven Dialog auf gleicher Augenhöhe, Austausch von Wissen und Erkenntnissen sowie gemeinsamen Lernen und konstruktiver Zusammenarbeit zur Lösung der Probleme gewichen sein.

Damit findet eine Überleitung zum abschließenden vierten Kapitel statt, in dem sich die Beiträge den lokalen und eigenmächtigen Aktivitäten widmen.

### Lokale und eigenmächtige Aktivitäten

In der Subsistenzperspektive geht es am Ende immer um die Frage, was können wir persönlich konkret tun, wo gibt es Handlungsspielräume, die geöffnet werden können. Wenn es darum geht, Forderungen an die Politik zu formulieren, erzeugt dies bei vielen Menschen ein Ohnmachtsgefühl und ein Gefühl, ausgeliefert zu sein. Geht es hier nicht auch darum, das eigene Handeln und die Verantwortung zu delegieren? Es ist in der wissenschaftlichen Literatur sehr wichtig, konkrete Alternativen darzustellen, denn diese können Vorbilder werden für Menschen, die mit der momentanen Situation zwar unzufrieden sind, denen jedoch die Ideen fehlen, was sie konkret anders machen könnten.

In den Beiträgen in diesem Kapitel geht es um Eigenmacht, um das Anknüpfen an die Vergangenheit, um Entschleunigung, aktive LebensmittelBE- und nicht länger nur passive LebensmittelVERsorgung. Es werden praktische Beispiele einer tatkräftigen Umsetzung konkreter Alternativen in den Alpen wie auch in den Städten in Form von interkulturellen Gärten vorgestellt.

*Monika Gruber*, Biobäuerin, Kabarettistin, Kinesologin, Redakteurin und Schreiberin betitelt ihren Beitrag „Wer die Zukunft mitgestalten will, muss die Vergangenheit verstehen“. Sie erzählt die Geschichte ihres Vaters und ihrer eigenen Kindheit, die von Selbstversorgung, dem Duft und dem Geschmack von frischem Brot, dem Genuss von Gemüse direkt von der Erde wie auch dem Sammeln wild wachsender Früchte geprägt war. Zur Jahrtausendwende gerieten die Bäuerinnen & Bauern immer mehr unter Druck durch die wirtschaftlichen wie auch die politischen Rahmenbedingungen. Die Bürokratisierung nimmt ab dieser Zeit Ausmaße an, die Monika Gruber an George Orwells „1984“ erinnern. Für die Bäuerin zentral ist die Verbundenheit der Bereiche Küche, Garten und Landwirtschaft, die jedoch in der Agrarpolitik kaum eine Beachtung findet. Angesichts ihrer Erfahrungen müsste sie die Zukunft der Lebensmittelversorgung dunkelgrau malen. Doch sie weiß um die Kraft der Visionen. Sie glaubt an eine Gestaltung der Zukunft, die sie in prächtigen Farben malt. In ihren Bildern werden wieder mehr Menschen in der Landwirtschaft tätig sein und es werden wieder alte traditionelle handwerkliche Tätigkeiten aufgenommen. Das Gärtnern wird sich vermehrt großer Beliebtheit erfreuen, die Vielfalt der Gärten wird sehr groß sein. Verwirklicht wird dies durch einen entscheidenden Bewusstseinswandel sein, der die Menschen wieder begreifen lässt, dass sie von der Erde leben und aufeinander angewiesen sind.

*Kerstin Rohrer* von Slow Food Burgenland erzählt am Anfang ihres Beitrages „Langsam, aber sicher... drei Episoden zur Lebensmittelversorgung um 2040“ einen Ausschnitt aus dem Film „Brust oder Keule“ von und mit Luis de Funes. Der französische Komiker und Drehbuchautor des Films sah während der 1970er die Folgen der Industrialisierung der Lebensmittel voraus und setzte sich in seiner Art komisch, tapfer und sarkastisch für eine traditionelle Küche mit hochwertigen Lebensmitteln ein. Kerstin Rohrer geht davon aus, dass die Prophezeiungen, künstlich hergestellte Nahrung werde in Zukunft das Gros der Nahrungsmittelversorgung darstellen, nicht eintreffen werden. Nicht politische Entscheidungen oder geänderte Rahmenbedingungen werden dafür ausschlaggebend sein, sondern das Verlangen der Menschen nach Genuss und das durchgesetzte Recht auf gute, saubere und faire Nahrungsmittel. Wichtig dabei sei die Erziehung der Kinder. In Rohrers Zukunftsvision werden alle Kindergärten und Schulen einen eigenen Garten bewirtschaften und es werden regelmäßige Besuche auf Bauernhöfe abgehalten. Nicht KonsumentInnen<sup>5</sup>, sondern Ko-ProduzentInnen wissen um die Probleme der Lebensmittelproduktion und haben sich entschlossen, sich für lokale und regionale Produkte zu entscheiden, deren Herkunft für sie nachvollziehbar ist. Im Gegensatz zu den Befürchtungen der Intellektuellen, dies würde zu einem Rückschritt in die Steinzeit führen, haben sich Lebensmittelgemeinschaften gegründet, die via Internet vernetzt sind und nachhaltige Methoden der Lebensmittelproduktion im Einklang mit der Natur, der Landschaft und der Tradition bewahren, ermutigen und fördern.

*Hans Untersberger*, schreibt über die Lebensmittelbesorgung der Zukunft als einen aktiven Akt im Gegensatz zum passiven mit Lebensmitteln versorgt werden. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Der Biobauer vergleicht die industrielle respektive feudale Lebensmittelversorgung mit einem Schachspiel, wo Bauern den König abschirmen und nur geradlinig vorwärts schreiten, anstatt zyklisch wie es dem Kreislauf der Natur, mit der sie arbeiten, eher entsprechen würde. Er zeigt Beispiele aus der Geschichte, wie das der Inkas, worin sich die Landnutzung im Wesentlichen unterschied zu heute und zu unserer westlichen Kultur: alle Kinder erhielten lediglich ein Landnutzungsrecht, das nach dem Tod wieder erlosch und an Kinder weitergegeben wurde. Auch waren die Inkas noch soweit mit der Natur verbunden, dass sie eine Wirtschaft betrieben, die sich mit der Natur und nicht gegen sie entwickelte. Untersberger nennt es die Freundschaft mit den Menschen und mit der Natur.

Untersberger berichtet über die Gründung eines dezentrales Naturreisebüro, in dem Menschen Naturreisenden ihre Lebenswelt, ihr Wissen um die Landschaft, in der sie leben und die sie mitgestalten, eröffnen können.

Sein Beispiel aus Sri Lanka zeigt, wie ein agrarkulturelles Landnutzungsmodell es dem Land, das in etwa so groß ist wie Österreich, jedoch doppelt so viele EinwohnerInnen zählt, eine ausreichende Lebensmittelbesorgung ermöglicht.

In einem Projekt, das an einer Schule während der 1960er Jahre durchgeführt wurde, wurde den Schülern das Veredeln von Obstgehölzen beigebracht. Als der Schulgarten zu klein dafür wurde, haben die Schüler begonnen, die Gehölze in den angrenzenden Nachbargrundstücken zu pflanzen. In den Städten des 21. Jahrhunderts verhält es sich umgekehrt: es werden Bäume gepflanzt, die darauf gezüchtet wurden, keine Früchte zu tragen. Im Fall einer Lebensmittelknappheit wird dieser Umstand es den

---

5. Das lateinische Wort *consumare* bedeutet unter anderem zerstören.

Menschen verunmöglichen, sich von Früchten in der freien Natur zu ernähren. Am Ende bleibt Hans Untersberger zuversichtlich. Die Menschen des 21. Jahrhunderts werden ihre Bedürfnisse ohne unnützen Aufwand befriedigen können und entsprechend ihrer geistigen und spirituellen Fähigkeiten die Zukunft gestalten.

*Michael Machatschek* ist davon überzeugt, dass die Menschen überleben werden, wenn sie sich selbst organisieren und die Eigenversorgung nicht nur von Lebensmitteln, sondern auch von Energie und was der Mensch sonst noch zum Leben braucht, wieder selbst in die Hände nehmen. In seinem Beitrag „Die silbrig glänzenden Tauperlen werden von der Sonne aufgetrunken“ übt er anhand praktischer Darstellungen scharfe Kritik am herkömmlichen agrarpolitischen System und zeigt anhand der Geschichte von „AussteigerInnen“, die sich in den Alpen ihre eigene Welt geschaffen haben, wie sehr die Verwaltung versucht, die Vorbildwirkung gelebter Alternativen zu behindern, wenn nicht gar zu zerstören. In einem fiktiven Dialog zwischen der Gruppe AussteigerInnen und einem Agrarberater werden der Widerstreit zwischen Fortschrittsglauben und traditioneller Wirtschaftsweise heftig diskutiert. Für Michael Machatschek können manche Erneuerungen akzeptiert werden, solange sie nicht wie beim Einsatz der Gentechnik oder der synthetischen Düngemittel und Pestiziden eine Entkoppelung von der Natur stattfindet. „Um Subsistenz leben zu können, gehören die Dissidenz und die Vorausschau dazu, alte und neue Techniken aufzuspüren, die an aktuelle Erfordernisse angepasst werden können.“

Michael Machatschek<sup>6</sup> verweist auf den Zusammenhang zwischen Lebensmittelerzeugung und Esskultur. Seiner Auffassung nach wird die traditionelle Küche wieder belebt und durch internationale Elemente des Kochens ergänzt werden.

In seiner Erzählung findet eine Exkursion auf dem AussteigerInnenhof statt. Dort stellt der Autor fest, dass die ExpertInnen der Landwirtschaft zwar die herzhaften Lebensmittel genießen können, jedoch nicht begreifen, dass sie mit ihrer Auffassung und Umsetzung von Agrarpolitik dabei sind, eben diesen Genuss zu zerstören. Machatschek ist jedoch zuversichtlich, dass sich der auf Subsistenz und Dissidenz ausgerichtete Teil der Menschheit „das Feuer des guten Lebens nicht wegblasen“ lassen wird.

Es ist das Gefühl des Mangels und der Minderwertigkeit, das Ausländerfeindlichkeit und Rassismus keimen lässt. Nicht jedoch das Bedürfnis nach Regionalität, nach Heimatverbundenheit, nach Speisen, die bereits in Großmutter's Küche ihren Duft verbreitet haben. Heimat ist ein ideologisch wie romantisch besetztes Wort, das viele mit rechtem Gedankengut in Verbindung bringen. Doch der Mensch braucht Verwurzelung, Vertrautes, Geborgenheit. Und dies ist vor allem im Essen wieder zu finden. In diesem Zusammenhang gibt es zwei Beiträge, die die Entstehung und die Hintergründe von interkulturellen Gärten darstellen.

*Nadja Madlener* und *Ursula Toborsky* berichten über das Zustandekommen, Beweggründe und historische Hintergründe interkultureller Gärten. Sie schreiben über eine neue Allmende, die durch gemeinschaftliche Nutzung öffentlicher Flächen wieder anknüpfen an frühere Zeiten oder ihr eigenes altes Leben und sich damit wieder verwurzeln in ihrem neuen Leben in der Fremde. Darüber hinaus sind Interkulturelle Gärten grüne und soziale Lernorte. Es wird Wissen über verschiedene Bewirtschaftungsformen, Erfahrungen bei der Gartenarbeit, Umgang mit Schnecken oder wie Nützlinge vermehrt

6. wie auch Petra C. Gruber in ihrem Beitrag

werden weiter gegeben und empfangen. Durch das Anknüpfen Können an die Lebenserfahrungen und eigene Lebensbereiche weist diese Art des Lehren und Lernens der allgemeinen Pädagogik einen neuen Weg<sup>7</sup>.

*Elisabeth Meyer-Renschhausen* lässt eine Frau mit Namen Elmedina die Geschichte erzählen, die sich an den Aufbau des interkulturellen Gartens in Berlin erinnert. Über die Schwierigkeiten, die es dabei gegeben hat, und auch über interne Konflikte. Doch die Gärtnerinnen haben angefangen, ihre Gärten anzulegen, sie haben sich, um den Rasen natürlich zu mähen, Ziegen zugelegt und letztlich Obstbäume mit alten Sorten gezogen, um auf dem Rasen Schatten zu haben. Zusammen zu gärtnern, zusammen zu grillen und miteinander zu tanzen half der Gruppe der Gärtnerinnen über ihre Sprachbarrieren hinweg. Das Verkochen von in den Gemeinschaftsgärten gezogenem Gemüse bringt einen besonders kleinen ökologischen Fußabdruck mit sich. Für viele überraschend wirkt sich das Gemeinschaftsgärtnern<sup>8</sup> gegen Kriminalität, Drogenmissbrauch und sozialem Verfall aus, wie Meyer-Renschhausen die Gründerin der Community Gardening Bewegung in Detroit, Grace Lee Boggs, 2019 auf einer weltweiten Kleinbauern- und Gartenkonferenz erzählen lässt.

Die aktive, lokale Ver- respektive Besorgung von Lebensmitteln wird im Beitrag von *Karin Okonkwo-Klampfer*, ebenfalls thematisiert. Die Geschäftsführerin von Via Campesina Austria und Vertreterin der Ernährungssouveränität ist davon überzeugt, dass sich in zwanzig Jahren die Einstellung der Menschen zur Ernährung grundlegend geändert haben wird. Wochenmarkt statt Weltmarkt, Handel ist in regionalen Kreisläufen eingebettet und von Ebenbürtigkeit der PartnerInnen geprägt. Da die Menschen um 2030 um den Wert der Dinge wissen, ist Geld nur eines der Tauschmittel, die es gibt. Ihre Vision ist, dass sie den elterlichen Hof weiter bewirtschaften wird, jedoch nicht alleine, sondern in Gemeinschaft mit anderen Menschen, die den Hof unterstützen und damit ihre eigene Versorgung gewährleisten. Nach Jahrzehnten des Rückgangs gibt es für Okonkwo-Klampfer um 2030 wieder mehr Bäuerinnen & Bauern am Land. Die Lebensmittelproduktion ist lokal und kleinstrukturiert ausgerichtet, wie es im Weltagrarbericht 2009 empfohlen worden ist.

Am Ende steht ein Beitrag aus der Zeit, als Franz Fischler EU-Agrarkommissär war. Damals veröffentlichte er in der Zeitschrift „Die Zeit“<sup>9</sup> eine Utopie der Landwirtschaft, die in sterilen Produktionsstätten mittels technischer Errungenschaften durchgeführt wird<sup>10</sup>. *Elisabeth Baumhöfer* reagierte als damalige Geschäftsführerin des Agrarbündnisses darauf mit einer Presseaussendung, die den Titel trug: Mut zur Utopie.

*Die HerausgeberInnen*

- 
7. Dieser Zusammenhang wird ebenfalls im Beitrag von Kerstin Rohrer behandelt.
  8. das in den USA und Kanada Formen des Community Gardening, Urban Agriculture und Guerilla Gardening angenommen hat
  9. [www.zeit.de/2001/35/200135\\_traum\\_fischler\\_xml](http://www.zeit.de/2001/35/200135_traum_fischler_xml)
  10. 2007 gab Fischler gemeinsam mit Franz Gottwald im Murmann Verlag das Buch heraus: Ernährung sichern, weltweit ökosoziale Gestaltungsperspektiven – Bericht an die Global Marshall Plan Initiative. Darin wird deutlich, dass der derzeitige Präsident des Ökosozialen Forums seine Zukunftsvisionen in der Zwischenzeit grundlegend geändert hat.

### Literaturverzeichnis

Dürr, Hans Peter 1992: Verantwortung für die Natur, Pendo Verlag, Zürich

Loibl, Elisabeth, Krammer, Josef 2007: Das Politische ist persönlich, das Persönliche ist politisch –  
Zeitzeugen der Agrarpolitik, Forschungsbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Wien

Strigl, Alfred 2009: Was ist Nachhaltigkeit? Ein Modewort oder eine Überlebensfrage, Referat im  
Rahmen der Veranstaltung „1. Infotag zur Nachhaltigkeit“ in Irnfritz am 9. Oktober 2009

Werlhof, von Claudia 2010: Über die Liebe zum Gras an der Autobahn – Analysen, Polemiken und  
Erfahrungen in der „Zeit des Bumerang“, Christel Göttert Verlag Rüsselheim

Wohlmeyer, Heinrich 2006: Globales Schafe Scheren - Gegen die Politik des Niedergangs. Edition Va  
bene, Wien, Klosterneuburg





## Einleitung - Teil 2

### Schmackhafte Aussichten?

#### Die Zukunft der Lebensmittelversorgung im Blickfeld der Subsistenzperspektive, der Patriarchatskritik und der Tiefenökologie

*Elisabeth Loibl*

*„The Earth provides enough for every man's need but not for every man's greed“<sup>11</sup>*  
Mahatma Gandhi

*„Trotz all der schrecklichen Prognosen, können wir noch immer handeln, um eine lebensfähige Welt zu erhalten. Wir können unsere Lebensbedürfnisse befriedigen, ohne unsere Lebensgrundlagen zu zerstören. Wir besitzen das technische Wissen und die Kommunikationsmittel, um das zu tun. Wir haben genug Verstand und Kräfte zur Verfügung, um ausreichend Nahrungsmittel anzubauen, die Luft und das Wasser rein zu halten und die Energie, die wir wirklich benötigen, aus Sonnenkraft, Wind und Biomasse zu gewinnen.“* Joanna Macy (2007: 25)

Die agrarindustrielle Produktionsweise wird keine Zukunft haben. Eine der wesentlichen Ursachen dafür liegt aus der Subsistenzperspektive betrachtet darin, dass die Natur uns Lebewesen großzügig mit Nahrung und allem, was wir zum Leben brauchen, versorgt. Diese Geschenke werden in einem kapitalistischen Patriarchat jedoch zu Waren gemacht und in Geld umgewandelt. Die daraus resultierende plündernde und zerstörende Form der „Alchemie“ (vgl. Werlhof 2010) hat derart verheerende Auswirkungen auf die Welt<sup>12</sup>, dass sie die Menschheit – und viele andere Lebewesen angesichts der ökologischen und sozialen Lage – an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Was müssen, was können wir tun? Welche Einstellungen und Visionen leiten unsere Handlungen, die zu einem anderen Umgang mit unseren Lebensgrundlagen führt? Utopien zu entwickeln scheint dabei wenig Ziel führend zu sein.

11. „Die Erde hat genug für die Bedürfnisse aller Menschen, nicht jedoch für jedenmanns Gier“

12. In Anlehnung an die Patriarchatsforscherin Heide Göttner-Abendroth spreche ich von „Welt“ anstatt von einer abgespaltenen Natur, Um- oder Mitwelt. Ich nehme nicht länger eine Unterscheidung oder Abspaltung vor, sondern betrachte mich als Teil der Welt und lerne wieder, von der Verbundenheit mit allen Wesen in dieser Welt auszugehen. Die Tiefenökologin Joanna Macy hält diesen Umstand für eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass sich unser Umgang mit und unsere Wirtschaftsweise in der Welt verändern wird.

## Zum Thema Utopie

Patriarchatskritisch betrachtet sind die meisten Utopien, die entwickelt wurden, Vorwegnahmen reiner Patriarchate. Werlhof (2010: 114ff) vertritt die Auffassung, dass das Patriarchat an sich eine reine Utopie ist, denn es geht darum, sich von der Erde, von dem Leben, wie es hier „angelegt“ ist, zu emanzipieren. Die Mitbegründerin des Subsistenzansatzes und der Patriarchatskritik übersetzt patriarche mit: aus dem Vater geboren. Darauf läuft ihrer Ansicht nach das Projekt „Utopie Patriarchat“ hinaus. Es wird das Ende der Abhängigkeit von der Natur angestrebt, „sie wollen unabhängig werden vom irdischen Geschehen, von leiblichen Bedürfnissen, von konkreten Orten, von Müttern, überhaupt von Frauen und dem ganzen alltäglichen Gerangel des Lebens. Sie stellen sich vor, dass es eine quasi überirdische, „höhere“ Welt geben müsse, eine jenseits des Physischen: die metaphysische, physein heißt gebären. Sie glauben an eine Welt, in der Leben und Tod, Gebären und Sterben, Leib und Natur überwunden sind“ (Werlhof 2010: 115).

Beweis der „Patriarchatsstreue“ der berühmten Utopien wie beispielsweise jene von Platon und Thomas Morus<sup>13</sup> ist die darin vorhandene Selbstverständlichkeit von Hierarchien. Im Gegensatz zu egalitären, herrschaftsfreien Gesellschaftsformen, wie sie in matriarchalischen oder nicht-patriarchalischen Gesellschaften vorzufinden sind (vgl. Göttner Abendroth 2000 und 1998), ist eine Über- und Unterordnung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder ein Hinweis für Herrschaftsverhältnisse. Gleichzeitig handeln viele Utopien – ebenfalls ein Hinweis auf patriarchalische Einschränkung – von der Beherrschung der Natur.

Die Natur des Menschen ist eine lebendige, die von der Natur vorerst nicht getrennt worden ist. Erst mit der Zivilisation oder was wir als die Vertreibung aus dem Paradies kennen, sollte sie ebenso beherrschbar gemacht werden wie die äußere Natur selbst. Um den Menschen seine Verbundenheit mit der Natur auszutreiben, sind wir einer fortlaufenden Entfremdung, Entwurzelung ausgesetzt, sodass wir „fremdln“ in einer Welt, die wir gestalten sollten<sup>14</sup>. Denn das ist letztlich unser grundlegendes Problem: Die Utopie lebt ohne Land, daher darf es uns nicht wundern, wenn wir keinen Boden unter unseren Füßen bekommen. Wer im herrschenden System gut funktionieren will, muss „über den Dingen stehen“.

Werlhof (2010a: 7) vertritt die Ansicht, wenn wir die gegenwärtigen Probleme der Weltgesellschaft lösen wollen, brauchen wir keine neuen Utopien, denn die Utopien selbst sind das Problem, dessen Lösung zu sein sie vorgeben. Die Utopie des Patriarchats bezeichnet Werlhof als „Krieg gegen das Leben“, das von den meisten für realistischer, „edler“ und „wahrer“ gehalten wird, als der bewusst friedliche, klug, langfristig denkende und freundliche Umgang mit den irdischen Lebensbedingungen (Galtung 1997 zit. nach Werlhof 2010a: 9).

Wenn Utopien uns nicht helfen, aus einem hierarchischen Denken, aus fixierten Vorstellungen, indoktrinierten Werthaltungen und zerstörerischen Handlungen auszusteigen, wird es an uns selbst liegen, neue Wege der Zukunftsgestaltung zu beschreiten (siehe Beitrag Sophie Pfusterschmid).

---

13. siehe Beitrag Georg Wiesinger

14. siehe Beitrag Sophie Pfusterschmid

## Subsistente Ansichten über das Essen

Da ich mich in meiner Studie „Das Brot der Zuversicht“ (Loibl 2003) eingehend mit dem Zusammenhang von Esskultur und bäuerlicher Landwirtschaft unter der Subsistenzperspektive befasst habe, soll in dieser Einleitung nur ein kurzer Abriss genügen, der in Verbindung mit den Beiträgen in diesem Buch steht<sup>15</sup>.

Die Hungerkatastrophe in Irland im 19. Jahrhundert, wie sie in diesem Band von Josef Hoppichler und Dieter Behr beschrieben wird, wurde von der Subsistenzperspektive her betrachtet durch die Monokulturisierung der Kartoffel hervorgerufen, die imperialistisch durch das britische Empire gegenüber der ursprünglichen vielfältigen Produktion der irischen Subsistenzbäuerinnen und –bauern durchgesetzt wurde.

Jede Art von Monokultur bringt eine wesentlich höhere Anfälligkeit gegenüber Krankheiten mit sich. Trotz der dadurch erforderlichen enormen Einsätze von Pestiziden und den höheren Ausgaben für Betriebsmittel im Allgemeinen, scheint sich eine Monokultur in einem kapitalistisch geprägten System „zu rechnen“. An die Kosten für die Allgemeinheit und den Schaden, der in der Welt dadurch angerichtet wird, denken nur wenige. „Die Monokultur in den Köpfen schafft [nicht nur] eine Monokultur am Feld“ (Shiva 2009: 37), sondern auch den Hunger in der Welt des Südens. Die indische Aktivistin erklärt in diesem Interview mit dem Tiefenökologen Geseko von Lüpke mit klaren Worten die Zusammenhänge der vollen Supermarktregale im reichen Nordwesten der Erdkugel mit dem Hunger im Süden. Die Menschen in diesen Ländern werden gezwungen, auf ihren Böden Pflanzen für den Export anzubauen, damit Devisen eingenommen und die Schulden zurückgezahlt werden können (siehe dazu Beitrag Petra C. Gruber in diesem Band).

Wie ein unheilvoller roter Faden zieht sich durch unsere Auffassung von Wirtschaften die Umwandlung von Nahrung/Natur in Geld wie auch von Arbeit in Geld, damit wir genug zu essen und zum Leben haben. Jene, die nur „von ihrer Hände Arbeit“ leben, ohne den Umweg über die „Beschaffung von Geld“ zu gehen, gelten in den Augen der nordwestlichen ÖkonomInnen herkömmlich als arm. Dabei wird zwar immer wieder der Wohlstand betont, der oft in dem Sinn gemeint ist, dass wir uns nicht mehr die Hände „schmutzig“ machen müssen, wenn wir in der Erde graben. Die Frage nach einem guten Leben wird jedoch nicht gestellt, als sei es ganz selbstverständlich, dass die Bedingungen auf dieser Erde nolens volens einschränkende, beschneidende, mühevoll und auch leidvolle sind. Im Sinne des Fortschritts sei es jedoch allemal besser, dabei saubere Hände zu behalten.

Auf der anderen Seite werden in der Zwischenzeit Gartentherapien angeboten, weil in therapeutischen Fachkreisen festgestellt worden ist, dass die Arbeit und das Verweilen in einem Hausgarten sowohl auf Kranke als auch auf gesunde Kinder, Erwachsene und alte Menschen eine gesundheitsfördernde und belebende Wirkung hat (vgl. Schöller 2010). Gesellschaftlich betrachtet, spielen in diesem Zusammenhang die Interkulturellen Gärten durch ihre integrationsfördernde Wirkung für Migran-

15. Außerdem möchte ich in diesem Zusammenhang auf die Publikationen meiner Kolleginnen Sophie Pfusterschmid und Martha Neunteufel (2006 und 2008) verweisen, die zwar nicht unter der Subsistenzperspektive forschen, jedoch einen holistischen Ansatz verfolgen. Darüber hinaus ein Verweis auf Martina Kaller Dietrich (2002) und Petra C. Gruber (2009).

tInnen eine große Rolle, über die Nadja Madlener und Ursula Taborsky sowie Elisabeth Meyer-Renschhausen in diesem Buchband schreiben.

Maria Mies stellte in ihrem Referat im März 2010 in Innsbruck die Frage: „... und wann kommt das ‚gute Leben‘?“ Für die Mitbegründerin des Ökofeminismus hängt das gute Leben weitgehend mit der Frage nach der Beschaffung der lebensnotwendigen Mittel zusammen. Sie wundert sich darüber, wie wenig selbst Erwachsene über die Herkunft von Lebensmitteln wissen. Sie lebt in einem Dorf in der Eifel, wo es 2009 durch einen Sturm zu einem tagelangen Stromausfall gekommen ist. In Panik stürmten Menschen den Supermarkt. Dort hieß es jedoch, die Lebensmittel würden nur für zwei Tage reichen. Warum die Menschen von heute offenbar davon ausgehen, der Supermarkt versorge sie und nicht die Erde, bleibt für Mies ein Rätsel. Die Entfremdung beginnt von Kindesbeinen an und wirkt sich im Erwachsenenalter derart aus, dass die Menschen nicht mehr wissen, dass sie vom Boden leben, von Nahrungsmitteln, die lebendig sind.

Entfremdung ist die Vorstufe zur Entmündigung. Es ist leicht, Menschen zu dirigieren, die den Bezug zu ihren natürlichen Wurzeln verloren haben. Somit hat Ernährung nicht nur durch Hunger, sondern auch wenn Menschen satt werden<sup>16</sup> mit Politik zu tun. Maria Vogt schreibt in ihrem Beitrag über den Spruch „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“, dieser zeigt jene Seite der Abhängigkeit. Die andere Seite ist die, dass Menschen durch Beraubung, Weglocken oder Entzug ihrer eigenen Lebensgrundlagen von Arbeitsplätzen und dem Geld abhängig gemacht wurden und werden. In der Geschichte der Menschheit geht es seit der Inquisition um die fortwährende Zerschlagung bäuerlicher Lebensgrundlagen (Werlhof 2010: 140).

### **Bäuerlichkeit im Patriarchat**

Die Geschichte der Erzeugung von Lebensmitteln in einer patriarchalischen, kapitalistischen Herrschafts- und Industriegesellschaft ist eine Leidvolle. Sie macht den Schmerz der Vertreibung aus dem Paradies täglich fühlbar, denn das Triumvirat Patriarchat, Kapitalismus, Industrie verträgt sich in keinsten Weise mit dem Wachsen von Lebendigem, was in der Warenwirtschaft als „Produktion natürlicher Rohstoffe“ bezeichnet wird, ebenso wenig mit einer gerechten Verteilung der Nahrung. Im Gegenteil: Unterversorgung, Kriege mit Versorgungsverpflichtung des Heeres durch die Bäuerinnen & Bauern, Landvertreibungen etc. waren und sind wesentliche Maßnahmen der Herrschaftsgesellschaft, Unterversorgung, Mangel und Hunger Mittel der Repression.

Eine Streitfrage zwischen linken Intellektuellen und VertreterInnen der Subsistenzperspektive ist immer wieder die Beherrschung der Natur durch das Patriarchat. Während Linke die Unterdrückung der Frauen in patriarchalischen Herrschaftssystemen weitgehend anerkennen, schließen sie sich doch der (patriarchalischen) Ansicht an, die Natur müsse beherrscht werden, daher seien alle Maßnahmen erlaubt, um die Kräfte der Natur einzudämmen. Vielfach wird auch unterstellt, dass die Bewirtschaftung von Land für geistig wachsen wollende Menschen eine rückständige Tätigkeit sei, die es zu überwinden gilt.

---

16. wobei sich die Frage stellt, womit, ob mit gesunden oder mit minderwertigen Lebensmitteln, siehe dazu die Beiträge von Irmi Salzer, Kerstin Rohrer, Monika Gruber, Michael Machatschek

Wenn Subsistenz oder teilsubsistente Lebensformen als auferlegte Pflicht und Bürde empfunden werden, verlieren sie für die Menschen an Bedeutung. In der Folge liegt das Ansinnen darin, es hinter sich zu lassen, es zu überwinden. Wer sich ein subsistentes Leben erträumt, sieht darin in erster Linie die substantielle Freiheit, ein selbst gewähltes Leben zu führen.

Was die Vorurteile gegenüber bäuerlich tätigen Menschen betrifft, sie seien rückständig, wenig gebildet etc., kann ich festhalten, dass ich auf meinen Reisen zu Biohöfen sehr weise, gebildete und kulturinteressierte Menschen angetroffen habe. Eine Rückständigkeit und ein Hinterwäldlertum konnte ich hingegen nicht feststellen. Vielmehr fiel mir auf, dass die Menschen auf den Bauernhöfen zu jenen Teilen der Bevölkerung zählen, die politisch eigenständig denken können und daher sehr widerständig sind, sie der herkömmlichen Propaganda des Wachsens oder Weichens und anderen Flüchen der Fortschrittsgläubigkeit nicht zum Opfer fallen. Darüber hinaus liegt nach meiner Erfahrung bei diesen Charakteren das Bestreben zugrunde, mit dem Boden, den Pflanzen und Tieren in Verbindung zu bleiben, vor der Einverleibung eine Beziehung herzustellen mit dem, was den Leib ernährt und am Leben erhält.

Ein weiterer Grund für das „Festhalten an der Scholle“ ist m.E. das Autonomiebestreben. Landwirtschaft und Ernährung kann im nordwestlichen industriellen und kapitalistischen Wirtschaftssystem nicht unabhängig von Herrschaftsansinnen, Politik und Profit betrachtet werden. So wird beispielsweise Tschajanow (1923) vielfach in einer westlich-ökonomischen Denkweise derart interpretiert, er habe den Grund in der Aufrechterhaltung der bäuerlichen Wirtschaftsweise in der *Selbstaubeutung* der Bäuerinnen & Bauern gesehen (vgl. Wiesinger/Vogel 2003). Tschajanow (1987: 27) wies jedoch darauf hin, dass eine bäuerliche Familienwirtschaft nicht nach den Kriterien eines kapitalistischen Betriebs/Unternehmens beurteilt werden kann, noch dass Bäuerinnen und Bauern betriebswirtschaftlich rechnen würden. Vielmehr steht im Zentrum die Bedürfnisbefriedigung der bäuerlichen Familie, nicht jedoch die Ertrags- respektive Profitsteigerung. Bäuerliche Ökonomie versucht vielmehr ein Gleichgewicht zwischen dem Grad der Angespanntheit der Arbeit oder dem Maß der Selbstaussnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft und der Bedürfnisbefriedigung der Familie herzustellen. Wird dieses Gleichgewicht dadurch gestört, dass die Selbstaussnutzung (synonym für Selbstaubeutung) besonders stark wird (etwa durch zu wenig oder mageres Land, durch die Witterung oder die Anzahl der Kinder), werden die Bedürfnisse zurück geschraubt. Umgekehrt wird bei günstigen Arbeitsvoraussetzungen (genügend und fruchtbares Land, gute Witterung, geringe Kinderzahl), die Selbstaussnutzung, dh die Arbeitsanstrengung, zurückgefahren, da die Bedürfnisse einfacher, leichter und schneller befriedigt werden können. Tschajanow beklagte sogar, dass bäuerliches Denken und Rechnen eine zu geringe Selbstaubeutung, nämlich eine zu geringe Ausnutzung der Arbeitskraft mit sich brächte. Daher plädierte er für eine Landwirtschaftspolitik, die der bäuerlichen Familienwirtschaft helfen sollte, die Arbeitsproduktivität zu steigern und zwar so, dass sich das Gleichgewicht zwischen Arbeiterschwernis und den Bedürfnissen auf einem höheren, mit mehr Wohlstand verbundenem Niveau einpendeln könne. Bäuerinnen und Bauern selbst sehen in der (klein)bäuerlichen Wirtschaftsweise vielfach die Möglichkeit, *selbst tätig* zu werden, frei über ihre Zeit und Arbeitskraft zu verfügen und gar – wie das Weinviertler Biobauernehepaar Maria und Franz Vogt empfiehlt – Zeit für Muße zu haben, um Kreativität und eigenständiges Denken zu fördern (vgl. Loibl 2003 und 2009, Bennholdt-Thomsen/Mies 1997).

### Fehlende Großzügigkeit oder: Wer bezahlt den Preis?

Der größte Verlust in einer Herrschafts- und so genannten „Wohlstandsgesellschaft“ ist die fehlende Großzügigkeit und die abnehmende Gastfreundschaft. Sobald Menschen das, was unter westlichen Prämissen als Wohlstand bezeichnet wird, erlangen – der oftmals mit Zwanghaftigkeit und unter Aufgabe der eigenen Lebendigkeit erwirtschaftet wird, geben sie meist nur mehr wenig oder so viel, wie sie meinen, dass nötig ist, nicht selten wollen sie ihren Reichtum vor anderen schützen.

Die Diskrepanz zwischen Großzügigkeit und Mangel ist bei den Lebensmitteln nicht immer nach außen hin sichtbar. Während ein Obstbaum, ein Gemüsegarten, ein Feld oder eine Kuh lediglich durch den „Preis“ der Händearbeit ihre Gaben schenken, sind die Preise für landwirtschaftliche Produkte dann am höchsten, wenn sie im Diskonter am billigsten sind. In einigen Beiträgen<sup>17</sup> wird angesprochen, dass der Preis der billigen Nahrungsmittel von anderen bezahlt werden muss. Den Preis für billiges Hühner-, Schweine- und Rindfleisch hat das unter unwürdigen Bedingungen lebende Huhn, Schwein oder Rind<sup>18</sup> zu bezahlen, das billige Gemüse aus den Intensivgebieten Spaniens hingegen die unter unwürdigen Bedingungen lebenden ArbeiterInnen wie auch die Tiere und Pflanzen, die dem Plastikmeer weichen mussten. Vielfach unterschätzen Menschen den Wert für ein gesundes Lebensmittel, wobei sie lediglich froh sind über einen billigen Preis. Sie verfügen über zuwenig Mittel oder achten nicht darauf, welche Nahrungsmittel sie ihrem Leib zuführen (vgl. Loibl 2003).

Die Lebensmittelversorgung respektive –BEsorgung<sup>19</sup> der Zukunft hängt wesentlich von einer großzügigeren und gastfreundlicheren Einstellung der Menschen ab. Mit dem Verschwinden der haus-eigenen Lebensmittelproduktion in den Hausgärten, in kleinen Ställen verschwand auch die Großzügigkeit, das bereitwillige Verschenken von Gemüse und Obst, Eiern, Käse, die von der Natur und durch entsprechenden Arbeitseinsatz geschenkt werden. „In der Fülle ist das Schenken leicht und macht Freude“, sagte Genevieve Vaughan in ihrem Vortrag „Mutter-Sprache Mutter-Wirtschaft“ am 8. Mai 2009 an der Universität für Bodenkultur in Wien. Hingegen basiert das Wohlstandsmodell auf dem Wirtschaften mit der künstlichen (Geld- und Luxusmangel etc.) wie in weiterer Folge auch mit der tatsächlichen Schaffung von Mangel (durch die agrarindustrielle Produktion kann es laut Berechnungen zu einer Hungerkatastrophe kommen, siehe Einleitung – Teil 1).

### Landwirtschaft abseits des Gelddenkens

Die Landwirtschaft hat sehr viel mit unserer Geisteshaltung und unserer Art, Dinge zu betrachten zu tun. „Wir, unsere Gesellschaft, unsere Wirtschaft benötigen eine Entkommerzialisierung der Köpfe, der Herzen und der Beziehungen“, schreibt Veronika Bennholdt-Thomsen (2010: 55f) in „Geld oder Leben – Was uns wirklich reich macht“. Nach Auffassung der Mitbegründerin des Subsistenzansatzes orientieren wir uns viel zu sehr abstrakt am Geld und weniger an dem, was wir wirklich für unser tägliches Leben brauchen. Eine Entkommerzialisierung würde bedeuten, dass wir nicht länger auf Geld und Kapital als Ordnungsmittel setzen, da es umgekehrt Ursache für Zerstörung, Ausbeutung und

---

17. Petra C. Gruber, Sophie Pfusterschmid, Martin Balluch

18. siehe Bilder Beitrag Martin Balluch

19. siehe Beitrag Hans Untersberger

Unterdrückung ist, die wiederum in einer psychotischen Angst vor der Knappheit ihre Wurzeln hat. Indem bei allem Tun vielfach automatisch gefragt wird „Was kostet das?“, „Wie viel Geld bringt es ein?“, wird diese Angst stets neu beschworen. Um diese Angst zu mindern, empfiehlt die Autorin die Vernetzung untereinander, um gemeinschaftlich, selbstverantwortlich und frei, lebensnotwendige Bedürfnisse (was wir wirklich für ein gutes Leben brauchen) zu befriedigen.

Bäuerliche Höfe werden vielfach aufgegeben, weil landwirtschaftliche Arbeit ein schlechtes gesellschaftliches Ansehen hat. Christine Gattringer, gelernte und erfahrene Krankenschwester und Biobäuerin im Mühlviertel, wurde – als sie sich entschlossen hatte, den elterlichen Hof weiter zu führen – immer wieder gefragt, warum sie sich ihr Geld nicht lieber als Krankenschwester verdient (vgl. Loibl 2003). Das sei doch wesentlich einfacher und sie würde mehr Geld damit verdienen, außerdem könnte sie dann auch auf Urlaub fahren (was sie als Bäuerin ebenfalls tut). Weil mit der Produktion von Nahrung kein Geld verdient, sondern das Augenmerk auf die Eigenversorgung gelegt wird, wird landwirtschaftliche Tätigkeit mit Armut gleichgesetzt. Vandana Shiva<sup>20</sup> veranschaulicht, dass Menschen, die sich selbst ihr Essen und ihre Materialien für Kleidung anpflanzen, Kleidung selbst nähen, sich selbst ihre Häuser bauen und vermeintlich auf eine Entwicklungshilfe angewiesen seien, als arm gelten, weil sie mit ihrer Subsistenzproduktion kein Geld erwirtschaften. Folge des Fortschrittsglaubens – wir sollten die Eigenproduktion überwinden und am Wohlstand der Welt der Arbeitsteilung teilhaben – ist jedoch eine Entwurzelung und Vereinzelung der Menschen. JedeR glaubt, gegen die anderen kämpfen zu müssen, um selbst überleben zu können. Wir haben durch die Vertreibung aus dem Paradies vergessen, dass wir Teil des „großen Gewebes des Lebens“ sind, um es poetisch auszudrücken. Zur Erläuterung ein Gedicht von Christine Gattringer-Schenkenfelder (2009):

### herbst

*mitten drinn ' im gewebe des lebens  
bin ich eingespannt zwischen fäden  
zwischen mutter und töchtern  
zwischen kargheit und fülle  
trockenheit und regen  
zwischen jugend und alter  
leben und tod  
ich pflücke, sammle,  
trockne und ernte  
kräuter, früchte, beeren und pilze  
und manchmal schwimm ich  
gegen den strom  
von den bäumen meiner ahnen  
ernte ich obst und  
presse daraus süßen saft  
der rote faden des dankes durchzieht  
das bunte gewebe im herbst*

20. [www.aurora-magazin.at/gesellschaft/shiva\\_armut\\_frm.htm](http://www.aurora-magazin.at/gesellschaft/shiva_armut_frm.htm) (letzter Zugriff 29. April 2010)

## Die erforderliche Überwindung der Leibfeindlichkeit und das Gefühl der Verbundenheit

Es wird für die Zukunft der Lebensmittelversorgung von besonderer Bedeutung sein, dass Erdverbundenheit und die Verbundenheit unter den Menschen wieder in unser Bewusstsein dringt. Es gibt dagegen vielfach (in meinen Augen) unbegründete ideologische Einwände, wie beispielsweise, dass eine Vorliebe für lokale und regionale Küche und Lebensmittelversorgung als politisch rechtslastig angesehen oder als rückständig diffamiert werden. Als leibhaftige Menschen brauchen wir eine Beziehung zu unserem „Leib“<sup>21</sup> (Werlhof 2010:181), die wir durch die Nahrungsaufnahme, durch Beziehungen, Training, Meditation etc. pflegen. Wir sollten uns durch ideologische Einsprüche und Weltfremdheit nicht davon abbringen lassen. Wenn ein Faschist gerne burgenländische Küche isst, so bedeutet das noch lange nicht, dass diese Küche an sich faschistisch ist. Das wurde und wird vielfach verwechselt. Nur weil Nationalsozialisten grundlegende Bedürfnisse der Menschen wie Heimatverbundenheit, Mutterschaft, Spiritualität, körperliches Training etc. für ihre Zwecke missbraucht haben, bedeutet dies noch lange nicht, dass diese Belange an sich nationalsozialistisch oder faschistisch sind, sondern sie sind im Menschen verankert. Inwieweit ein Mensch diese Veranlagungen lebt, sie ihm oder ihr wichtig sind, obliegt der eigenen Entscheidung. Ich gewinne bei diesen Analysen immer wieder den Eindruck, es handelt sich bei der Abwehr menschlicher Grundbedürfnisse (kommen sie nun von der Kirche, den Linken, den Rechten oder wem auch immer) um eine intellektuelle Abspaltung von der Körperlichkeit, der Leibhaftigkeit. Die Tiefenökologin Joanna Macy beschreibt bildhaft diesen Umstand damit, dass Menschen offenbar meinen, ihr Körper („their body“) sei lediglich dafür geschaffen, um ihrem Gehirn ein Gehäuse und eine Versorgungsquelle zu bieten.

Dass Grundbedürfnisse bei uns beschnitten und in gezähmte Bahnen geleitet werden, führt der Mühlviertler Philosoph und Weber Bernhard Heindl (2006: 165ff) auf die Leibfeindlichkeit unserer Kultur zurück, die bereits im antiken Griechenland begonnen hat „und im Kanon des christlichen Glaubens mündet, wie er von den Kirchenvätern geprägt worden ist. Deren Bemühungen umkreisen die virtuelle Idee, die den Leib von der Seele vollkommen trennt. Das Ergebnis ist ein zermürbender Konflikt mit der Realität. Darin empören sich die Abendländer über ihre eigene Leibhaftigkeit und rebellieren gegen einen Körper, der unerbittlich fordert, was er zum Leben braucht. Die Entrüstung darüber ist umso größer, als dadurch das Selbstbewusstsein der Herren der Schöpfung (ihr Eigendünkel) empfindlich verletzt wird und sie in die Verlegenheit kommen, weder mit ihrem Körper eins zu werden, noch sich seiner auf Erden entledigen zu können“. Platon (wie auch die Kirche) sah den Leib lediglich als Transportmittel für die Seele an, der Leib ist „eine Art Vehikel, mit der die Seele durch die Wogen der Welt schiffet und nur Kurs halten kann, wenn der Verstand richtig zu steuern versteht“. Die mächtigsten der leibhaftigen Widersacher jeglicher Vernunft sind nach Platon folgende „ebenso furchtbaren wie unentbehrlichen Leidenschaften: vor allem die Lust, die der größte Köder ist für das Schlechte, ferner die Schmerzen, die die Flucht von allem ergreifen, was gut ist, sodann Dreistigkeit und Furcht, beides törichte Ratgeber, und dazu noch der schwierig zu besänftigende Zorn sowie eine Hoffnung, die uns sehr gut in die Irre führt“ (Platon 1990, Bd. 7: 143, zit. nach Heindl 2006: 166). Tatsache ist, die Körperlichkeit verursacht Angst vor Hunger, Kälte, Schmerz und anderen Unbilden.

---

21. Werlhof weist darauf hin, dass sich das Wort „Körper“ von „Corpus“ ableitet, das Leichnam bedeutet



Die Kirchenherren predig(t)en, dass es der Leib ist, der den Menschen zu seinen Sünden verleitet, zur Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Zorn, Neid und anderen „unangebrachten“ Bedürfnissen und Gefühlen, die enthüllen, dass der Geist zwar willig, das Fleisch jedoch schwach ist. Dabei ist dies lediglich eine Frage der Bewertung und der Wertigkeiten. Was die Kirche als „Sünde“ bezeichnet, ist die Folge der abwertenden Haltung gegenüber menschlichen Grundbedürfnissen. In dem schwedischen Film „Wie im Himmel“<sup>22</sup> wirft die Frau des Pastors ihrem Mann an den Kopf: „Vergiss die Sünde, dein ewiges Getöse über die Sünde. Verstehst du nicht? Es gibt sie nur in deinem Hirn drin. [...] Es sind doch die Kirchen, die sie erfunden haben, die verdammte Sünde. Und so stehst du da und verteilst die Schuld mit der einen Hand und im nächsten Augenblick bietest du Vergebung von den Sünden mit der anderen Hand an. Aber das ist nichts als Lug und Betrug, um Kontrolle auszuüben und Macht.“

Die Leibfeindlichkeit begann mit der Abspaltung der Göttlichkeit von der Natur. Ihr liegt der Satz in der Genesis zugrunde: Und *er* sah, dass *es* gut war. Das – und nicht: macht euch die Erde untertan – legte m. E. den Grundstein für die maßlose Ausbeutung und Zerstörung von Mutter Erde. Dieser Abspaltung, hier die schwache Erde mit ihren sündhaften Lebewesen, dort der transzendente, über alles gütige, gleichzeitig jedoch auch alles, was nicht in seinem Sinne ist, bestrafende Gott, folgte die Leibfeindlichkeit in unserer patriarchalisch christlich geprägten Kultur, denn der Leib ist ebenfalls Teil dieser Erde.

Ein auf Beständigkeit und zyklisches Denken ausgerichtetes Wirtschaften wird es m.E. erst geben, wenn wir Menschen uns mit unserer Leibhaftigkeit anfreunden, die Überheblichkeit des Intellekts hinter uns lassen, uns mit allen Wesen verbunden fühlen und die Erde wie eine gute Mutter behandeln, von der wir alles empfangen, was wir zum Leben brauchen.

Abschließen will ich mit einem weiteren Gedicht von Christine Gattringer-Schenkenfelder, die damit mein Motiv beschreibt, warum mir meine Arbeit als Wissenschaftlerin im Bereich der Subsistenzperspektive, Patriarchatskritik und Tiefenökologie wichtig ist.

### der schrei der welt

<i>es schreit die erde</i>	<i>es schreit das kunstgedüngte gemüse</i>
<i>es schreit der wald</i>	<i>es schreien die totgespritzten und</i>
<i>es schreien tiere</i>	<i>bestrahlten früchte</i>
<i>wasser seen flüsse bäche</i>	<i>wir müssen die achtsamkeit entzünden</i>
<i>es schreit das meer</i>	<i>wie eine kerze</i>
<i>es schreit die luft, die atmosphäre</i>	<i>und mit ihr alle winkel und wege ausleuchten</i>
<i>es schreien eine milliarde hungernde und mehr</i>	<i>jedes gefühl, jedes leid beleuchten</i>
<i>es schreien die tonnen weggeworfenes brot</i>	<i>dann hören wir den schrei der welt</i>
<i>es schreit der überfluss</i>	<i>im lärm der zeit</i>
<i>es schreien die pole, die gletscher</i>	
<i>es schreit das klima</i>	
<i>es schreit die erde</i>	

22. Originaltitel: Så som i himmelen, Regie: Kay Pollak, Schweden 2004

### Literaturverzeichnis

- Bennholdt-Thomsen, Veronika 2010: Geld oder Leben – Was uns wirklich reich macht, ökom verlag München
- Bennholdt-Thomsen, Veronika, Mies, Maria 1997: Eine Kuh für Hillary – Die Subsistenzperspektive, Verlag Frauenoffensive München
- Gattringer-Schenkenfelder Christine 2009: mitten drinn‘ im gewebe des lebens – gedanken einer bio-bäuerin, Eigenverlag, Oberneukirchen
- Göttner-Abendroth, Heide 1998: Matriarchat in Südchina – Eine Forschungsreise zu den Mosuo, Verlag Kohlhammer Stuttgart, Berlin, Köln
- Göttner-Abendroth, Heide 2000: Für Brigida, Göttin der Inspiration – Neun patriarchatskritische Essays und Thesen zum Matriarchat, Verlag Zweitausendeins Frankfurt am Main
- Gruber, Petra C. (Hg.) 2009: Die Zukunft der Landwirtschaft ist biologisch!? Welthunger, Agrarpolitik und Menschenrechte, Verlag Barbara Budrich Opladen und Famington Hills
- Heindl, Bernhard 2006: Essen und Arbeiten. Ein gestörtes Verhältnis in: Pfusterschmid, Sophie, Neunteufel, Martha (Hg.) 2006: Esskultur <-> Agrikultur: Beiträge des Symposiums über Essen und Landwirtschaft in unserem heutigen Schlaraffenland, Bundesanstalt für Agrarwirtschaft Wien
- Kaller-Dietrich, Martina 2002: Macht über Mägen: Essen kochen statt Knappheit verwalten. Haushalten in einem mexikanischen Dorf. Promedia Verlag Wien
- Loibl, Elisabeth 1997: Der Weg entsteht im Gehen – Bäuerliche Initiativen im ländlichen Raum, Forschungsbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Wien
- Loibl, Elisabeth 2003: Das Brot der Zuversicht – Über die Zusammenhänge von Esskultur und bäuerlicher Landwirtschaft, Forschungsbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Wien.
- Loibl, Elisabeth 2009: Lebensform Landwirtschaft – Rückkehr ins verloren geglaubte Paradies? Zwischenbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Wien
- Macy, Joanna, Young Brown, Molly 2007: Die Reise ins lebendige Leben – Strategien zum Aufbau einer zukunftsfähigen Welt, Verlag Junfermann Paderborn.
- Mies, Maria 2010: „...und wann kommt das ‚gute Leben‘?“ Referat im Rahmen der Veranstaltung „Wege in eine neue Zivilisation“ an der Universität Innsbruck am 6. März 2010
- Pfusterschmid, Sophie, Neunteufel, Martha (Hg.) 2006: Esskultur <-> Agrikultur: Beiträge des Symposiums über Essen und Landwirtschaft in unserem heutigen Schlaraffenland, Bundesanstalt für Agrarwirtschaft Wien
- Pfusterschmid, Sophie, Neunteufel, Martha (Hg.) 2008: Essen – Konsumieren - Landwirtschaft Konsumkultur und Ernährungssystem, Beiträge des 34. AWI-Seminars, Bundesanstalt für Agrarwirtschaft

- Shiva, Vandana 2009: Monocultures in minds create monocultures am Feld, in Gruber, Petra C. 2009 (Hg.) Die Zukunft der Landwirtschaft ist biologisch!? Welthunger, Agrarpolitik und Menschenrechte, Verlag Barbara Budrich Opladen und Farnington Hills: 37-56
- Schöller, Martha 2010: Der BauernGarten. Ein Erlebnisgarten für Jung und Alt, Abschlussarbeit im Rahmen des Lehrgangs Gartentherapie an der Donau-Universität Krems und der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik Wien, im Erscheinen.
- Tschajanow, Alexander 1987 (1923): Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft, Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau. Mit einer Einleitung von Gerd Spittler, Campus Verlag Frankfurt am Main, New York (Nachdruck der Ausgabe Parey Verlag Berlin 1923)
- Vaughan, Genevieve 2008: „Mutter-Sprache Mutter-Wirtschaft“, Vortrag am 8. Mai 2009 an der Universität für Bodenkultur in Wien
- Werlhof, von Claudia 2010: Über die Liebe zum Gras an der Autobahn – Analysen, Polemiken und Erfahrungen in der „Zeit des Bumerang“, Christel Götttert Verlag Rüsselheim
- Werlhof, von Claudia 2010a: Vom Diesseits der Utopie zum Jenseits der Gewalt – Feministisch-patriarchatskritische Analysen – Blicke in die Zukunft?, Centaurus Verlag Freiburg
- Wiesinger, Georg, Vogel, Stefan 2003: Zum Begriff des bäuerlichen Familienbetriebs im soziologischen Diskurs. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie Nr. 1/2003 Wien, S. 55-76

---

## Elisabeth Loibl



geboren 1963, aufgewachsen auf einem Bauernhof im Burgenland, Studium der Landwirtschaft, 1991 in Schweden, seit 1993 Mitarbeiterin der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Vertreterin der Subsistenzperspektive (begründet von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof), weitere Themenbereiche: Tiefenökologie (Joanna Macy, Geseko von Lüpke et al.), Patriarchatskritik (Werlhof et al.) und Matriarchatsforschung (Heide Göttner-Abendroth et al.) sowie Astrologie (die das systemische Denken lehrt, Ausbildung in Psychologischer Astrologie) und Schamanismus. Mai 2003 bis November 2004 freiwillige Helferin auf Biohöfen im In- und Ausland. Derzeit Vertiefung in die „Arbeit, die wieder verbindet“ (siehe [joannamacy.net](http://joannamacy.net) und [naturundseele.at](http://naturundseele.at)). Seit Februar 2010 wieder im Burgenland beheimatet. Während der Erstellung dieses Buchbandes dabei, einen Hausgarten anzulegen.

Foto: Gerhard Hovorka



## Einleitung - Teil 3

### Landwirtschaft mit Aussicht:

### Die lange Geschichte der Landwirtschaft - kurz erzählt

*Josef Hoppichler*

#### Der Boden – Grundlage des höheren Lebens

Wasser und Boden sind die zentralen Elemente für das Leben auf der Erde. Von der „Ursuppe“ mit den ersten Mikroorganismen vor ca. 3,8 Mrd. Jahren über die ersten höheren Zellen vor ca. 2 Mrd. Jahren bis hin zu den heutigen komplexen Ökosystemen mit Pflanzen, Tieren und Menschen war es ein weiter Weg. Doch ist es gerade der Boden und sein biologisch-chemisches Gefüge, das die Pflanzenwelt als Grundlage weiteren Lebens hervorgebracht hat. Kreisläufe von ineinander greifenden Auf- und Abbau-Prozessen in der Bodenkrupe bestimmen die Weiterentwicklung des Lebens und seine weitere Ausdifferenzierung in den Ökosystemen.

In einer Handvoll Erde gibt es mehr Lebewesen als Menschen auf dem ganzen Planeten. In den obersten 30 Zentimetern eines Quadratmeters fruchtbaren Boden finden sich gegen 100 Billionen Bakterien, 1 Milliarde Pilze, 500 Mio. tierische Einzeller, 10 Mio. Fadenwürmer und ca. 100 bis 200 Regenwürmer. Dazu kommen eine Vielzahl von Kleinlebewesen wie Ameisen, Milben, Springschwänze, Asseln, Insektenlarven und Schnecken. Die dabei geleisteten Umarbeitungen an organischem Material sind in ihrer Quantität und Qualität beachtlich. Allein auf einem Hektar Ackerboden scheiden ca. 1 Mio. Regenwürmer im Jahr 115 t Kot aus, eine Menge die beispielsweise den Zuwachs an oberirdischer Pflanzenmasse um mehr als das 10-fache übersteigen kann. Der Boden lebt und auf dem Boden leben wir.

#### Die Menschen betreiben seit ca. 12.000 Jahren Ackerbau und Viehzucht<sup>23</sup>

Mehr als eine Million Jahre waren die Menschen Jäger und Sammler und erst vor ca. 12.000 Jahren haben sie diesen Zustand einer passiven Einbettung in die Naturzusammenhänge verlassen und sich für eine aktive Umgestaltung der Lebensräume entschieden. Die Menschen wurden sesshaft. Es gibt eine Vielzahl von Theorien, die zu erklären versuchen, warum die Menschen gleichsam aus dem „Paradies“ aufbrachen, um Pflanzen zu züchten und Tiere zu halten, doch sind sie alle nicht schlüssig. Übervölkerung und Nahrungsmangel, Konflikte, Faulheit und Zufall, Veränderungen religiöser Vorstellungen und daraus folgende absichtliche Kulte und Kultivierungen könnten die Ursachen sein - vielleicht von allem etwas.

Am Ende dieses Prozesses haben die Menschen von den bekannten mehr als 400.000 Pflanzenarten ca. 3000 Arten als Nahrungspflanzen erkannt und 250 davon domestiziert. Heute leben sie zu ca. 90 Prozent von 20 Arten bzw. zu 50 Prozent von nur drei Kulturen: Weizen, Reis und Mais. Die Nahrungs-

23. Siehe auch: MOONEY, Pat; FOWLER, Cary: Die Saat des Hungers. Rororo-aktuell, Reinbek bei Hamburg 1991

pflanzen haben sie dabei von Wildformen über Halbwildformen zu den heutigen Kulturformen umgewandelt, indem die Bäuerinnen und Bauern auf Grundlage menschlichen Erfahrungswissens aus mehrjährigen Formen einjährige züchteten oder aus kleinen Samen große, aus streuenden Samenträgern nicht streuende, aus ungleichzeitig reifenden Pflanzen gleichzeitig reifende oder aus bitteren eben nicht bittere Pflanzen hervorbrachten.

Dies ist eine enorme Kulturleistung, die sich über die ganze Erde fast gleichzeitig erstreckte und vor allem in den so genannten Ursprungs- und Vielfaltszentren für landwirtschaftliche Kulturpflanzen am intensivsten und am vielfältigsten stattfand. Diese Gebiete, sie werden nach dem russischen Genetiker Nikolai I. Vavilov auch „Vavilovsche Zentren“ genannt, befinden sich wiederum vorwiegend im vorderen Orient (Getreide, Erbsen, Linsen, Weinrebe, Äpfel, Birnen), in Nord- und Ostafrika (Reis, Hirse, Kaffee, Ölpalme), Indien (Erbsen, Zuckerrohr, Baumwolle), Südostasien (Bananen, Reis), China (Sojabohne, Kohl, Zwiebel) und in Mittelamerika (Mais, Tomate) und Südamerika (Kartoffel, Bohne). Nur Weniges stammt aus Europa, wie Zuckerrübe, Hafer, Olive und zum Teil auch die Weinrebe. Zusammen mit dem Garten- und Ackerbau haben die Menschen auch immer Viehzucht betrieben, doch auch hier sind die Ursprünge im vorderen Orient oder in den Steppen Zentralasiens zu finden. Sie bot Vorteile in ackerbaulichen Randlagen, Berg- und Trockengebieten.

Durch den systematischen Ackerbau und durch die Tierhaltung wurden im Lauf der Zeit große Teile der Erde in Kulturland verwandelt, neue Formen von gesellschaftlichem Leben gegründet und auch die geistigen und religiösen Vorstellungswelten der Menschen wurden gewandelt.

### Landwirtschaft in Antike, Mittelalter und Neuzeit

Alle alten Hochkulturen basierten auf dem Blühen und Gedeihen der Landwirtschaft und letztlich auf der Überproduktion der Ackerbau- und Nomadengesellschaften. Die antiken Mythen inklusive der Ursprünge von Juden- und Christentum knüpften an die landwirtschaftlichen Tätigkeiten der Bäuerinnen und Bauern an. Auch vieles vom antiken Wissen wurzelte darin, und die Römer haben sich sogar selbst als Bauernvolk mystifiziert. Obwohl sie zwar vom Landleben schwärmten, erbauten sie das römische Reich auf Krieg und Expansion und machten aus Bauern Soldaten und erst im Laufe der Zeit aus Veteranen wieder agrarische Kolonisten. Nicht zuletzt deshalb sind die Römer zweifelhafte Vorbilder der christlich-abendländischen Kultur. Sie hatten bereits den Antagonismus, aus Pflugscharen Schwerter und aus Schwertern Pflugscharen zu schmieden, beherrscht.

Der Aufstieg Europas und damit des Abendlandes im Verhältnis zu den anderen Hochkulturen war lange nicht geklärt. Das Mittelalter erlebte eine starke Ausdehnung des Ackerbaus, neue Landnahmen und Kolonisationen, die unter anderem zu Massenrodungen von Wäldern führten. Der Beginn Europas war im Eigentlichen bereits eine ökologische Katastrophe, die man durch das System der Dreifelderwirtschaft mit einer absichtlichen Brache abschwächte. Obwohl man beim Pflug technische Neuerungen aus China übernahm und das Zaumzeug der Pferde verbesserte und damit eine Intensivierung der Bodenbearbeitung einleitete, waren die Erträge noch lange nicht geeignet, Europa zu dynamisieren und zum Vorreiter einer globalen Entwicklung zu machen.

Erst die Neuzeit mit der Entdeckung Amerikas und die Einbürgerung der beiden hoch ertragreichen Kulturpflanzen Kartoffel und Mais, ermöglichten den Europäern, jene notwendigen Überschüsse für

eine städtische und in der Folge industrielle Entwicklung zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig waren diese Überschüsse Motor für eine weitere Kolonisierung Amerikas, Asiens und Afrikas. Die jahrtausende alte Kulturleistung der UreinwohnerInnen Amerikas in Form dieser beiden Kulturen ermöglichte somit das industrielle Erblühen Europas, ohne dass es ihnen je gedankt worden wäre.

Deutlich sichtbar wurde diese Aneignung von Agrar-Kultur in Europa aber erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch eine Katastrophe: Die Kartoffel, mittlerweile eine Art Brotersatz für arme Kleinbauern/-bäuerinnen, LandbewohnerInnen und IndustriearbeiterInnen, wurde durch die Phytophthora, einen Algenpilz, massenhaft befallen. Dies erzeugte neben anderen Faktoren eine schreckliche Hungernot in Irland. Eine Million Menschen musste sterben, und viel mehr noch wanderten aus. Auch in Kontinentaleuropa, v.a. in den alpinen Regionen kam es durch Ernteausfälle zu Hungerkrisen, sodass auch hier Auswanderungswellen nach Amerika und anderen Erdteilen eingeleitet wurden. Später kamen die Kolonialwaren in großen Mengen zurück: Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Kakao, Gewürze, Tee; und Ende des 19. Jahrhunderts bereits Getreide aus den USA und Fleisch aus Argentinien. Der Weltagrarmarkt war geboren.

### Die Selbstversorgungs-Landwirtschaft als Puffer für die Industrie und den Wahnsinn des Krieges

Ländliche Überbevölkerung und eine Ungleichverteilung der natürlichen Ressourcen bedingten auch, dass das Land ein günstiges Reservoir für die wachsende Industrie bildete. Es stellte billige Arbeitskräfte zur Verfügung und bei den zyklischen Krisen in der Industrie, konnte die Selbstversorgung den Hunger abfedern.

Mit der industriellen Revolution wurde aber auch die Landwirtschaft als Objekt industrieller Organisation ausfindig gemacht. Die Großgrundbesitzer gründeten Ackerbaugesellschaften und in der Folge Agrarhochschulen. Vorbilder waren das technische Ingenieurwissen, und somit die technischen Wissenschaften. Doch die sozialen Verhältnisse in Europa waren nicht geeignet für diese Art der Industrialisierung, denn die Oberhoheit über Grund und Boden behielten lange Zeit die Feudalherren. Die Bauern mussten noch „befreit“ werden.<sup>24</sup> Das geschah erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Und später, trotz einer intensiveren Fruchtwechselwirtschaft, ersten Erfolgen einer systematischen Zucht auf Grundlage der Entdeckungen Gregor Mendels sowie trotz der Anwendung einfacher mechanischer Techniken, war die europäische Landwirtschaft noch lange eine in sich begrenzte Wirtschaftsform. Sie blieb an die Grenzen der lokalen Naturressourcen sowie an die natürliche Ertragskraft der Böden angepasst und im Eigentlichen war sie noch in den Kreisläufen der Natur verankert. Man hat zwar bereits für Märkte produziert und diese überschüssige Produktion seit ca. 1900 vorwiegend über Genossenschaften organisiert, doch gleichzeitig stand die Selbstversorgung auf den Bauernhöfen und in den Dörfern noch im Mittelpunkt bäuerlichen Handelns.

Die beiden großen Weltkriege haben diese zeitliche Verzögerung einer Loslösung und Dynamisierung der Landwirtschaft gegenüber anderen Wirtschaftsbereichen sicherlich mitbewirkt. Die Landwirt-

24. Krammer, Josef (1976): Analyse einer Ausbeutung I - Geschichte der Bauern in Österreich. In Sachen Heft 2/1976.

schaft war durch die Selbstversorgung eine Art Puffer und in Form von Zwangsablieferungen eben letzte Reserve für den Wahnsinn des Krieges. In Deutschland und Österreich wurde sie als solches bis hin zum unsäglichen Schlagwort von „Blut und Boden“ ideologisch missbraucht.

### **In der Mitte des 20. Jahrhunderts wird die Landwirtschaft industrialisiert** <sup>25</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg und nach Überwindung der Nahrungsmittelknappheit in den Städten setzte die Industrialisierung der Landwirtschaft ein. Menschliche Handarbeit und die Zugkraft der Tiere wird durch die Mechanisierung ersetzt. Traktoren und zunehmend Mähdrescher prägen das Bild der Landwirtschaft. Der Marshall-Plan kam für die Landwirtschaft „zur richtigen Zeit“. Die Ertragskraft des Bodens wird ab den 1950er Jahren durch chemische Düngemittel enorm gesteigert und die händische Pflege der Ackerkulturen wird durch chemische Spritzmittel ersetzt. Die Verbindung zwischen tierischer Erzeugung und pflanzlicher Produktion wird aufgelöst. Die Äcker werden größer, man spricht von Zusammenlegungen, und die Bauernhöfe beginnen sich zu spezialisieren; die vormalige Vielfalt schwindet und die Landschaften werden ausgeräumt. Die Böden können tiefer gepflügt und die Abbauprozesse im Boden beschleunigt werden.

Mit Hilfe der Wissenschaft werden Hohertrags-Sorten gezüchtet, wobei die fehlende Stabilität durch Chemie und Pharmazie kompensiert wird. Die Tierhaltung kann sogar fabrikmäßig organisiert werden, sodass später der Begriff der Massentierhaltung geprägt wird. Die Erträge werden immer größer, es gibt immer mehr Überschüsse und die Verwaltung dieser Überschüsse und ihre Entsorgung am Weltagrarmarkt werden zu einem zentralen politischen Element in Europa, ja sogar in der globalen Politik.

Aber genau mit dieser Industrialisierung der Landwirtschaft wurde eine Vielzahl von Problemen erzeugt: Das Grundwasser wird mit Chemikalien belastet und damit Grundwassersanierungsgebiete geschaffen. Die Landschaften werden ausgeräumt, die Äcker „gesäubert“ und damit der Verlust an biologischer Vielfalt beschleunigt. Die Chemikalien bewirken nicht nur eine Schädigung von „Zielorganismen“, sondern haben vielfältige Nebenwirkungen und finden sich plötzlich auch in Futter- und Nahrungsmitteln wieder. Die Tiere sind nicht mehr Kulturgut oder Teil einer Mensch-Tierbeziehung, sondern werden mechanistisch zu besonderen Produktionsmaschinen umdefiniert. Die Massentierhaltung kann sogar mit Hilfe von Importfuttermitteln bodenunabhängig betrieben werden, sodass der dadurch gegebene Weltagrarmarkt die Hunger- und Ökologieprobleme in den Ländern des Südens mit verursacht und verstärkt. Große spezialisierte Tierbestände benötigen auch immer mehr Tierarzneimittel, welche wiederum in Form von Rückständen heftige Diskussionen unter den KonsumentInnen auslösen.

Diese Prozesse haben die sozio-ökonomische Sphäre enorm verändert. Die Landwirtschaft funktionierte plötzlich nicht mehr aus sich selbst heraus, sondern wurde von einer immer komplexer wer-

---

25. Siehe auch: Hoppichler, Josef (2007): Vom Verschwinden der Bauern und vom Kommen der Agrarunternehmer. In: Oedl-Wieser, Theresia (Red.): Zeitreisen(de) im ländlichen Raum – Diskurse - Re.Visionen. Forschungsbericht Nr. 57 der Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Wien. 151-172.



denden Vorleistungsindustrie abhängig (gemacht). Die landwirtschaftliche Tätigkeit richtete sich auf die Märkte aus und die Rationalität der eindimensionalen Ökonomie geriet in Widerspruch zur Vielfalt der ökologischen Anforderungen. Kleine landwirtschaftliche Betriebe, insbesondere in benachteiligten Gebieten waren nicht mehr konkurrenzfähig und mussten aufgegeben werden. In manchen Gebieten Mitteleuropas sind mehr als zwei Drittel der Agrar-Betriebe innerhalb von nur 50 Jahren verschwunden. „Bauernsterben“ und Strukturwandel sind seit Jahrzehnten charakteristisch für die moderne Landwirtschaft. Sie ist im Industriezeitalter angekommen und auch hier gibt es keine Job-Garantie mehr. Förderungen und Direktzahlungen scheinen diese Problematik nur zwischenzeitlich abzufedern.

### **Das kapitalistische Kalkül verteilt – oder: Warum müssen 1 Milliarde Menschen hungern?**

Plötzlich steht die Landwirtschaft ebenfalls in der Mitte des modernen kapitalistischen Roulettes liberaler Welt-Agrarmärkte. In den letzten beiden Jahrzehnten wurden die Agrarmärkte sogar absichtlich durch die Schaffung der Welthandelsorganisation (WTO) liberalisiert, gegründet auf dem durch nichts - außer durch ein paar theoretisch zweifelhafte Gebilde - bewiesenen Versprechen, die Märkte würden die unterschiedlichsten Bevölkerungen nicht nur lokal, sondern auch global am besten versorgen. Gesteuert wird Anbau, Fütterung und Vermarktung der Agrarprodukte somit nicht nach einem vernünftigen Bedarfskalkül oder nach einer agrarpolitischen Zielsetzung für Ernährungssicherheit oder sogar Nachhaltigkeit – wie es idealistischer Weise von vielen Menschen erwartet wird - sondern gesteuert wird nach dem Kalkül der Gewinnmaximierung für die Kapitalgeber der globalen Märkte.

Die agrarische Produktion und deren Verteilung werden an den globalen Terminbörsen und vielleicht noch durch die selbstschützerischen Agrarpolitiken in den reichen Industrieländern entschieden, während jene, die weder das Geld für die Börsen noch für eine Schutz gebende Agrarpolitik haben, sich mit Unterernährung und Agrarkrisen auseinandersetzen müssen. Das Motto dieses Verteilungsspiels scheint zu lauten: Wer kein Geld hat oder keine genügenden Ressourcen, der bekommt auch nichts zu essen.

Derzeit leben von 6,8 Mrd. Menschen ca. 1 Milliarde Menschen - das sind fast 15 Prozent – in einem Zustand von Unterernährung und Hunger. Laut FAO handelt es sich dabei überraschenderweise nicht vorwiegend um Menschen in den Städten, sondern zu 80 Prozent um ländliche Bevölkerungsgruppen wie Klein- und Kleinstbauern/-bäuerinnen (50 Prozent), Landlose (20 Prozent), Indigene und Hirtenvölker (10 Prozent). Während in vielen Ländern des Südens die verarmte städtische Bevölkerung durch Billigstimporte versorgt, will heißen: ruhig gestellt wird, damit die politische Stabilität halbwegs gewährleistet werden kann - überlässt man die LandbewohnerInnen zwischen den Unbillen von Natur- und Politikkatastrophen sich selbst. Wer wundert sich da noch über Landflucht und globale Migration? Diese sind das Ventil für die Ungleichgewichtigkeiten und Unkontrollierbarkeiten in der globalen Marktsteuerung.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass auf UNO-Ebene ein „Recht auf angemessene Ernährung“ als Menschenrecht im Rahmen des „Internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte“ (UN-Sozialpakt) definiert ist: Es besteht ein „grundlegendes Recht eines jeden, vor Hunger geschützt zu sein“. Darüber hinaus gibt es einen UN-Sonderberichterstatter für dieses Recht auf Nahrung, der sich selbst oder in Kooperation mit NGOs immer wieder heftig unter medialer

Beachtung zu Wort meldet (Jean Ziegler bis 2008, derzeit Olivier de Schutter, Food Action International Network – FIAN). Doch die rechtsverbindliche Durchsetzbarkeit dieses Menschenrechts scheint vor allem an den Industrieländern zu scheitern. Es mangelt am fehlenden Bewusstsein in den diversen politischen und wirtschaftlichen Gremien. Wirkung würde ein solches Recht erst entfalten, wenn gewährleistet ist, dass Produkte aus den betroffenen Ländern erst dann gehandelt werden dürfen, wenn keine systematische Unterernährung und Menschenrechtsverletzung stattfinden und dass diesbezüglich die bevorteilten Industrieländer bzw. deren Handelsfirmen einklagbar werden. Es ginge im übertragenen Sinne um die Abschaffung „der Sklaverei und der Apartheid von Hungernden“.

### **Gentechnik und neue Biotechnologien - die industrielle Fortsetzung mit anderen Mitteln**

Auf diese technisch bereits hoch gerüstete und global vernetzte Landwirtschaft treffen nun die Möglichkeiten einer neu entwickelten Gentechnologie, welche noch tiefer in die Lebensprozesse eingreifen kann. Eine Beschleunigung bisheriger Industrialisierungstendenzen auf allen Ebenen und eine weitere Auflösung der vormalig sich selbst steuernden ökologischen Prozesse wird die Folge sein. Neu entwickelte Biotechnologien ermöglichen eine zunehmende Um-Definition der Funktion des lebenden Bodens: Er soll zum großflächigen Bioreaktor werden, den es nach dem Stand von Wissenschaft und Technik optimal zu steuern und zu managen gelte, genauso wie eine biotechnologische Anlage oder Fabrik.

Die „Kolonialisierung der Natur“<sup>26</sup> bekommt damit eine ganz neue Dimensionen: Was in den Jahrhunderten davor fremde Länder und neu entdeckte Kontinente waren und im 20. Jahrhundert die chemische und mechanische Kolonialisierung des Bodens war, wird nun zur biologischen Kolonialisierung der lebenden Zelle. Von der Ei- und Samenzelle der Menschen über die pflanzliche und tierische Zelle bis hin zur letzten Mikrobe können ganz neue ökonomische – d.h. dem kapitalistischen Verwertungsprozess unterworfenen - Nutzungsmöglichkeiten geschaffen werden. Voraussetzung dafür ist, dass entsprechende Eigentumsrechte (Property Rights) auf den technologischen Eingriff definiert und politisch durchgesetzt werden. In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden Mikroben patentiert, in den 90er Jahren die Patente auf gentechnisch veränderte Pflanzen und Tiere angewandt sowie das traditionelle Züchterrecht des Sortenschutzes auch auf den Nachbau von Nutzpflanzen ausgedehnt und im 21. Jahrhundert werden diese technisch induzierten Eigentumsrechte auf die lebende Zelle nochmals weiter ausdifferenziert und vertieft.

Die Landwirtschaft läuft somit Gefahr, sich weiter vom Boden zu lösen bzw. dass weitere ökologische Kreisläufe aufgebrochen werden. Die biologischen Grenzen des Eingriffs können damit weiter nach

---

26. Es wird in diesem Zusammenhang der Begriff der „Kolonialisierung“ und nicht der der „Kolonisierung“ verwendet, um dadurch auch anzudeuten, dass es sich um eine imperiale Aneignung von einem öffentlichen Gut handelt. Bei der Kolonialisierung steht nicht so sehr eine Anpassung oder eine Synthese mit einer neu entdeckten Welt im Vordergrund, sondern eine eindeutige Usurpation und Beherrschung durch die Entdecker. Im Englischen wird diese feine Unterscheidung nicht getroffen (Colonization of life). U.a. geht diese Sichtweise von der Kolonialisierung des Lebens auf Vandana Shiva zurück (Vandana Shiva: Bio-piracy: The Plunder of Nature and Knowledge, South End Press, 1996).

vorne geschoben werden, während die Kompensationskosten der Nebenwirkungen sich zu potenzieren drohen. Diese Kosten sind leider nicht in dem Recht auf Patentlizenzen inkludiert. Ein globales Zurückgehen natürlicher Bestäubungsinsekten inklusive der Schmetterlinge und Bienen scheint bereits der erste Vorbote für diese neuartigen Umweltprobleme zu sein. Nicht mehr die natürlichen Prozesse geben Stabilität und damit Sicherheit für die Menschen, sondern die Menschen müssen den natürlichen Prozessen Stabilität geben, wobei die Kosten dafür aber überproportional ansteigen. Vielen Menschen schwindelt es in Anbetracht der endgültigen „biochemischen und gentechnischen Kolonialisierung des Lebens“, denn an der menschlichen Vernunft muss immer gezweifelt werden.

Die Welt, insbesondere auch die evolutionär entstandene Welt ist nicht beliebig stabil (oder absolut determiniert) und auch nicht beliebig zufällig, so dass wir mit ihr alles ohne Konsequenzen machen könnten. Vielmehr haben wir es bei den Organismen und Ökosystemen mit der Interaktion von komplexen, sich selbst reproduzierenden und gegenseitig voneinander abhängigen Systemen, d.h. mit Leben, zu tun. Es war der Physik-Nobelpreisträger Ilya Prigogine der bei seiner „Erforschung des Komplexen“ und in seiner „Philosophie über die Instabilität“ feststellte: „*Obviously there is no risk in a deterministic universe. There are risks in a universe which we see differently, particularly in a human universe...but it is clear that in going back to the very foundations of science from this viewpoint, humankind necessarily has choices, and this choice means ethical responsibility*“<sup>27</sup>

Was wir in Zukunft mit unserer Welt unter den Möglichkeiten von Gentechnik anstellen, ist somit nicht die Entscheidung von ein paar WissenschaftlerInnen oder ein paar wissenschaftlichen Gremien oder gar eine Entscheidung von ein paar multinationalen Konzernen. Es ist die Entscheidung aller Menschen, die sie in kollektiver und demokratischer Weise politisch treffen müssen. Im Zentrum dieses Diskurses steht das „Recht der Menschen auf gentechnikfreie Landwirtschaft und gentechnikfreie Nahrungsmittel“ – oder um es komplexer auszudrücken: Hier geht es um das „Recht der Menschen auf die genetische Integrität unserer Evolution“, die uns Menschen mit all ihrem Wissen und Nicht-Wissen hervorgebracht hat.

## Die Landwirtschaft als Energielieferant<sup>28</sup>

Nachdem die fossilen Energieträger, auf denen die Industrialisierung aufbaut, begrenzt sind und zu Ende zu gehen drohen, wird heftig nach Alternativen gesucht. Unter anderem wird daran gedacht, die Überschüsse der Landwirtschaft einer energetischen Verwertung zuzuführen. Manche verbrennen Getreide bzw. wird sogar spezielles „Energiekorn“ dafür gezüchtet. Ölfrüchte werden zu Diesel raffiniert, Getreide, Mais und Zuckerrüben werden zu Ethanol fermentiert. Oder noch einfacher:

27. Prigogine, I. (1989), "The philosophy of instability", *Futures*, Vol. 21 No.4, pp.396-400: " Offensichtlich gibt es kein Risiko in einer determinierten Welt. Es gibt aber Risiken in einem Universum, das wir anders sehen....aber es ist klar, wenn wir bis zu den Ursprüngen von Wissenschaft aus dieser Perspektive zurückgehen, dass die Menschheit notwendiger Weise Entscheidungen zu treffen hat, und diese Entscheidung bedeutet auch eine ethische Verantwortung.“ (Eigenübersetzung)
28. Siehe dazu z.B.: Biofuel Electronic Forum – CBD: <http://www.cbd.int/forums/biofuel/> -- oder: [http://www.rsc.org/images/biofuels\\_tcm18-99586.pdf](http://www.rsc.org/images/biofuels_tcm18-99586.pdf)  
[http://www.oecd.org/document/25/0,3343,en\\_2649\\_33785\\_39633881\\_1\\_1\\_1\\_1,00.html](http://www.oecd.org/document/25/0,3343,en_2649_33785_39633881_1_1_1_1,00.html)

Manche landwirtschaftliche Biomasse wird vermischt mit organischen Abfällen zu Methan vergast. „Bio-Diesel“, „Bio-Sprit“ und „Biogas“ sind in aller Munde und werden im Rahmen liberaler Weltagrarmärkte vor allem global diskutiert und natürlich weltweit gehandelt. Dabei hat das gesamte gar nichts mit „Bio“<sup>29</sup> zu tun. Es handelt sich dabei ausschließlich um industrielle Agrarprodukte einer Umwelt belastenden Landwirtschaft. Jeder, der mit einem grundlegenden Bewusstsein an die Problematik herangeht, sollte somit vom „Agro-Diesel“, „Agro-Sprit“ und „Agro-Methan“ sprechen. Doch hat der von George Orwell voraus gedachte „Neusprech“<sup>30</sup> leider auch in der industriell geschönten Landwirtschaft längst Einzug gehalten.

Eine Vielzahl von kritischen Fragen tun sich angesichts dieser Entwicklungen für die Zukunft auf: Werden die Böden diese weitere Industrialisierung aushalten? Werden wir nicht die ökologischen Probleme noch verstärken? Werden hier nicht die Bäuerinnen und Bauern in einen weiteren Massenmarkt und eventuellen ruinösen Wettbewerb hineingetrieben? Wird nicht viel mehr Energie in die Landwirtschaft bereits hineingesteckt, als aus ihr herausgeholt werden kann? Hat man die Energie- und Ökobilanzen überhaupt berechnet - und wenn ja, hat man sie richtig berechnet? Wird hier nicht mittels des liberalen Weltagrarmarktes erst recht die Abholzung der Regenwälder beschleunigt und damit das Klimaproblem verstärkt? Warum können wir einem freien Welthandel das Wort reden, den Faktor Arbeit aber aussperren? Warum sollen wir Getreide verbrennen und verspritzen, wenn nach wie vor mehr als 1 Mrd. Menschen weltweit hungern, wobei gerade parallel mit der agrarischen Energieerzeugung diese Zahl übermäßig ansteigt?

Eines scheint klar zu sein: Nicht die Übervölkerung der Erde ist das Problem, sondern das Problem ist, dass eine immer größere Anzahl von Menschen auf der Basis von Getreide und damit fruchtbarem Boden Auto fahren und die Annehmlichkeiten der Industriegesellschaft genießen möchte. Doch das Natursystem ist nicht dafür geeignet, den Energie- und Rohstoffhunger der westlichen Zivilisation zu stillen.

### **Alternative: Biologischer Landbau, Gentechnikfreiheit und nachhaltige Regionalwirtschaft**

Die Industrialisierung der Landwirtschaft und ihre ungewollten Nebeneffekte wurden seit den 1970er Jahren mit zunehmender Kritik begleitet, sodass in der Folge verstärkt nach Alternativen Ausschau gehalten wurde und wird. Aus einer Selbstorganisation heraus und getrieben vom zunehmenden Problemdruck haben sich viele Bäuerinnen und Bauern auf den Weg gemacht, alternative Landbauformen zu entwickeln.

Zurückgegriffen wurde dabei auf das System des biologischen<sup>31</sup> oder ökologischen<sup>32</sup> Landbaus, welches bereits aus sozialreformerischen Ansätzen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt

---

29. Das Wort geht auf die griechische Bezeichnung *βίος* - für Leben – zurück.

30. „Neusprech“ bezeichnet eine Sprache, die aus politischen Gründen künstlich modifiziert wurde (George Orwell 1949: 1984).

31. Österreichisch

32. Deutsch

wurde. Der Verzicht auf die ertragssteigernden chemischen-synthetischen Betriebsmittel und die gleichzeitige systematische Förderung des Bodenlebens - insbesondere über organische Düngung, vielfältige Fruchtfolgen sowie über die Erhaltung von vielfältigen natürlichen Lebensgemeinschaften - sollen die innerbetrieblichen Kreisläufe wieder weitgehend schließen. Gleichzeitig wurden schonende Bodenbearbeitungsmethoden, besondere pflanzenbauliche Maßnahmen sowie biologische Pflanzenschutzstrategien basierend auf neuen ökologischen Erkenntnissen entwickelt. Damit kann eine nachhaltige Landwirtschaft, die die Naturressourcen möglichst wenig belastet, wieder ermöglicht werden.

Waren anfänglich nur wenige Bäuerinnen und Bauern am Biolandbau beteiligt, so repräsentieren sie heute in manchen Ländern Europas bereits mehr als 10 Prozent ihres Berufsstandes. Wurden beispielsweise 1998 in der EU-15 erst 1,8 Prozent der Ackerflächen biologisch bestellt, so sind es nach aktuellen Statistiken für 2005 bereits mehr als 4 Prozent des Ackerlandes. Noch viel höher sind die Anteile im Grünlandbereich, insbesondere in der Weidehaltung. In der EU-25 werden über 6 Millionen Hektar Ackerland bereits biologisch bewirtschaftet. Damit wird ein wesentlicher Beitrag für ein nachhaltiges Europa geleistet.

Darüber hinaus haben bereits viele Bäuerinnen und Bauern Europas sowohl im Rahmen des Biolandbaues als auch auf konventioneller Ebene den Einsatz von gentechnisch veränderten Organismen (GVO) abgelehnt. Nicht zuletzt auf Grundlage dieser breiten Bewegung haben sich viele Regionen in Europa - kleine und große bis hin zu ganzen Ländern - als gentechnikfrei deklariert, sodass auch von dieser Seite der Druck auf die Landwirtschaft, sich weiteren ökologischen Risiken auszusetzen, verringert wird.<sup>33</sup>

Nicht zuletzt werden große Hoffnungen daran gesetzt, die vormalig vielfältigen regionalen Ökonomien wieder zu beleben. Die unterschiedlichen Naturressourcen und der traditionelle Reichtum der Regionen Europas sollen wieder verstärkt einer dezentralen Nutzung zugeführt werden und diese Ressourcen wieder zu einem zentralen Wert der europäischen Gesellschaften werden. Neue Produkte auf Grundlage alter und neuer Techniken sollen entwickelt und die traditionellen lokalen Märkte wieder belebt werden. Der kulturelle Reichtum Europas kann nur durch nachhaltiges Wirtschaften vom Kleinen bis zum Großen erhalten und weiterentwickelt werden.



Foto: Margit Gruber

Wenn in der Diskussion rund um die Weltagrarmärkte von Ernährungssouveränität die Rede ist, so sollte dies besonders auch Auswirkungen auf Europa und die Organisation seiner Landwirtschaft haben.

Gerade im Zusammenhang mit der Landwirtschaft können die besonderen Traditionen in der Nahrungsmittelbe- und -verarbeitung sowie die vielfältigen Traditionen in der Ess- und Trinkkultur eine neue Art von nachhaltiger Wertschöpfung ermöglichen. Viele Konsumentinnen und Kon-

33. Siehe z.B.: <http://www.gmo-free-regions.org/>

umenten haben sich auf den Weg gemacht, durch bewussten Konsum die Wertschöpfungsketten von Lebensmitteln und Naturstoffen zu beeinflussen.

Die Aussicht ist global geworden – doch die Welt ist begrenzt

Der Diskurs über die Landwirtschaft ist immer auch eine Kulturfrage: Denn Kultur findet nicht darin Ausdruck, wie extrem wir die technischen Möglichkeiten nützen können, sondern darin, wie wir mit den Grenzen unserer menschlichen Existenz – und dazu gehört auch der lebende Boden – sozial verantwortlich umgehen. Kurz: Die Landwirtschaft hat nur Zukunft, wenn wir Menschen uns unserer sozialen und ökologischen Verantwortung bewusst werden und entsprechend handeln.

An sich ist das alles nichts Neues – nur in einer Hinsicht schon: Bisher wurde dieser Anspruch vorwiegend für die regionalen Gegebenheiten oder für eine nationale Agrarpolitik definiert – und vielleicht noch mit einem Augenzwinkern verbal auf die EU-Agrarpolitik ausgedehnt. Das ganz Neue ist aber, dass die Landwirtschaft in der Globalisierung voll angekommen ist. Wir sollten dem Anspruch auf soziale und ökologische Verträglichkeit und Verantwortung jetzt plötzlich auch im globalen Zusammenhang gerecht werden und wir sollten das Verständnis für eine begrenzte Welt auch an die jungen Menschen mit ihrer globaleren Weltsicht weitergeben und stellen leider fest, dass es uns dabei an Bewusstsein, Instrumenten und politischer Durchsetzungsfähigkeit extrem mangelt.

---

## Josef Hoppichler



*... ist Mitarbeiter der Bundesanstalt für Bergbauernfragen.*

*Landwirtschaftsstudium an der Universität für Bodenkultur in Wien (bis 1983); seit 1985 an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen; Dissertation über "Ökonomische und ökologische Auswirkungen der Gen- und Biotechnologie auf die Landwirtschaft" (1992); beratende Mitarbeit beim österreichischen Gentechnikvolksbegehren; diverse Studien zu „gentechnikfreien ökologisch sensiblen Gebieten“ sowie zu „Möglichkeiten der gentechnikfreien Produktion“ (<http://www.gmo-free-regions.org/gmo-free-regions/austria.html>) . Weitere Arbeitsschwerpunkte: wirtschaftliche Aspekte der Biodiversität in Berggebieten, nachwachsende Rohstoffe und umweltgerechte Landwirtschaft.*

*Lehrbeauftragter für „Ökonomie und Politik der natürlichen Ressourcen“ an der Universität für Bodenkultur sowie Vertreter in der „OECD-Arbeitsgruppe über wirtschaftliche Aspekte der Biodiversität“ (WGEAB)*

---

# Utopie & Visionen

Die Auseinandersetzung mit der Zukunft





## Von agrarischen Utopien zur Zukunft der Landwirtschaft

*Georg Wiesinger*

In einer Diskussion über die Zukunft der Landwirtschaft erscheint es zunächst angebracht, einen Blick in die Vergangenheit der Landbewirtschaftung als ein organisches, von den natürlichen Grundlagen abhängiges System, zu richten. Unter der Logik der Finanzmärkte, der modernen Agrartechnik und Agrochemie und nicht zuletzt der Gen- und Biotechnologie werden subtile Zusammenhänge und fragile Abhängigkeiten oft außer Acht gelassen. Nur die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Landwirtschaft kann diesen Nebel menschlicher Machbarkeitsphantasien lichten und zukünftige Entwicklungen abschätzen.

### Ursprünge der Landwirtschaft

Landwirtschaft ist die treibende Kraft jeder kulturellen Entwicklung. Die zielgerichtete Erzeugung von pflanzlichen und tierischen Lebensmitteln auf zu diesem Zweck gewidmeten Ackerflächen sowie die Domestizierung von Wildtieren ermöglichte den ersten kolossalen Entwicklungssprung der Menschheit. Als neolithische Revolution wird das Aufkommen produzierender Wirtschaftsweisen, d.h. Ackerbau und Viehzucht bezeichnet. Ackerbau und Viehzucht traten anstelle von nomadischen Jäger- und SammlerInnengesellschaften. Bereits vor 12.000 Jahren am Ende der letzten Eiszeit wurde Getreide nachweislich im sogenannten Goldenen Halbmond (ein sichelförmiger Raum zwischen Palästina und dem Zweistromland) aus Urgräsern gezüchtet, systematisch angebaut und vermehrt. Vor etwa 10.000 Jahren erfolgte ebendort die Domestizierung von Ziege, Schaf und Rind. Etwa zur gleichen Zeit wurden in China die ersten Schweine gehalten. Esel, Pferd, Lama und Dromedar als Nutz- und Lasttiere folgten wenig später.

Haustiere und Vorratshaltung machten das Leben erst planbar und die Menschen unabhängiger von kurzfristigen natürlichen Veränderungen. Feste Siedlungsplätze konnten angelegt werden und eine innergesellschaftliche Arbeitsteilung und Rollenentwicklung konnten sich herausbilden. Es differenzierten sich nach und nach Berufsgruppen (Bergleute, Knappen, diverse handwerkliche Berufe, Verwaltungsbeamte usw.), welche nicht mehr unmittelbar von der Landbewirtschaftung leben und von einer landwirtschaftlichen Bevölkerung versorgt werden mussten. Die neolithische Revolution führte zum Anwachsen der Bevölkerung und zur Herausbildung von Städten. Die Rollendifferenzierung und Entbindung von schwerer körperlicher Arbeit ermöglichte das Entstehen einer Klasse von Menschen, sich den geistigen und kulturellen Sphären hinzugeben und zivilisatorische Entwicklungen einzuleiten (Norbert Elias: Prozess der Zivilisation, 1997, erstm. 1939).

In weiterer Folge ermöglichte schließlich die Herausbildung einer organischen Solidarität im Sinne von Emile Durkheim (Über soziale Arbeitsteilung, 2008, erstm. 1893) im Gegensatz zur mechanischen Solidarität älterer, von Tradition geprägter vormoderner Gesellschaften, eine stärkere Differenzierung

aufgrund dieser sozialen Arbeitsteilung. Die Gesellschaft und der gesellschaftliche Zusammenhalt wurden differenzierter, neue arbeitsteilige Strukturen entstanden, in denen der/die Einzelne in verschiedener Weise eingebunden ist. Die Positionen der einzelnen Personen werden vertraglich verhandelt. Die Arbeitsteilung wird derart komplex, dass der/die Einzelne diese nicht mehr überblicken kann. Gleichzeitig entstehen mit dieser organischen Solidarität gemeinsame Auffassungen und Ideologien, die der Gesellschaft ein Fundament verleihen.

### Landwirtschaft in der Antike und Platons Utopie

Das Anwachsen der Bevölkerung und die differenzielle Arbeitsorganisation leiten die Diskussion auf das rationale Staatswesen. Der Staat bzw. die Politeia (πολιτεία) hat bereits bei Platon die Aufgabe, optimale Voraussetzungen für Durchsetzung von Gerechtigkeit zu schaffen, die den Bürgern im Verhältnis zu Gesellschaft Berechenbarkeit und Sicherheit gewährleisten soll. Daher setzte sich Platon intensiv mit der Frage auseinander, wie die Verfassung eines Idealstaates diesem Ziel am besten dienen kann. Platon geht es also um Rationalität und um ein geordnetes und gerechtes Staatswesen. Die Gesetze bzw. Nomoi (νόμοι) stellen dabei die verfassungsrechtliche Grundlage des Gemeinwesens dar, die diese Sicherheiten garantieren sollen.

In der platonischen Utopie sollte der Staat die Ländereien und Wohnsitze durch Los verteilen. *„Es muss auch noch das Augenmerk darauf gerichtet werden, dass die Anzahl der jetzt von uns verteilten Wohnstätten stets dieselbe bleibe und weder größer noch kleiner werden dürfe. (...) Der Inhaber eines Loses hinterlasse nur eines seiner Kinder, welches er will, als Erben dieser Wohnstätte, als seinen Nachfolger und als Diener der Götter der Sippe und der des Staates (...), von den übrigen Kindern aber, wenn jemand mehr als eines hat, werden die Töchter, einem noch aufzustellenden Gesetze gemäß ausgestattet, die männlichen aber als Söhne unter denjenigen Mitbürgern verteilt, denen es an Nachkommenschaft fehlt.“* Dieser Staat sollte nicht größer oder kleiner werden, weder Mangel noch Überfluss haben. Die Anzahl der Wohnstätten sollte immer gleich sein. Überbevölkerung sollte in Kolonien auswandern und umgekehrt bei Seuchen die Bevölkerungszahl über Geburten oder Einwanderung ausgeglichen werden. Platon warnte vor grenzenlosem Wachstum und den damit verbundenen Gefahren und Zerstörungen, indem er das Nachhaltigkeitsprinzip als Grundlage für seinen Staat verpflichtet. Seine Utopie lässt dem einzelnen keine Freiräume und ist nach strengen Regeln geplant. *„Das ganze Land ward uns in zwölf möglichst große Teile geteilt; der einzelne jedem Teile durch das Los zugeteilte Stamm lieferte jährlich fünf gleichsam Fluraufseher und Wachtführer. (...) Unter diesen alle werden durch das Los alle Teile des Landes für einen Monat verteilt, damit sie insgesamt mit dem ganzen Lande bekannt und dessen kundig werden; die Aufseherschaft und das Wächteramt dauere für die Fluraufseher und Wächter zwei Jahre. (...) Ihre Fürsorge sei auf folgendes gerichtet: erstens, dass das Land gegen Feinde möglichst gut verschanzt sei, indem sie, wo es nötig ist, Gräben und Dämme aufwerfen und durch ausgeführte Bollwerke (...) den Feinden unzugänglich, den Freunden aber, Menschen, Zugtieren und Viehherden, dadurch möglichst zugänglich machen, dass sie den Wegen, damit alle möglichst gangbar werden, ihre Sorgfalt widmen sowie der dem Himmel entströmenden Bewässerung, dass diese dem Lande keinen Schaden, sondern vielmehr Nutzen bringe, indem sie von den Höhen in die tieferliegenden Waldschluchten sich ergießt, deren Ausflüsse durch Grabenzüge und Vorbauten abschließen, damit dieselben, durch Aufnehmen und Einsaugen der vom Zeus entsandten Gewässer, in allen tiefer gelegenen Fluren und Gegenden Feuchtigkeit und Quellen erzeugen und die trockensten Landstriche zu wohlbewässerten und wasserreichen machen.“* (Platon Nomoi, zt. Swoboda, 1972, S. 13ff)

Buch VIII Kapitel 13 und 14 der Nomoi hat die Organisation der Wirtschaft mit der Landwirtschaft zum Thema. Zunächst geht es um die Einrichtung gemeinschaftlicher Mahlzeiten. Anschließend wird auf die Frage übergegangen, auf welche Weise die Bürger ihren Lebensunterhalt gewinnen und das Land bebauen sollen. *„Die ersten dieser dafür notwendigen Gesetze seien dabei die sogenannten Ackergesetze, und von ihnen soll das oberste und erste das des Zeus, des Hüters der Grenzen, sein und folgendermaßen lauten: Keiner verrücke die Grenzsteine zwischen seinem und des Nachbarns Boden, gleichviel ob dieser letztere ein Mitbürger seines Staates ist, oder ob man sein Besitztum an der äußersten Grenze des Landes und daher einen Fremden zum Nachbarn hat. Jedermann denke vielmehr, dass dies in Wahrheit das Unantastbare antasten heiße, und er denke daher lieber den größten Felsen wegrücken zu wollen, als jenen kleinen Stein, welcher, durch Eide, die man den Göttern schwur, geheiligt, die Grenzscheide der Freundschaft und Feindschaft bildet. Denn Zeus war Zeuge dieser Eide, dem Mitbürger gegenüber als Stammgott, dem Fremden als Schutzgott der Gastfreundschaft, und er erhebt sich in beiderlei Eigenschaften gegen die Eidbrüchigen mit Erregung der verderblichsten Zwiste. Wer daher dem Gesetze gehorcht, bleibt sicher vor allem solchen Unheil, wer es aber missachtet, der soll außer jener göttlichen Strafe auch noch der durch das Gesetz verfallen. Also hüte sich ein jeder, absichtlich die Marken an der Nachbarn Lande zu verrücken! Wer es aber dennoch tut, den soll es einem jeden verstatet sein den Eigentümern anzuzeigen, damit diese ihn vor Gericht führen, und wenn er dann schuldig befunden wird dergestalt heimlich und gewaltsam an der Landabteilung geneuert zu haben, so soll der Gerichtshof feststellen, welche Strafe er zu erdulden oder wie viel Buße er zu zahlen hat.“*

Im Kapitel 19 wird die Verteilung der Nahrungsmittel behandelt. *„In zwölf Teile nämlich müssen von allen Bewohnern die gesamten Landeserzeugnisse, gleichviel zu welchem Gebrauche sie dienen, geteilt und dann jedes dieser Zwölftel von Weizen und Gerste sowie von allen andern Früchten und allem verkäuflichem Vieh, was jeder besitzt, wieder in drei ungleiche Teile nach Verhältnis zerlegt werden, von denen einer für die Bürger, einer für deren Sklaven und einer für die Handwerker und überhaupt alle Fremden, welche teils um ihres Lebensunterhalts willen sich als Beisassen in unserem Staate niedergelassen haben, teils nur zeitweilig wegen eines Geschäftes mit dem Staate oder mit Einzelnen sich in demselben aufhalten, bestimmt ist. Nur dieser letztgenannte dritte Teil aller Lebensbedürfnisse also soll verkäuflich sein, sobald das Bedürfnis es erfordert, von den beiden andern aber soll niemand etwas zu verkaufen berechtigt sein. (...) In dieser Rücksicht nun soll keiner von allen drei Teilen bevorzugt werden, weder der für die Herren, noch der für die Sklaven, noch auch der für die Fremden bestimmte, sondern die Verteilung soll allen dreien die gleiche Qualität gewähren. Von den beiden ersten Teilen nun ferner soll jeder Bürger Vollmacht haben an Freie und Sklaven zu verteilen, was und wie viel ihm gut dünkt. Was aber dann noch übrigbleibt, soll nach Maß und Zahl auf folgende Weise verteilt werden: man rechne die Zahl aller Tiere, welche das Land ernähren muss, auf und bestimme danach die Verteilung.“* Nahrungsmittelmangel durch Missernten und der damit verbundene Hunger war und ist eine der großen Geiseln der Menschheit. Daher kommt es nicht überraschend, dass gemeinsam mit dem Aufkommen organisierter Staatwesen Überlegungen über Nahrungsmittelsicherheit, eine Verbesserung der Landbaumethoden und Ertragssteigerung und nicht zuletzt über die Organisation der Landwirtschaft an sich, bereits sehr früh einen zentralen Stellenwert einnahmen.

Die Landwirtschaft galt in der Antike als eine ehrbare und geachtete Tätigkeit. In der hellenistischen Periode kommt es zu einer erheblichen Entwicklung und Differenzierung, neue Methoden wurden eingeführt, der Anbau von Wein, Oliven, Obst und Gemüse erfuhr eine enorme Ausbreitung. Zur Erzeugung von Mehl wurden statt den seit dem Neolithikum üblichen Reibsteinen die ersten Getreidemöhlen entwickelt. Diese Handdreh-, Schwenk- oder Göpelmöhlen wurden zunächst von

Sklaven, später von Arbeitstieren betrieben. Nach und nach entstanden die ersten Wassermühlen. Der Fortschritt in der Landwirtschaft spiegelt sich in einer reichhaltigen hellenistischen Literatur über die Landwirtschaft. Die Römer brachten die hellenistischen Landbaumethoden nach Italien. Landwirtschaft wurde in der Römerzeit zum großen Teil von Großgrundbesitzern in Latifundien auf Basis von Sklavenarbeit betrieben. Dies galt vor allem für die Kolonien in Nordafrika und Kleinasien. Die ursprünglich freien etruskischen Kleinbauern/Kleinbäuerinnen und das Gemeinderecht wurden verdrängt. Die Größe der Landhäuser (Villae rusticae) und der Wirtschaftshöfe richtete sich nun nach der Anzahl des Viehs und der Ackerfläche. Neue Kulturpflanzen wurden eingeführt und weiterentwickelt, Haustierrassen veredelt. Naturgemäß waren dafür aber das Klima und die Bodenbeschaffenheit bestimmend. In Perioden des wirtschaftlichen Niedergangs kam es immer wieder dazu, dass intensive Landwirtschaft vernachlässigt wurde und sich dafür extensive Weidehaltung ausbreitete. (Schmitz 2007; Otto et al. 1990; Wilkinson 1984).

### **Fortschritt durch neue Methoden und die Kehrseite neuer Abhängigkeiten**

Mit der Einführung der Dreifelderwirtschaft nach der großen Völkerwanderung im 8. Jahrhundert, d.h. dem Wechsel zwischen Winter-, Sommergetreide und Brache, konnten sich die Böden erholen und bessere Erträge abwerfen. Das Land war größten Teils im Besitz großer Gutsherren, die meisten Bauern mehr oder minder der Leibeigenschaft und Fronwirtschaft unterstellt. In den benachteiligten Randzonen und in Neuordnungsgebieten gab es auch freie Bauern und Bäuerinnen, die mit ihren Familien Hufe oder Huben bewirtschafteten. Revolutionär wirkten sich im Hochmittelalter die Einführung des Kummet als Anspannvorrichtung für Zugtiere und der Räderpflug aus. An der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit wuchs der Druck der Obrigkeit, d.h. der geistlichen und weltlichen Grundherren auf die Bauern. Diese trachteten danach immer mehr von ihren Untertanen herauszupressen, um die Rentabilität zu erhöhen, Kriege, Industrie und Manufakturen zu finanzieren. Es kam zur Einschränkung von Allmende, Überschuldung, Pfandschaften, Erhöhung von Steuern, Robot und Zehent. Ab dem 15. und 16. Jahrhundert kam es in ganz Mitteleuropa zu Bauernaufständen. Im Zentrum stand dabei der Kampf gegen die zunehmenden Belastungen und Abgaben (Bruckmüller 2000).

Mit dem Wachstum der Städte in der Neuzeit und einer immer stärker differenzierten Arbeitsteilung mussten immer größere Überschüsse für die Ernährung der nichtagrarischen Bevölkerung erzielt werden. Notwendig dafür war eine rationellere Organisation der Gesellschaft im Allgemeinen und der Landbewirtschaftung im Besonderen, um einen weiteren ökonomischen und soziokulturellen Fortschritt zu ermöglichen. Mit der Entdeckung der Neuen Welt und dem Merkantilismus kamen neue Kulturarten nach Europa. Revolutionär wirkte sich vor allem der Anbau von Mais und Kartoffel ab dem 16. Jahrhundert aus, welche als Kohlehydratlieferanten in Europa relativ rasch die Hirse als Hauptgetreideart verdrängten. Die höheren Erträge von Mais und Kartoffel führten in vielen Regionen zu einem raschen Wachstum der Bevölkerung. Bei Missernten kam es aber auch leichter zu Hungersnöten. Zwischen 1845 und 1849 verhungerten alleine in Irland bei der großen *potatoe famine* über eine Million Menschen, weitere 1,5 Millionen mussten in die Neue Welt emigrieren. Das war immerhin ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Sosehr die Kartoffel für gesellschaftlichen Fortschritt sorgte, so führte die Monokultur des Kartoffelanbaus auch zu neuen Abhängigkeiten (Rademacher/Sommerville 1996).

Der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung lag in jeder geschichtlichen Periode in den allermeisten Regionen Europas weit über 90 Prozent. Auch Österreich blieb bis ins 20. Jahrhundert hinein eine überwiegend agrarische Gesellschaft bestehen. Erst mit der fortschreitenden Industrialisierung begann sich dies zu ändern. Die großen wissenschaftlich-technischen Entwicklungen, allen voran die Erfindung der Dampfkraft- und Brennstoffmotoren, führten zu einer zunehmenden Technisierung, Rationalisierung und Chemisierung aller gesellschaftlichen Bereiche, wobei die Landwirtschaft davon nicht ausgenommen blieb. Der Fortschritt in der Organisation der Landbewirtschaftung war aber auch von den jeweiligen natürlichen Gegebenheiten sowie von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen abhängig (Diamond 2006a).

Die Physiokraten mit François Quesnay und seinem Schüler Anne Robert Jacques Turgot als Hauptvertreter stellten zu Beginn des 18. Jahrhunderts die zentrale These auf, dass die Landwirtschaft die einzige Quelle des Reichtums sei und die Wertschöpfung nur in diesem Wirtschaftssektor erfolge. Wert entsteht praktisch nur im Austausch Mensch mit der Natur. Damit stellten sich die Physiokratie gegen die englischen Nationalökonomien Adam Smith und David Ricardo, welche die Quelle des Reichtums in die Sphäre der Zirkulation verlegten. Die Physiokraten gehen in einer geschlossenen Wirtschaft davon aus, dass die übrigen Wirtschaftsteilnehmer von dem Output des eigenen Landwirtschaftssektors leben und daraus folgend die jeweilige landwirtschaftliche Produktivität bestimmte Grenzen des Wachstums vorgebe. Mit dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus verloren die Physiokraten und damit auch die Landwirtschaft als zentraler Bezugspunkt der Ökonomie an Bedeutung. Die Kontinentalsperre im Zuge der Napoleonischen Kriege brachte nicht nur die Ausbreitung des Zuckerrübenanbaus in Kontinentaleuropa, sondern auch das Bauernlegen. Ausgehend von England und Preußen wurden in den Gunstlagen kleine selbstwirtschaftende Bauernschaften in den Ruin getrieben. Die produktivsten Ländereien wurden von einer neuen Klasse großer feudaler Landbesitzer übernommen, welche die Getreidepreise und damit auch die Ernährung der Bevölkerung kontrollierten. Erst mit dem industriellen Kapitalismus kam diese Macht wieder ins Wanken. Die großen Fabrikherren trachteten die Preise für Lebensmittel niedrig zu halten, um dadurch die Löhne der ArbeiterInnen und ihre Produktionskosten zu senken. Dies senkte letztlich die Margen der Großgrundbesitzer. Die Thesen der Physiokraten waren damit endgültig widerlegt.

Der Hunger, einer der vier apokalyptischen Reiter, verfolgte schon immer die Menschheit. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung stieg die Angst vor Überbevölkerung und Nahrungsmittelknappheit. *Thomas R. Malthus* ging um die Wende zum 19. Jahrhundert davon aus, dass die Bevölkerungszahl exponentiell steige, die Nahrungsmittelproduktion in derselben Zeit aber nur linear sofern das Bevölkerungswachstum nicht gebremst wird durch Kriege, Krankheiten, Familienpolitik und ähnlichem. Da das Bevölkerungswachstum stärker als das wirtschaftliche Wachstum ist, käme es zu Verarmung und Verelendung. Die Tragfähigkeit der Böden und letztlich der Erde als Ganzes sei begrenzt und dies führe zu erheblichen sozialen Problemen. Rationelle Landbaumethoden und eine bessere Organisation der Landwirtschaft könnten das Problem der Überbevölkerung hinausschieben, jedoch nicht beseitigen. Dieser Malthusianische Ansatz hatte lange Zeit einen großen Einfluss auf die Sozialwissenschaften. Heute wird dieser direkte Zusammenhang zwischen Armut und Überbevölkerung von den meisten WissenschaftlerInnen in Frage gestellt. Durch den globalen wirtschaftlichen Austausch werden lokale natürliche Standortfaktoren im Gegensatz zu ökonomischen Rahmenbedingungen immer weniger

bedeutend. Viele der am stärksten bevölkerten Staaten zählen heute zu den reichsten, zahlreiche rohstoffreiche Länder zu den ärmsten der Welt.

Nicht nur wirtschaftliche, sondern auch ökologische Faktoren führten historisch zu einer Veränderung der Landwirtschaft. Manche Gesellschaften konnten sich besser an die veränderten Umweltbedingungen anpassen als andere. Während sich die Inuit auf eine längere Kälteperiode einstellen konnten, verhungerten etwa um 1435 alle Wikinger in Grönland. Die BewohnerInnen der Osterinseln führten durch Rodung der letzten Bäume den Untergang ihrer eigenen Kultur herbei, andererseits konnte die Bevölkerung der kleinen, sehr dicht besiedelten, zu den Salomonen zählenden Pazifikinsel Tikopia über eine sehr nachhaltige Wirtschaftsweise über mehr als 3.000 Jahre ihre Kultur bewahren. Die PolynesierInnen wussten mit den begrenzten Ressourcen ihre kleinen Insel Haus zu halten, was ihnen letztlich ihr Überleben sicherte (Diamond 2006b).

### Thomas Morus Utopia

Hand in Hand mit der Angst vor Hunger und Elend geht der Traum von einer besseren Gesellschaft. Eine der bedeutendsten Sozialutopien wurde 1516 in England von *Sir Thomas Morus* formuliert. Die Rahmenhandlung ist der Bericht eines Seemanns der lange Zeit auf der Insel Utopia gelebt haben will. Dieser Roman stieß auf großes öffentliches Interesse und war einer der Gründe für die Hinrichtung von Morus im Jahr 1535 wegen Hochverrats unter der Herrschaft von Heinrich VIII.

Im dritten Kapitel des Romans wird die Verfassung der Insel Utopia geschildert. Auf der Insel gibt es vierundfünfzig geräumige und prächtige Städte. Keine ist von der anderen so weit abgelegen, dass man aus ihr nicht in einer Tagereise zu Fuß nach der anderen gelangen könnte. Die Äcker sind den Städten so passend zugewiesen, dass keine von keiner Seite weniger als zwanzigtausend Schritte hat, von der einen oder anderen auch bei weitem mehr, nämlich auf der Seite, wo die Städte am weitesten voneinander abliegen. Keine Stadt hat das Verlangen, ihre Grenzen vorzurücken oder zu erweitern. Denn sie halten sich mehr für die bloßen Besteller der Ländereien, als für deren Herren.

Die UtopierInnen haben bequem gelegene Häuser, die mit landwirtschaftlichen Geräten wohl versehen sind. Diese sind nicht Eigentum einer bestimmten Person, sondern werden von den BürgerInnen abwechselnd bewohnt. *Keine ländliche Familie hat an Männern und Frauen weniger als vierzig Köpfe, außerdem zwei auf der Scholle haftende Knechte, denen allen der Hausvater und die Hausmutter vorstehen, gesetzte und gereifte Personen; je dreißig einzelnen Familien ist ein Phylarch (Stammesvater) vorgesetzt. Aus jeder Familie kehren jährlich zwanzig Personen in die Stadt zurück, nachdem sie zwei Jahre auf dem Lande zugebracht haben. An deren Stelle rücken ebenso viele aus der Stadt nach, die von denen im Landbau unterrichtet werden, die ein Jahr auf dem Lande gewesen sind und daher in der Landwirtschaft schon ziemlich Kenntnisse erworben haben. Im nächsten Jahre müssen diese neuen Ankömmlinge wieder andern Unterricht geben, damit nicht alle zugleich Neulinge und unerfahren im Ackerbauwesen sind und so aus sachlicher Unkunde in der Lebensmittelversorgung Missgriffe vorkommen. Diese Sitte, die Landbebauer fortwährend wechseln zu lassen, besteht deswegen, damit nicht jemand wider Willen längere Zeit in einer harten Beschäftigung auszuharren gezwungen werde; aber so Manche, denen die Erlernung des Ackerbaues der Sache selbst wegen gefällt, erwirken für sich, dass sie mehrere Jahre dabei bleiben können.* Die Landwirtschaft wird somit zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe, mit der sich alle zu befassen haben. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land sollen wenn schon nicht aufgehoben, so durch die Rotation der Bevölkerung verringert werden.

Die Ackerbauern und –bäuerinnen bestellen den Grund und Boden, züchten Vieh, machen Holz und fahren es in die Stadt. Hühner ziehen sie in großer Menge auf. Pferde haben sie nur wenige v.a. um ihre Jugend in den Reitkünsten zu üben. Die Arbeit des Pflügens und Fahrens verrichten Ochsen, die an Ausdauer den Pferden überlegen und mit weniger Unkosten und Mühe zu unterhalten sind, und nachdem sie ausgedient haben, noch als Nahrung sich verwenden lassen. Saatgetreide verwenden sie nur zum Brotbacken. Denn entweder trinken sie Traubenwein, Apfel- und Birnenmost, Wasser, manchmal auch ein mit Honig und Süßholz, das in großer Menge dort vorkommt, gebrautes Getränk. *Sie säen bei weitem mehr Korn und ziehen auch mehr Vieh auf, als zu ihrem Bedarf erforderlich ist. Der Überschuss wird an die Grenznachbarn weitergeben. Alles, was auf dem Lande nicht zu haben ist, wird aus der Stadt ohne allen Entgelt von der Obrigkeit geliefert. Sobald die Erntezeit herannaht, zeigen die Phylarchen der Ackerbauern der städtischen Obrigkeit an, wie viel Bürger ihnen als benötigt zugeschickt werden sollen; diese Anzahl Schnitter und Erntemacher trifft am bestimmten Tage pünktlich ein und so wird bei schönem Wetter so ziemlich an einem einzigen Tage die gesamte Ernte eingeheimst* (Morus 1986, erstm. 1516).

Die Familien sind streng hierarchisch organisiert. Jeder Familie steht ein Phylarch vor. Die Gattinnen dienen den Ehemännern, die Kinder den Eltern, überhaupt die Jüngeren den Älteren. Geld gibt es nicht. Geschäfte werden ohne irgendwelche Gegenleistung getätigt, da ja alle Dinge in Überfluss vorhanden sind. Laster wie Habgier, Neid oder Hochmut sind unbekannt. Trotzdem ist dies keine klassenlose Gesellschaft, denn es gibt eine strenge soziale Rangordnung von Herren, Dienern und Knechten. Frauen sind den Männern unterworfen. Die Utopie von *Morus* hat durch ihre strenge Ordnung viele Ähnlichkeiten mit dem Platonischen Vorbild.

### Sozialistische Landwirtschaft und Tschajanows Utopie

Ein weiterer im Zusammenhang mit der Organisation der Agrarwirtschaft bedeutender Ansatz stammt vom russischen Agrarwissenschaftler *Alexander W. Tschajanow*. Dieser entwarf in seiner *Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft* (1987, erstm. 1923) die Grundzüge einer subjektiv rationalen Gleichgewichtstheorie der bäuerlichen Familienwirtschaft, in der die Gewinn-Muße-Entscheidung der Familie und die Entscheidung über die Verwendung aller zur Verfügung stehenden Ressourcen des Betriebes, d.h. Arbeit, Boden und Kapital, simultan getroffen werden. Die bäuerliche Familienwirtschaft wird in den zentralen Fragen der Zeitdisposition und Einkommensverwendung als ein Haushalts-Betriebs-System gesehen, in welchem Konsum- und Produktionsentscheidungen aufeinander abgestimmt werden. Die bäuerliche Wirtschaftsweise stehe mit dem rein auf den Betrieb bezogenen *homo oeconomicus* das Haushalts-Betriebssystem der bäuerlichen Familienwirtschaft in einem subjektiv-rationalen Widerstreit: Konsum versus Investition und Gewinn versus Mußbestreben. Bäuerliche Arbeit betrachtet er als langfristig festen Produktionsfaktor, der bei erträglichem Risiko und entsprechend weiterer subjektiver Präferenzen im eigenen Betrieb, Haushalt und Nebenerwerb optimal zu verwerten sei. Bei ungünstiger Agrarkonjunktur schränkt die Familie ihren Konsum ein und reduziert ihren Lohnanspruch, wenn der außerlandwirtschaftliche Nebenerwerb keine günstigeren Verwertungsmöglichkeiten der Arbeit und/oder sonstiger Ressourcen bietet (Brandt 1990). Für das Verständnis seiner Sicht des Familienbetriebs ist diese Gleichgewichtsbildung zentral. Ausschlaggebend für das Gleichgewicht des Familienbetriebes wären das Verhältnis der Arbeitenden zu den zu versorgenden Familienangehörigen, die Ertragsbedin-

gungen, der subjektive Wille der Familienmitglieder zur Arbeitsanstrengung und die subjektive Belastbarkeit der Familienmitglieder.

Stand Tschajanow der sowjetischen Revolution zunächst positiv gegenüber, kam er mit seiner Kritik an der gewaltsamen Kollektivierung und seinem von ihm entworfenen utopischen Roman „Reise meines Bruders Alexej ins Land der bäuerlichen Utopie“ (1984, erstm. 1920) bald in Konflikt mit Stalin, was in einem Schauprozess, Verbannung in ein kasachisches Lager und letztlich seinem gewaltsamen Ableben mündete. Alexej Kremenew, der Held seines utopischen Romans besucht in ferner Zukunft, d.h. im Jahre 1984 Moskau (rein zufällig zu George Orwells Roman, der im selben Jahr handelt). Die Bevölkerung Moskaus ist auf 30.000 EinwohnerInnen gesunken. Es gibt keine Städte im eigentlichen Sinne mehr. Städte mutierten zu gerade noch notwendigen zentralen Versammlungsorten bzw. Orte für Feierlichkeiten, die eher den Charakter von weiträumigen Gärten aufweisen. Die gesamte Bevölkerung lebt praktisch in oder von der Landwirtschaft.

Die urbane Skepsis die sich da widerspiegelt steht im krassen Gegensatz zu sozialistischen agrarischen Industrieunternehmen der Kolchosen und Sowchosen. Dennoch ist die utopische Landwirtschaft von Tschajanow alles andere als eine naturbelassene Wirtschaftsweise. Alles wird durchorganisiert und genau geplant. Kunstdünger steigert die Erträge und mit eigenen so genannten „Meteorophoren“ verstehen es die BewohnerInnen der zukünftigen Sowjetunion sogar das Wetter zu machen. Generalregen geht in einer bestimmten Nacht nieder, um die Felder zu bewässern, sonniges Wetter wird erzeugt, um das Getreide trocknen zu lassen, und selbst Wirbelstürme lassen sich entfesseln. *„Dann aber, als das Auto lautlos über die Fahrbahn der Neujerusalemmer Chaussee dahinglitt und zu beiden Seiten Felder auftauchten, auf denen sich Tausende von Bauern darum bemühten, vor dem Regen schnell noch die letzten Schober Hafer einzubringen, da konnte sich Alexej nicht enthalten, seinen Begleiter zu fragen: Zum Teufel auch, wozu vergeudet ihr eine solche Menge an menschlicher Arbeitskraft auf die Feldarbeit? Ist eure Technik, mit der sich so leicht das Wetter steuern lässt, denn wirklich zu schwach, um die landwirtschaftliche Arbeit zu mechanisieren und die Arbeitskräfte für qualifiziertere Tätigkeiten freizustellen?“*

In dieser Aussage wird indirekt eine Debatte mit Friedrich Engels sozialistischem Konzept zur Landfrage geführt (Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland, MEW Band 22, erstm. 1894). Laut Engels ist die landwirtschaftliche Arbeit eine an sich stumpfsinnige Tätigkeit. Es geht v.a. darum die Arbeitermassen von der landwirtschaftlichen Arbeit zu befreien, damit diese ihre Zeit für nützlichere gesellschaftliche Aufgaben widmen können. Nach Engels bewährt sich der Bauer als politischer Machtfaktor meist nur durch seine in der Isolierung des Landlebens begründete Apathie. Diese Apathie der großen Masse der Bevölkerung sei die stärkste Stütze nicht nur für die westeuropäische Bourgeoisie, sondern auch für den russischen Despotismus. Der Bauer neige als Kleineigentümer zu reaktionären Denkweisen. Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsform werde dem Kleinbetrieb in der Landwirtschaft aber der Lebensnerv abgeschnitten. Er verfallende und verkomme unrettbar. Den Kleinbauern wird der Besitz an den Produktionsmitteln entzogen, sie falle damit in die Klasse des Proletariats und werden letztendlich zu industriellen Landarbeitern. Dementsprechend sei im Sozialismus das anzustrebende Ziel eine kollektiv organisierte industrielle Form der Landbewirtschaftung.

Ganz im Gegensatz zu Engels ist bei Tschajanow die Landwirtschaft nicht nur eine Produktionsform sondern auch eine Lebensform. Entsprechend seinem weiter oben beschriebenen Haushaltskonzept geht es Tschajanow nicht darum, das Ausmaß der für die Landwirtschaft notwendigen Arbeit auf ein



Mindestmaß zu reduzieren und durch rationale Technik zu ersetzen. Die Landarbeit und das Leben in einer naturnahen Umgebung stellen bei Tschajanow bereits einen Wert dar. Darin schwingt eine gewisse Kritik an den industriellen Modernismus mit. Alexej meint etwa in seinem Roman: „*Gegen das Gesetz der sich verringern den Bodenfruchtbarkeit kann man nicht viel ausrichten. Unsere Ernten, die von einer Desjatine mehr als 500 Pud ergeben, sind nur dadurch zu erklären, dass bei uns nahezu jede einzelne Ähre individuell gepflegt wird. Niemals zuvor war die Landwirtschaft in solchem Maß auf Handarbeit eingestellt wie heute. Und das ist kein Spleen, sondern eine Notwendigkeit bei der heutigen Bevölkerungsdichte.*“ Fortschritt werde also durch die Landwirtschaft erzielt und nicht dadurch, indem man diesen Sektor zurückdränge.

Eine spezifische Ausprägung der Diskussion zum landwirtschaftlichen Familienbetrieb, in der auch die Position Tschajanows eine große Rolle spielt, ist jene mittlerweile seit fast einem Jahrhundert geführte Debatte über die Frage, ob der Familienbetrieb überleben wird oder im Zuge weitergehender Industrialisierung untergeht. Mit der Bezeichnung „*Lenin-Tschajanow-Debatte*“ sind die Grundlagen dieser Diskussion vor allem in die englischsprachige Literatur eingegangen (Mövius 1990). Lenin vertrat den Standpunkt, dass die Landbevölkerung durch das Vordringen der kapitalistischen Produktionsweise in zwei Klassen gespalten würde, nämlich in landlose Arbeiter und Großgrundbesitzer (Kemper 1973). Die kleinstrukturierte, auf Subsistenz ausgerichtete bäuerliche Familienwirtschaft hätte demnach keine Zukunft mehr. Dem stand die Position Tschajanows gegenüber, der die Überlebensfähigkeit des Familienbetriebes in dessen Bereitschaft zur „Selbstausschöpfung“ der Arbeit sah. Wie oben dargestellt, kann diese Bereitschaft auch als der bäuerlichen Familie eigene Art des ökonomischen Denkens gesehen werden.

Im Zusammenhang mit der Globalisierungsdebatte werden auch Positionen von *Karl Kautsky* (1902, erstm. 1899) und *Eduard David* (1903) häufig rezipiert. Ebenso wie Engels bestritt *Kautsky* die völlige Unabhängigkeit von Landwirtschaft und Industrie im kapitalistischen Wirtschaftssystem, wodurch auch in der Landwirtschaft der Kleinbetrieb zum Untergang bestimmt sei. Der Prozess der Konzentration in der Landwirtschaft wäre aber komplizierter als jener in der Industrie. Gründe für das „statistische“ Überleben des Kleinbetriebes sah *Kautsky* darin, dass kleine Landwirte oft zum Nebenerwerb übergangen und dass die mangelnde Konkurrenzkraft des produktionstechnisch unterlegenen Kleinbetriebes durch Überarbeit und Unterkonsumption kompensiert würde. *Kautsky* (1919) interpretierte schließlich die offensichtliche Persistenz zahlreicher, unrentabler kleiner Betriebe als Erscheinungsform der industriellen Reservearmee. *Eduard David* (1922, erstm. 1903) entwickelte diesen Gedanken weiter und versuchte nachzuweisen, dass die marxistischen Entwicklungsgesetze für die Familienlandwirtschaft nicht gültig seien. Der Analogieschluss von der Industrie auf die Landwirtschaft hätte keine Legitimität. Der Kleinbetrieb sei dem Großbetrieb in der Landwirtschaft sogar überlegen, da er produktiver wäre. Daraus schloss er, dass im Interesse an höchster landwirtschaftlicher Produktivität folglich eine Förderung der Entwicklung zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb geboten sei (David 1903, S. 698). Damit stellte er sich diametral zu einer sozialistischen Kollektivierung. Der erwähnte Analogieschluss sei deswegen nicht zulässig, weil die landwirtschaftliche Produktion ein organischer und nicht wie die industrielle Güterproduktion ein mechanischer Prozess sei. Die Lebensfähigkeit des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes müsse endgültig mit ja beantwortet und das bäuerliche Wirtschaften in ein genossenschaftlich organisiertes und staatlich gefördertes Produktionssystem eingegliedert werden.

Im Anschluss an David ist auch die Position des Vorsitzenden der österreichischen Sozialdemokratie *Otto Bauer* zu verstehen, der mit seiner Abhandlung *Der Kampf um Wald und Weide* (1925) sich mit den Rechten, dem Überleben und der Zukunft der Kleinbäuerinnen und Kleinbauern auseinandersetzte und damit den Grundstein eines sozialdemokratischen Agrarprogramms legte.

### Konservative Utopien

Während der Wirtschaftskrise der 20er und 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde das „Bauern-tum“ von konservativer Seite als ideologisches Gegenmodell zur fortschreitenden kapitalistischen Industrialisierung und den damit verbundenen negativen Konsequenzen stilisiert. Die Sehnsucht nach einer neuen Erlösungsideologie war bei den unter Massenarbeitslosigkeit und Massenelend leidenden Modernisierungsverlierern groß, sofern sie nicht sozialistischen Strömungen folgten. Als Agrarexperte begann Bundeskanzler *Engelbert Dollfuß* seine politische Laufbahn als Sekretär des Niederösterreichischen Bauernbunds. Als Bauernbunddirektor und Landwirtschaftsminister begann er das landwirtschaftliche Kammern- und Genossenschaftssystem zu reformieren. Der Staat sollte autoritär auf berufsständischer Grundlage organisiert und alle politischen Kräfte in der *Vaterländischen Front* als Einheitspartei zwangsweise zusammengeschlossen werden. Kurz nach der Zerschlagung der Demokratie, der Ausschaltung des Parlaments und dem Verbot kommunistischer, sozialdemokratischer und nationalsozialistischer Parteien hielt Dollfuß am 11. September 1933 anlässlich des Deutschen Katholikentages seine denkwürdige *Trabrennplatzrede*. Darin lassen sich u.a. die Grundzüge seiner agrarischen Utopie erkennen. In diesem Gesellschaftsbild haben Kirche und Klerus einen festen Platz. Die christlich deutsche Kultur wird als Bollwerk gegen die Türkenbelagerung angerufen. Dollfuß verfällt auf eine Reminiszenz an das *"Mittelalter, als jene Zeit, in der das Volk berufsständisch organisiert und gegliedert war, in der der Arbeiter gegen seinen Herrn nicht aufstand und organisiert war, jene Zeit, wo Wirtschaft und Leben auf der Zusammenfassung aller gegründet war, die in einem Berufe ihr Brot erhalten haben."* Die Französische Revolution habe diese heilvolle gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung überwunden. Nur die bodenständige Bevölkerung könne dem Liberalismus, Marxismus und Materialismus etwas entgegensetzen.

Der Staat sollte nach ständischer Verfassung neu errichtet werden. *„Ständische Auffassung berechtigt und verpflichtet den Herrn ebenso wie den Knecht. Wir werden daher wieder zurückgreifen müssen auf ältere Formen, aber nicht nur formalistisch, sondern es muss uns zum Bewusstsein kommen, dass die Arbeit die Menschen einigt. Im Bauernhause, wo der Bauer mit seinen Knechten nach gemeinsamer Arbeit abends am gleichen Tisch, aus der gleichen Schüssel seine Suppe isst, da ist berufsständische Zusammengehörigkeit, berufsständische Auffassung. Und verschönert wird das Verhältnis noch, wenn sie beide noch nach Feierabend zum Rosenkranz sich niederknien. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl muss in uns wieder wach werden. Nur so werden wir den Marxismus, die falsche Lehre vom notwendigen Kampf der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, wirklich in unserem Volke überwinden. Die äußeren Organisationsformen der berufsständischen Vertretung neuzugestalten, ist die Aufgabe dieser Regierung.“* Das Land und insbesondere das christliche Bauerntum sind ein stabiler Hort gegenüber den Gefahren der liberalen, jüdischen Stadt, die bäuerliche Familie als Keimzelle des Gesellschaft als Gegenthese zu verkommenen sündigen Verhältnissen, die Heimat gegen einen vaterlandslosen sozialistischen Internationalismus. In dieser expliziten Antiurbanität und Antiintellektualität äußert sich nicht nur eine verklärte Sehnsucht nach einer vergangenen heilen Welt, sondern auch die Angst vor allem Fremden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand die Debatte um die Stellung der Landwirtschaft im Verhältnis zum industriellen Stadtleben eine Fortsetzung in modernisierungstheoretischen Ansätzen. Kötter (1958) formulierte eine Homogenisierungsthese. Danach käme es zu einer allmählichen Homogenisierung zwischen Stadt und Land, wobei die Landbevölkerung sich dabei verspätet anpasse. Die Kernfrage dabei war „ob es sich beim unbezweifelbaren Nachhinken der Landwirtschaft um eine prinzipielle Schwäche handle, oder ob die Friktionen nicht vielmehr daraus entstünden, dass die Wirklichkeit industrieller Wirtschaftsprinzipien an den überalterten ländlichen Strukturen scheitere.“ Die Modernisierung der Landwirtschaft wurde zu einem Bewusstseinsproblem der bäuerlichen Bevölkerung gemacht. „*Cultural lag*“ war Ausdruck dieser „Rückständigkeit“. Man vertrat, dass alte Leitbilder und Bewusstseinsinhalte nicht mehr mit der Wirklichkeit korrespondierten. Der bäuerliche Kleinbetrieb wurde als eine vorindustrielle Existenzform interpretiert und als politisches Leitbild der Agrarideologie zugerechnet. In einer Strukturwandeldebatte wurde unverhohlen eine industrielle Landwirtschaft propagiert. Als Grundlage der Modernisierung galten ein industrielles Produktionsniveau bei höchstmöglicher Ausnutzung des technischen Fortschritts, die Sicherung des freien Unternehmertums, wenn möglich nur mit vorübergehenden staatlichen Unterstützungsmaßnahmen, sowie die Angleichung der Arbeits- und Einkommensbedingungen in der Landwirtschaft an die anderen Wirtschaftsbereiche, die nur durch eine Abwanderung von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft zu erreichen wäre.

### EU Agrarpolitik von Strukturwandel bis zur Nachhaltigkeit

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs und die Hungerjahre danach waren eine der wichtigsten Triebfedern zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Eines der Hauptziele dabei war dabei die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und die nachhaltige Sicherung der Ernährungsgrundlage. Dies sollte durch ein Anreizsystem über Subventionen, eine höhere Effizienz, Modernisierung, Rationalisierung und Technisierung erzielt werden. Das Motto lautete „*Wachsen oder Weichen*“. Die kleinen, unrentablen, vor allem auf Subsistenz ausgerichteten kleinbäuerlichen Betriebe sollten aus der Produktion verschwinden und das Feld den großen, modernen, wachstumsorientierten landwirtschaftlichen Unternehmen überlassen. Landwirtschaft habe nur noch dort einen Sinn, wo diese wettbewerbsfähig und rentabel ist. Ausschlaggebend waren rein ökonomische Kriterien. Ökologische oder soziale Fragen spielten dabei keine Rolle.

Diese Strukturwandeldebatte gipfelte bei *Sicco Mansholt*. Der erste Agrarkommissar der Europäischen Kommission legte 1968 ein Grundsatzpapier, den so genannten „*Mansholt Plan*“ vor, nachdem über einheitliche Preise und durch Reduzierung der Anzahl und Vergrößerung der Flächen der landwirtschaftlichen Betriebe die europäische Landwirtschaft rationalisiert und an den Weltmarkt herangeführt werden sollte. Die hohen agrarischen Subventionen führten bereits in den 1960er Jahren zu Überschüssen bei Butter, Zucker und Getreide. Nach Mansholt könnten sich weder die Regierungen noch die Bevölkerungen auf die Dauer leisten, ungeheure Summen zu verschwenden, um Überschüsse zu vernichten. Deshalb sollte die Struktur der europäischen Bauernwirtschaften radikal verändert werden und bis 1980 die Hälfte der zehn Millionen Bauern in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft ihre Höfe verlassen. Fünf Millionen Hektar Acker- und Weideland sollten stillgelegt und in Naturparks oder Wälder verwandelt werden. Für die kleinstrukturierte Landwirtschaft Österreichs wären wohl die

beiden letzteren Optionen schlagend geworden. Österreich war allerdings zu jener Zeit noch nicht Teil der Europäischen Union.

Die Strukturwandeldebatte war bis weit in die 1980er Jahre die vorherrschende Doktrin. Die Besonderheiten der landwirtschaftlichen Produktion und Lebensform wurden weitgehend negiert. Zukunft hätte der Bauer nur noch als moderner, wirtschaftlich denkender und handelnder Unternehmer. *Van Deenen* (1970) postulierte u.a. vier verschiedene Typen von landwirtschaftlichen Betriebsleitern. Während die fortschrittlichen Leiter leistungsstarker Betriebe keinerlei Probleme mit diesem Unternehmerleitbild hätten, würden die fortschrittlichen Leiter leistungsschwacher Betriebe Konfliktsituationen durch Flächenaufstockung zu lösen suchen, während die fortschrittsfeindlichen Leiter leistungsschwacher Betriebe weder die Grenzen des eigenen Betriebes noch die gegebenen Chancen wahrnehmen würden. *Ziche* (1970) konstruierte sogar einen eigenen *Modernisierungsindex* über das gesellschaftliche Selbstbild der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Ziel aller dieser Versuche war den Bauern und Bäuerinnen ein rationales Verständnis ihrer Rolle als moderne Unternehmer zu vermitteln, der nur zufällig keine Knöpfe oder Anzüge sondern Lebensmittel produziert.

In Österreich zeichnete sich bereits ab Mitte der 1970er Jahre eine gewisse Trendwende ab. Das Bergbauernsonderprogramm mit dem Bergbauernzuschuss zielte auf eine nachhaltige Bewirtschaftung klimatisch benachteiligter Gebiete. Etwas später wurde das Konzept einer ökosozialen Landwirtschaftspolitik entwickelt, bei dem neben ökonomischen auch ökologische und soziale Ziele in den Mittelpunkt rückten. Spätestens seit dem McSherry Plan 1992 und der Agenda 2000 kam es auch in der EU zu einer Neuorientierung der agrarpolitischen Zielsetzungen. Neben der Effizienz und Konkurrenzfähigkeit wurden im Sinne multifunktionaler Ansätze neue Aufgaben für die Landwirtschaft definiert, wie die der Kulturlandschaftspflege, der Erhaltung der Biodiversität, der ökologischen Nachhaltigkeit, soziale und regionalpolitische Funktionen usw. Als Leitbild gilt nun nicht mehr der effiziente Großbetrieb, auch die bäuerliche Landwirtschaft fand Eingang im Wertekatalog der EU. Im österreichischen Landwirtschaftsgesetz 1992 wurde die Erhaltung nachhaltig wirtschaftender bäuerlicher Familienbetriebe ebenfalls als Zielsetzung formuliert. Ziel ist *„die Erhaltung einer wirtschaftlich gesunden, leistungsfähigen bäuerlichen Land- und Forstwirtschaft in einem funktionsfähigen ländlichen Raum, wobei auf die soziale Orientierung, die ökologische Verträglichkeit und die regionale Ausgewogenheit unter besonderer Berücksichtigung der Berggebiete und sonstiger benachteiligter Gebiete Bedacht zu nehmen ist.“*

### **Bäuerliche Landwirtschaft**

Die bäuerliche Landwirtschaft und der bäuerliche Familienbetrieb wurden nun plötzlich von einem verstaubten Auslaufmodell zu einem gesamteuropäischen Leitbild. Gleichzeitig wurde aber das Wachstums- und Wettbewerbsmodell nicht aufgegeben. Der bäuerliche Familienbetrieb sollte vornehmlich dort in die Bresche springen und Aufgaben übernehmen, wo das agrarische, industrielle, kapitalistische Unternehmermodell versagte. Zu offenkundig hatten die moderne Agrarwirtschaft und der strukturelle Wandel in vielen Bereichen versagt und zu neuen Problemen geführt. Schwere Agrartechnik führte zu Bodenverdichtungen, Pestizide gefährdeten die Biodiversität, hochgezüchtete Nutztiere wurden krankheitsanfälliger, durch Hybridsaatgut und die Einengung der genetischen Vielfalt beim Saatgut ging die natürliche Anpassungsfähigkeit an Klima und Witterungseinflüsse verloren. Es kam zu einer Polarisierung der europäischen Landwirtschaft in einen wettbewerbsfähigen, industriellen

Sektor in den Gunstlagen, der zusehends auf Gen- und Biotechnologie setzt und in einen bäuerlichen Familienbetriebssektor mit Schwerpunkt auf nachhaltige Biolandwirtschaft, Kulturlandschaftspflege, dem sozialen Zusammenhalt im Dorf und dem Angebot an neuen ökologischen und sozialen Leistungen in den weniger begünstigten Lagen. Beide Modelle bestehen relativ unbehelligt parallel, auch wenn es in einigen Bereichen zu Konflikten kommt, wie z.B. in der Frage der gentechnikfreien Zonen und dem Schutz der Biolandwirtschaft. Die bäuerlichen Familienbetriebe dienen trotz allem hauptsächlich als Regulative für die Funktionsfähigkeit des industriellen Modells.

Das Modell des bäuerlichen Familienbetriebs wurde plötzlich wieder salonfähig. Unklar bleibt, was genau darunter zu verstehen ist. Die Familiensoziologie verfügt über keinen einheitlichen Familienbegriff. Dieser kann enger oder weiter gefasst sein und auch die Herkunftsfamilie, die Generationenbeziehungen, Alleinerziehende usw. umfassen. Einerseits bedingen Leitideen, die sich aus gesellschaftlichen Rollenbildern und ideologischen Vorstellungen speisen, die jeweiligen strukturellen Vorgaben von Familienpolitik wie z.B. die unterschiedlich mögliche Bezugsdauer von Kinderbetreuungsgeld für Frauen mit und ohne Partner, zum anderen existieren Wechselwirkungen insofern, als diese Strukturen wiederum bestimmte Rollenbilder unterstützen und auch bestimmte Familienformen selektiv begünstigen (Tazi-Preve 2009).

Die Bedeutung, der Wandel und die Zukunft des bäuerlichen Familienbetriebes stellen bereits seit langer Zeit einen wichtigen Gegenstand der ländlichen Sozialforschung dar. *Wiesinger/Vogel* (2003) versuchten in einem Artikel den Begriff zu operationalisieren. Sie verweisen dabei zunächst auf *Albrecht Thaer* (1752-1828), dem Begründer der modernen Landwirtschaftslehre. Dieser erkannte bereits, dass sich der landwirtschaftliche Betrieb nur durch eine von der Natur abhängige Produktion von einem industriellen Unternehmen unterscheidet. Die optimale Größe eines Unternehmens bestimmt sich von der optimalen Faktorkombination, welche zu einem maximalen Gewinn führt. *Johann Heinrich von Thünen* (1783-1850), entwickelte in seinem "Kreisschema des isolierten Staates" dazu ein ökonomisches Modell. Sowohl *Thaer* als auch *v. Thünen* gehen von Agrarproduktionsmodellen, die auf Fremdarbeitskräften beruhen und den Rahmen eines bäuerlichen Familienbetriebes übersteigen. Die Arbeitskraft wird als variabler Faktor genommen und als wesentliche Zielsetzung des Wirtschaftens wird die Gewinnmaximierung unterstellt. Im Gegensatz treten bei klein- und mittelbäuerlichen Betrieben auch andere Motive in den Vordergrund, welche die betriebswirtschaftlichen Entscheidungen mit beeinflussen, wie z.B. Haushalts- und Familienbeziehungen, womit sich hier der Kreis zu *Tschajanow* (siehe weiter oben) schließt.

Einen weiteren bedeutenden Versuch einer Begriffsdefinition liefern *Gasson/Errington* (1993). Diese legen für einen bäuerlichen Familienbetrieb sechs idealtypische Kriterien fest: (i) der Unternehmensbesitz und die Kontrolle der Geschäftsführung unterliegen BetriebsleiterInnen, (ii) die BetriebsleiterInnen stehen in einem verwandtschaftlichen Verhältnis oder sind durch Heirat miteinander verbunden, (iii) die Familienmitglieder stellen Kapital für das landwirtschaftliche Unternehmen zur Verfügung, (iv) die Familienmitglieder bringen ihre Arbeitskraft in den landwirtschaftlichen Betrieb ein, (v) der Unternehmensbesitz und die Geschäftsführung werden von Generation zu Generation weitergegeben und (vi) die Familienmitglieder leben auf dem landwirtschaftlichen Betrieb.

Dieser definitorische Ansatz für einen bäuerlichen Familienbetrieb greift jedoch nicht weit genug, wenn man den jeweiligen soziokulturellen Kontext berücksichtigt. Bereits innerhalb der EU ergeben

sich dabei bereits bei der Größe, Struktur und Organisation landwirtschaftlicher Betriebe sehr große Unterschiede. In vielen Ländern außerhalb Europas spielen nichtfamiliäre Fremdarbeitskräfte eine große Rolle. In Südafrika ist der Anteil von v.a. farbigen Lohnarbeitskräften sehr hoch. Diese Arbeitskräfte wohnen üblicherweise auch auf den Betrieben und stehen in einem mehr oder weniger subtilen paternalistischen Abhängigkeitsverhältnis. Die Einheit des bäuerlichen Familienbetriebs kann sich folglich nicht nur auf die Familienmitglieder beschränken. Das Betriebsleiter Ehepaar hat oft nur noch Managementfunktionen (Vorster/Kritzinger 1995). In Indien dürfen in einigen Kasten Witwen keine Feldarbeit verrichten, somit sind sie gezwungen, Arbeitskräfte anzuwerben, auch wenn sie theoretisch diese Arbeiten auch selber verrichten könnten (Patnaik 1987).

Der bäuerliche Familienbetrieb lässt sich daher nur schwer operationalisieren. Weder in der EU noch in Österreich wurde auf administrativer Ebene je ein entsprechender Versuch unternommen. So unklar der soziologische Familienbegriff bleibt, so unklar bleibt auch der Begriff des bäuerlichen Familienbegriffes. Dieser ist daher weniger als soziologisch eindeutig determinierter Begriff als vielmehr ein politisches Instrument mit zahlreichen Auswirkungen zu verstehen. An dem „bäuerlichen Familienbetrieb“ ist nicht nur die Förderungspolitik gebunden, sondern dieser gilt auch als Rechtfertigungsschema für bestimmte politische Maßnahmen.

### Von der Vergangenheit in die Zukunft

Die Angst vor Hunger, Missernten und Naturkatastrophen verfolgt als ewige Geißel die Menschheit. Die Frage nach der optimalen Landnutzung, der rationalen Organisation der Ernährung ist daher wahrscheinlich die älteste und am intensivsten diskutierte überhaupt. Wie lässt sich das Überleben sichern, ausreichend Nahrung in entsprechender Qualität nachhaltig bereit stellen, die Ackerflächen rational im Sinne eines größtmöglichen Gemeinwohls bewirtschaften? Schon in Babylon und im alten Ägypten ging es um das Anlegen von Vorratsspeichern, um den Schutz der Ernten, den Kampf gegen Schädlinge, wie z.B. Wanderheuschrecken, den Unterhalt von Arbeitskräften und Heeren. Auf die sprichwörtlichen biblischen sieben fetten Jahre folgten immer wieder Hungerperioden. Dieses Ausgeliefertsein war der ideale Nährboden für das Entstehen von agrarischen Utopien. Die Ideen die diesen Utopien zugrunde liegen, wiederholen sich auf interessante Weise immer wieder. Angefangen von den Vorstellungen von Platon, über Thomas Morus bis hin zu sozialistischen und konservativen Utopien, Tschajanow, Grünen Revolutionen, Sicco Mansholt, Ernährungssouveränitäts- und Subsistenzansätzen. Es lassen sich immer wieder dieselben Linien erkennen und es treten immer wieder dieselben Elemente in den Vordergrund. WTO Freihandel versus das Konzept der Ernährungssouveränität ist nichts anderes als eine fortgesetzte Debatte wie in etwa zwischen Tschajanow und Lenin.

Mit jeder Veränderung der Landbaumethoden kommt es auch zu einer Veränderung in der sozialen Organisation der landwirtschaftlichen Betriebe. In der langen Geschichte der landwirtschaftlichen Produktion ist der klassische bäuerliche Familienbetrieb mit einem Ein- oder Mehrgenerationshaushalt ohne familienfremde Arbeitskräfte höchstens eine kurze Episode. Bauern und Bäuerinnen unterstanden die meiste Zeit als Leibeigene einer Gutsherrenschaft oder waren von Fronddienst und Zehent abhängig. Nach der Bauernbefreiung Mitte des 19. Jahrhunderts dominierte das Gesindewesen. Von einem bäuerlichen Familienbetrieb kann man auch hier nicht sprechen. Spätestens nach Ende des Zweiten Weltkrieges verschwand das Gesinde zumindest in Mitteleuropa endgültig von den Höfen. Zunächst wurde

die landwirtschaftliche Arbeit noch von bäuerlichen Mehrgenerationenhaushalten geleistet, gegen Ende des 20. Jahrhunderts dominierten bereits die Eingenerationenbetriebe. Die letzte Entwicklung ist, dass ein landwirtschaftlicher Betrieb immer häufiger nur noch von einer Vollarbeitskraft geführt wird. Umso überraschender ist, dass das Schlagwort der Erhaltung des bäuerlichen Familienbetriebs immer noch eine Hauptleitlinie der EU Agrarpolitik darstellt und sogar noch an Bedeutung gewinnt, obwohl die Zahl der bäuerlichen Familienbetriebe ständig schwindet.

Die Landwirtschaft ist nur ein ökonomisches, sondern auch ein ökologisches und soziales System. Wie schon der Name sagt, ist Agrokultur auch eine Kulturform, die sich historisch aus gesellschaftlichen Wurzeln entwickelt hat. Worin liegt nun aber die Zukunft der Landwirtschaft? Liegt die Zukunft nun in einer boden- und wetterunabhängigen High-Tech-Produktion basierend auf Gentechnologie und Synthefood. Oder kehren wir um zu einer Bioutopie der Kleinlandwirtschaft. Vielleicht trägt uns die nächste Utopie zurück zur Jäger- und Sammlerinnengesellschaft, einer Gesellschaft von WildkräuteresserInnen und Tierbeutern, Menschen die sich in den alten, neuen Wildnissen herumtreiben und Tiere jagen werden, zurück zu den Ursprüngen der neolithischen Revolution, Ursprünglichkeit, zur Jagd mit Pfeil und Bogen. Vielleicht finden sich tatsächlich Freiwillige für eine Kultbewegung gegen die industrielle Entfremdung, als Ausbruch von der Industrie, als ein „Zurück zur Natur im Rousseau'schen Sinne“. Tatsache ist jedenfalls, je weniger Natur, desto größer wird der Wunsch danach. Endet der Weg in einer auf Subsistenz aufgebauten Agrargesellschaft oder wird der Bauer/die Bäuerin zukünftig in einer sich weiter entwickelten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft marginalisiert, in einer Gesellschaft wo Nahrungsmittel künstlich hergestellt und die Landwirtschaft jeden Auftrag verloren haben wird? Wir wissen es nicht. Die Antwort bleibt offen, wie sich eine zukünftige Gesellschaft organisieren wird. Viele Utopien sind vorstellbar, viele treffen wir bereits in der Geschichte an. Hier schließt sich der Kreis in der Diskussion.

## Literatur

- Bauer, Otto: Der Kampf um Wald und Weide. Studien zur österreichischen Agrargeschichte und Agrarpolitik. Studien zur österreichischen Agrargeschichte und Agrarpolitik. Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1925
- Brandt, Hartmut: Von Thaer bis Tschajanow. Wirtschaftslehren arbeitsintensiven Landbaus, Kiel 1990
- Bruckmüller, Ernst: Sozialgeschichte Österreichs, Oldenbourg Verlag, Wien-Köln- Weinmar 2000
- David, Eduard: Sozialismus und Landwirtschaft, 2. umgearb. u. vervollständ. Auflage, Quelle & Meyer, Leipzig 1922
- Deenen, Bern van: Bäuerliche Familien im sozialen Wandel. Demographische Einflüsse auf den bäuerlichen Familienbetrieb. Folgerungen für die Agrarpolitik. Forschungsgesellschaft fu:r Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Bonn 1970
- Diamond, Jared M.: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 2006a.
- Diamond, Jared M: Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 2006b.

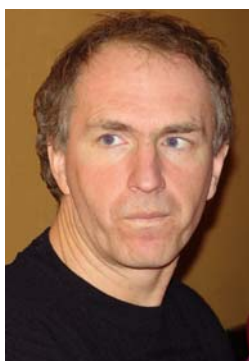
- Durkheim, Emile: Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. Eine werkgeschichtliche und systematische Einführung in die Arbeitsteilung von Emile Durkheim, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008
- Elias, Norbert: Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. „ Bände, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1997
- Engels, Friedrich: Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland, MEW Band 22, erstm. 1894, Berlin (Ost) 1974 S. 483-505.
- Kautsky, Karl: Die Agrarfrage. Eine Übersicht über die Tendenzen der modernen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sozialdemokratie, Stuttgart 1902
- Kautsky, Karl: Die Sozialisierung der Landwirtschaft, Berlin 1919
- Kemper, Max: Marxismus und Landwirtschaft, Stuttgart 1973
- Kötter, Herbert: Landbevölkerung im sozialen Wandel. Ein Beitrag zur ländlichen Soziologie, E. Diederich, Düsseldorf 1958
- Morus, Thomas: Utopia, Reclam Taschenbuch , Ditzingen 1986
- Mövius, Regine: Methodische Grundlagen und Inhalte mikroökonomischer Theorien über die Allokation von Arbeit im bäuerlichen Familienbetrieb, Diplomarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien 1990
- Otto, Walter; Bengtson Hermann; Müller, Iwan von; Flach, Dieter: Handbuch der Altertumswissenschaft, Band III, 9 Römische Agrargeschichte, H.C. Beck Verlag, München 1990
- Patnaik, Utsa: Peasant Class Differentiation. A Study in Method with Reference to Haryana, Delhi 1987
- Platon: Der Staat. Aschendorf Verlag, Taschenbuch 2008
- Rademacher, Jörg; Sommerville, Alexander (Hgs.): Irlands großer Hunger, Briefe und Reportagen aus Irland während der Hungersnot 1847, Unrast Verlag, Münster, 1996
- Schmitz, Winfried: Haus und Familie im antiken Griechenland, Oldenbourg Verlag, München, 2007
- Swoboda, Helmut (Hg.): Der Traum vom besten Staat. Texte aus Utopien von Platon bis Morris, DTV 1972
- Tazi-Preve, Mariam Irene: Politik zu Vaterschaft. In: SWS Rundschau, Nr. 4/2009, Wien, pp. 491-511
- Tschajanow, Alexander W.: Reise meines Bruders Alexej ins Land der bäuerlichen Utopie, Syndikat Verlag, Frankfurt am Main 1984
- Tschajanow, Alexander W.: Peasant Farm Organisation, In: Thorner, Daniel; Kerblay, Basile; Smith, R. (Eds.): The Theory of Peasant Economy, Homewood 1966



- Tschajanow, Alexander W.: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau, Nachdruck der Ausgabe Berlin 1923, Frankfurt/New York 1987
- Vorster, Jan; Kritzinger, Andrietta S.: The Family Farm Business in the South African Deciduous Fruit Industry: Implications for the Conceptualisation of Family Farming? 16<sup>th</sup> Congress of the European Society for Rural Sociology, Prague 1995
- Wilkinson, Lancelot P.: Rom und die Römer. Portrait einer Kultur, Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 1984
- Wiesinger, Georg; Vogel, Stefan: Zum Begriff des bäuerlichen Familienbetriebs im soziologischen Diskurs. In: Österreicheische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS), Nr. 1/2003, Wien, pp. 55-76.
- Ziche, Joachim: Das gesellschaftliche Selbstbild der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Bayern, München 1970

---

### Georg Wiesinger



*Studium der Landwirtschaft an der Universität für Bodenkultur in Wien. Dissertation in Agrarsoziologie über „Modelle einer Integration von geistig Behinderten in landwirtschaftlichen Einrichtungen“.*

*Seit 1989 an der Bundesanstalt für Bergbauerfragen tätig. Unter anderem Mitglied der Europäischen Gesellschaft für ländliche Soziologie (ESRS) und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für ländliche Soziologie.*

---



## Die Zukunft ist offen - Über die Kostbarkeit der Lebensmittel

*Sophie Pfusterschmid*

*„Wirklichkeit ist keine starre Realität,  
sie ist voller Möglichkeiten – und sie ist in uns.  
Sie kann von uns geändert und neu gestaltet werden.“*

Hans-Peter Dürr

*Spruch vor Tisch  
„Erde, die uns dies gebracht, Sonne, die es reif gemacht,  
liebe Sonne, liebe Erde, euer nie vergessen werde!“*

Christian Morgenstern

In unserer abendländischen Denktradition glauben wir die Zukunft vorhersagen, ja sogar entsprechend unseren Zielen gestalten zu können. Aber wissen wir überhaupt welche Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen wir für eine zukünftige Lebensmittelversorgung hegen? Worauf legen wir Wert im Zusammenhang mit unserer Ernährung?

Die gesellschaftliche Wahrnehmung der Agrikultur und Esskultur und der Agro- und Lebensmittelindustrie ist kontroversiell, die Bilder sind sehr unterschiedlich. Diese setzen sich zusammen aus Bildern einer vorindustriellen Landwirtschaft und Verarbeitung, aus von der Werbung gezeichneten Bildern aber auch aus dem Wissen über Massentierhaltung, Monokulturen, Schlachthöfen, Lebensmittelabors, Transporte und Food Design.

Daher sollten wir uns zuerst die Zeit nehmen, um über Lebensmittelversorgung und deren Aufgaben nachzudenken, einen Dialog zu führen, um zerstörenden Tendenzen entgegenzuwirken, und Raum für zukünftige Aufbauprozesse zu schaffen.

Beim Innehalten und Nachdenken über die Zukunft der Lebensmittelversorgung im 21. Jahrhundert drängen sich vor allem Fragen auf, die Spannungen, Widersprüchlichkeiten und Paradoxien des modernen Ernährungssystems benennen und sichtbar machen.

Lucius Burckhardt beschreibt das in seinem Buch „Design = unsichtbar“ im Beitrag „...in unseren Köpfen“: „Die Propheten stehen am Anfang unserer Kultur, und immer hat man Propheten so verstanden, als redeten sie von der Zukunft. Erst der Theologe Bernhard Duhm stellte diese Vorstellung richtig, indem er sagte, die Propheten redeten von der Gegenwart. Etwas moderner ausgedrückt hieße dies, sie analysieren, sie untersuchen den Ist-Zustand und stellen fest, inwieweit er sich vom Soll-Zustand entfernt hat.“ Er weist auch darauf hin „...dass, wenn man die Zukunft nicht voraussagen kann, es immerhin lehrreich sei zu wissen, was in den Köpfen jener vorgeht, die eine neue Zukunft herstellen wollen.“ Denn nach diesen Vorstellungen wird geplant, gebaut und entschieden.

## Fragen zur Gestaltung zukünftiger Ernährungssysteme

*„Nicht die Antworten sind es,  
sondern die Fragen, die erhellen.“*

Eugène Ionescu

Was brauchen wir zum Leben, welche Rolle spielen Lebensmittel dabei und welche Ansprüche haben wir an diese? Betrachten wir Lebensmittel als Antrieb im physiologisch-chemischen Prozess bei dem der Mensch wie eine Dampfmaschine, Energie in Arbeitskraft und Wärme umwandelt oder sind wir uns auch der soziokulturellen, wirtschaftlichen und ökologischen Aspekte der Ernährung bewusst? „Die ganze Lebenswelt (ist) in der täglichen Nahrung versteckt, so dass man sie als ein ‚soziales Totalphänomen‘ bezeichnen kann.“ (Tolksdorf, 1994)

Welchen Stellenwert nimmt Ernährung in unserem Leben ein und wie viel Zeit und Bedeutung billigen wir dieser zu? Ein Mensch, der 70 Jahre lebt, hält im Laufe seines Lebens rund 78.840-mal Mahlzeit. Er trinkt in dieser Zeitspanne 50.000 Liter und nimmt 30.000 Kilogramm feste Nahrung zu sich. Während eines 70-jährigen Lebens werden circa 6 Jahre mit Essen verbracht. Diese Zahlen sagen aber noch lange nichts aus über die Qualität des Essens und wie wir diese Lebenszeit gestalten.

Sich zu ernähren ist zwar ein individueller Akt, aber das Essen verbindet uns mit der Fruchtbarkeit der Erde und der Energie der Sonne: Das Essen ist ein wesentlicher Teil des gesellschaftlichen Stoffwechsels mit der Natur. Im Buch „The Omnivore’s Dilemma: A Natural History of Four Meals“ drückt das Michael Pollan folgendermaßen aus: “Eating is an agricultural act. It is also an ecological act, and a political act too. Though, much has been done to obscure this simple fact, how and what we eat determines to a great extent the use we make of the world – and what is to become of it.”<sup>34</sup>

Besteht ein Zusammenhang zwischen Welt- und Menschenbild und Ernährungssystem? Welche Denk- und Handlungsweisen haben unser modernes Ernährungssystem hervorgebracht? Welches Bild der Erde und der Natur tragen wir in uns und wie empfinden wir uns in diese eingebettet oder unsere Beziehung zu diesen? Worin besteht unsere Lebensgrundlage, was brauchen wir um lebendig zu bleiben, welche Prozesse, Beziehungen und Strukturen?

Sind wir isolierte, in Konkurrenz stehende Individuen oder Teile eines Ganzen? Sehen wir uns als Akteure in Systemen oder betrachten wir uns als Außenstehende oder als Opfer des Systemzwanges?

Welche Lebensstile (Diäten) bringen langfristig die Tragfähigkeit des Biosystems nicht an seine Grenzen? Der Begriff Diät kommt von *daïta* (griech.) und wurde ursprünglich im Sinne von „Lebensführung“ und „Lebensweise“ verwendet.

Jedes Ernährungssystem transformiert Sonnenenergie in Nahrungsenergie; das moderne Ernährungssystem basiert jedoch nicht nur auf der Nutzung der unmittelbaren Sonneneinstrahlung, sondern greift

---

34. Das Dilemma der Allesfresser: Eine Naturgeschichte von vier Mahlzeiten. „Essen ist eine landwirtschaftliche Handlung. Es ist auch eine ökologische Handlung wie auch eine politische Handlung. Obwohl viel dazu getan wurde, diese simple Tatsache zu verschleiern, dass, was und wie wir essen, zu einem großen Teil bestimmt, wie wir mit der Welt umgehen und was aus ihr wird.“

auch auf gespeicherte Sonnenenergie – fossile Brennstoffe – zurück. Etwa 75 Prozent des weltweiten Verbrauchs fossiler Energie wird in den industrialisierten Ländern verbraucht und davon 17 Prozent im Ernährungssystem. In den USA bedarf es 35 Kalorien fossiler Brennstoffe um 1 Kalorie Rindfleisch zu erzeugen. Die gesamte Nahrungsmittelindustrie der USA verbraucht 10 Kalorien fossiler Energien für jede erzeugte Nahrungskalorie.

### „Nicht um jeden Preis“ oder „Wie kostbar sind unsere Lebensmittel?“

*„Die wahre Kunst der Entdeckung besteht nicht darin  
neue Länder zu finden,  
sondern mit ‚neuen Augen‘ zu sehen“*

Marcel Proust

13 Prozent des Haushaltseinkommens werden in Österreich durchschnittlich für Ernährung ausgegeben. In den 1950er Jahren war es etwa die Hälfte des Einkommens. Es steht uns mehr Geld für andere Ausgaben zur Verfügung, und doch lohnt sich eine nähere Betrachtung, denn dabei muss doch irgendwer oder irgendetwas auf der Strecke bleiben.

Wie entstehen die Preise für Lebensmittel? Was wird bezahlt und wem? Wie viel bekommen die ProduzentInnen der Nahrungsmittel, wie hängt der Preis mit der Qualität der Lebensmittel zusammen? Die Deutsche Bundesernährungsministerin Ilse Aigner betonte: „Wenn nur noch der niedrigste Preis regiert, geht das nicht nur zu Lasten der Landwirte, sondern auch früher oder später zu Lasten der Qualität und damit der Verbraucher“. Ganz zu schweigen von den Auswirkungen auf die Mitwelt oder die weltweite Ernährungssituation. Je geringer der Preis der Lebensmittel desto höher ist der Preis, den die Gesellschaft und in der Zukunft deren Kinder bezahlen werden.

Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts lebten und arbeiteten bis zu 60 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande. Noch 1950 ernährte in Deutschland ein Landwirt zehn Menschen, heute sind es 128. Die Landwirtschaft war ein System von Produktion und Verteilung von Nahrungsmitteln, das auch seine eigenen Produktionsfaktoren wie Bodenfruchtbarkeit, Saatgut und Energie in Form von Zugtieren schuf. Heute ist das Ernährungssystem von der Herstellung, über Verarbeitung, Außer-Hausverpflegung und Handel bis zum Konsum eine so genannte Wertschöpfungskette. Hergestellt werden die Lebensmittel in der Landwirtschaft, verarbeitet in den Schlachthöfen, Molkereien und in der Lebensmittelindustrie. Diese kommen in den Handel und danach in die Gastronomie oder in den privaten Haushalt. Zum Ernährungssystem gehören aber auch die vor- und nachgelagerten Bereiche wie beispielsweise die Landmaschinenhersteller, die chemische Industrie, die Verpackungshersteller, die Energieversorgungsunternehmen, das Transportgewerbe und nicht zuletzt die Elektrogerätehersteller und die Entsorger. Dieses technisch funktionelle Ernährungssystem wird in der Vorankündigung des Filmes „Unser täglich Brot“ so beschrieben: „Unsere Nahrung wird in futuristischen Räumen produziert, die selten in den Blickwinkel der Gesellschaft geraten. Für Menschen ist hier wenig Platz, sie wirken wie Fehler in diesem System, falsch dimensioniert, klein, verletzlich, auch wenn sie sich bestmöglich anpassen: Hygienische Kleidung, Kopfhörer, Schutzhelme. Man findet sie an den Stellen im Produktionsablauf, für die noch nicht die richtigen Maschinen erfunden wurden. Wenn eine Arbeiterin Pause macht, um zu essen,

erscheint es wie ein absurder Kontrast, verweist aber auf den eigentlichen Zweck der utopisch erscheinenden Produktionshallen.“

Durch Marktkonzentrationen im Handel und Verarbeitung entstehen etwa 70-85 Prozent der Wertschöpfung der Nahrungsmittelproduktion nicht in der Landwirtschaft. Die Position der in der Landwirtschaft tätigen Menschen ist durch die Abhängigkeit von den vor- und nachgelagerten Sektoren geschwächt, nicht nur durch die enormen Unterschiede in deren Wirtschaftskraft sondern auch durch das technische Wissen. Teile des Wissens werden von anderen Sektoren übernommen wodurch Abhängigkeiten entstehen. Beispiel hierfür ist die Problematik um die Patente auf Leben, Gentechnik und die Abhängigkeit bei Saatgut.

Was passiert mit dem Erfahrungswissen unserer Vorfahren und anderer Kulturen? Wird es weitergegeben und weitergelebt? Werden Erfahrungen bäuerlicher Lebenswelten, geprägt durch ökonomische Zwänge und regionale Bedingungen und dem Gedanken die Lebensgrundlage, den Hof und das Land an nachfolgende Generationen weiterzugeben? Der Umgang mit Mangel, Knappheit und Endlichkeit war und ist in diesen Kulturen allgegenwärtig.

Eine ähnliche Problematik ergibt sich bei der Zubereitung der Lebensmittel. Für Kochen und alltägliches Essen, vor allem aber auch in Gemeinschaft, finden sich in unseren individualisierten Tagesabläufen immer weniger Zeit und Raum. Es scheint als wären wir von den Zwängen des Haushalts, des Kochens, des aufeinander Abstimmens und der damit verbundenen Verantwortung befreit. An wen übertragen wir aber diese Verantwortung? Überlassen wir diese dem Markt? Sind Lebensmittel, deren Zubereitung und Herstellung Waren und Dienstleistungen oder sehen wir darin unsere Lebensgrundlage? Wird mit unserer Lebensgrundlage achtsam umgegangen, ist diese ausreichend geschützt? Das Alltags- und Erfahrungswissen um Zubereitungs- und Konservierungstechniken kann dadurch, dass es weniger gelebt wird, nicht weitergegeben bzw. an die Lebensumstände nicht angepasst werden.

Unsere Gesellschaft geht davon aus, dass alle Probleme technisch lösbar sind, daher werden diese Probleme auch hauptsächlich der Technik überantwortet. Wir hoffen und glauben, dass sich Hunger, die fortschreitende Zerstörung der Natur, die Klimaveränderungen und deren Auswirkungen und alle anderen sich zuspitzenden Probleme mit Hilfe neuer Technologien lösen lassen. Wir halten krampfhaft an der Vorstellung fest, dass wir weiterhin mit Hilfe der Technik unsere Lebensstile und unser Konsumverhalten, basierend auf dem Glauben an grenzenloses Wachstum, weiterführen können.

Wir befinden uns an einer entscheidenden Schwelle. Ernährung wird als Ware und Dienstleistung gesehen und unterliegt den Koordinationsmechanismen des Marktes. Das ist ein ganz dramatischer Bruch. Demgegenüber steht die Sichtweise des Essens wie Martina Kaller-Dietrich in ihrem Buch „Macht über Mägen“ beschreibt: Das Essen gestaltet die menschlichen Gemeinschaften in ihren körperlichen, sozialen, emotionellen und spirituellen Dimensionen. Die Küche als gesellschaftliche Institution war der Rahmen, in dem vor allem Frauen ihre Verantwortung für das Essen als eigenmächtiges Tätigsein begründeten und ausübten. Dabei handelten die Frauen nicht individuell, sondern in Bezug auf die konkrete Gemeinschaft und deren Wohlergehen.

*Wie kostbar ist Leben, was brauchen wir um am Leben zu bleiben? Was nährt uns wirklich?*

Die Beschäftigung mit Ernährung und Medizin hat in der chinesischen Kultur eine lange Tradition. Medizin und Ernährung stehen in enger Beziehung. Das Wissen um die Auswirkungen der Nahrung auf das allgemeine Wohlbefinden ist verbunden mit der Vorstellung der Lebenskraft Qi. Die Qi-Kraft eines Nahrungsmittels wirkt auf die Qi-Kraft des Menschen. Das Wissen über die unterschiedlichen Wirkungen (Geschmacksrichtung, Temperaturverhalten, energetische Wirktenz und Funktionskreisbezug) der Nahrungsmittel kommt in der Vielfalt der Lebensmittel und deren Verarbeitungsmethoden, deren Zusammensetzung und harmonischen Abstimmung bei der Ernährung zum Ausdruck. Diese Allgegenwärtigkeit des Essens zeigt auch die Sprache: In China begrüßt man sich mit der Frage „Hast Du Dich satt gegessen?“ Wir fragen: „Wie geht es Dir?“

Durch das Essen sind wir mit der Welt verbunden. Ohne Essen ist es uns nicht möglich körperlich in der Welt zu bleiben. Das ist allen Lebewesen gemeinsam. „Unser Leben und das Wohlbefinden unseres Planeten bedingen einander. Wir hängen ab von Wasser, von Wäldern, Wüsten und Meeren. Fischerei, Viehzucht und Landwirtschaft sind noch immer die wichtigsten Beschäftigungen auf dieser Erde. Was uns verbindet ist von weit größerer Bedeutung, als alles Trennende. Wir alle bedürfen derselben Gaben unserer Erde.“ (Yann Arthus - Bertrand)

28.000 Tonnen Lebensmittel landen jährlich allein in Niederösterreichs Mülltonnen. Oft sogar original verpackt und nicht abgelaufen. 2009 hat die Zahl der weltweit hungernden Menschen laut FAO eine Milliarde erreicht. Zur Verbesserung der Situation wird hauptsächlich über Angebot und Nachfrage diskutiert, im Vordergrund steht die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion. Die langfristigen Auswirkungen der kurzfristig erzielten Steigerungen und die Zugangsberechtigung zu den Nahrungsmitteln wird wenig beachtet. „Solange auch nur *ein* Mensch hungert, kann *kein* Mensch in Frieden leben“ lautet ein Motto indischer Bauernorganisationen. Das haben uns die Auswirkungen steigender Grundnahrungsmittelpreise der letzten Zeit wieder sehr real gezeigt. Immer mehr Anleger entdecken landwirtschaftliche Nutzflächen als Spekulationsobjekt. Aber leider können in vielen Ländern gerade die Kleinbauern von steigenden Land- und Nahrungsmittelpreisen wenig profitieren, weil ihnen das Land, das sie bewirtschaften, nicht gehört. Allein China hat laut dem JournalduNet in Afrika inzwischen fast drei Millionen Hektar landwirtschaftlicher Fläche in Besitz oder Pacht. Auch die Hilfsmöglichkeiten der Hilfsorganisationen sind aufgrund gestiegener Preise und Frachtraten gemindert.

Vielfach ist der Preis für unser Leben im Überfluss die Existenz gefährdende Knappheit im Leben anderer Menschen. Wir hätten die Kapazitäten die Welt zu ernähren, aber das ist kein vorrangiges Ziel der Ökonomen.

## Denken und Handeln mit der Zukunft im Auge

*„In einem sehr realen Sinn ist alles Leben verbunden.  
Alle Menschen gehören unvermeidlich einem Netzwerk an,  
dessen Elemente allesamt zueinander in Wechselbeziehung  
stehen und in einem einzigen Gewand des Schicksals verknüpft sind.  
Was auch immer einen bestimmten Menschen direkt betrifft,  
betrifft indirekt auch alle seine Mitmenschen.  
Ich kann niemals das sein, was ich sein sollte, bis du das bist,  
was du sein solltest, und du kannst niemals sein,  
was du sein solltest, bis ich bin, was ich sein sollte.  
Das ist das Charakteristikum der Realität.“*

REV. Martin Luther King

Nach all den aufgeworfenen Fragen zu den Widersprüchlichkeiten und den zu erwartenden Herausforderungen der Zukunft stellt sich mir eine wesentliche Frage:

Will ich zur Lösung von Problemen beitragen oder will ich Teil des Problems sein? Kann ich mich verändern, meine Gewohnheiten im Wahrnehmen, Denken und Handeln? Der Ökonom Manfred Max-Neef sagt dazu: „Da fängt die Sache an. Und plötzlich, bloß weil man selbst jemand Neues geworden ist, vermag man andere zu mobilisieren, etwas zu tun... Wir brauchen eine Vision, die man entdecken kann. Man weiß, sie ist da. Und ich muss meine Fähigkeit entwickeln, sie zu entdecken. Es gibt eine andere Wirklichkeit. Und die ist überall zu finden. Und das ist ein schönes Leben für mich, wenn ich wirklich immer als Entdecker lebe. Für mich ist das eine tiefe menschliche Erfahrung.“

*Welche Fähigkeiten, welches Denken, Wahrnehmen und Handeln brauche ich für diese Erfahrung?*

Eine Ursache für das Verarmen der Welt sieht Vandana Shiva (von Lüpke, Erlenwein 2008: 90-100) in reduktionistischem Denken, das vermeint, die Wirklichkeit entspringe der abstrakten Vernunft. Der Körper als wissendes System wird verneint, er ist nicht verlässlich genug, nicht messbar. Alles was man über den Körper oder die Sinne in Erfahrung bringt, wird letztlich als Illusion gesehen. Aber diese Art zu denken schließt den Umgang mit Qualität und Beziehungen aus. „Das Leben ist aber Beziehung; es existiert nicht als Vereinzelt. Solchem Denken entspringt nur Totes. Dennoch beruht unser Verstand scheinbar ganz natürlich auf der Vorstellung von Einzelem, Dinghaftem.“ Diese reduktionistische-mechanistische Art zu denken lässt uns den eigentlichen Grund des Ernährungssystems, die Menschheit zu nähren, damit diese körperlich, also lebendig auf dieser Welt bleiben kann, vergessen bzw. den Bezug dazu verlieren. Ich befürchte sogar wenn wir Teile unseres heutigen Ernährungssystems unmittelbar erleben und leiblich erfahren würden, würde uns der Appetit vergehen. Würden wir uns wieder mehr auf unsere Körper und deren Wahrnehmungen verlassen, würden sich zum Beispiel viele bunte Verpackungen mit semantischen Illusionen, wie „Frische“, „Genuss“, „Geschmack“ und „Gesundheit“ wahrscheinlich erübrigen.



Am Lebensbeginn eines jeden Menschen steht die Erfahrung genährt zu werden, gefüttert zu werden, auf andere angewiesen zu sein, um leben zu können, wobei Zuwendung und Liebe dabei wesentlich sind. Schon das berühmte grausame Experiment des deutsch-römischen Kaisers Friedrich II. im 12. Jahrhundert weist auf die Bedeutung menschlicher Beziehungen hin. Zum Zwecke der Suche nach der Ursprache des Menschen wurden Säuglinge isoliert und nur mit Nahrung versorgt. Mit ihnen wurde aber nicht gesprochen und sie hatten keinen körperlichen Kontakt zu den versorgenden Personen. Die Kinder sind, laut Überlieferung aufgrund der mangelnden Zuwendung gestorben.

Wir verfügen über enorm viel Wissen, aber verstehen sehr wenig, denn verstehen können wir nur etwas von dem wir ein Teil werden wie es Manfred Max-Neef ausdrückt. Verstehen ist ein Weg der Integration, während Wissen ein Weg der Abtrennung ist, des Fragmentierens, Zersplitterns und Kategorisierens.

Zum Beispiel stellen wir uns Raum ständig als etwas vor, das Dinge voneinander trennt. Richard Baker beschreibt das in „Die Verkörperung von Raum“: Wir nehmen an, dass wir hier sind und der Rest der Welt dort ist. Diese Getrenntheit wird uns durch die Tatsache der Wahrnehmung ununterbrochen bestätigt. Die Ansicht, dass Raum trennt, geht der Wahrnehmung und dem Ergreifen dieser Wahrnehmung voraus. Sie ist in uns, bevor wir noch Wahrnehmen. Solche grundlegenden Ansichten befinden sich an der Wurzel des Geistes und gehen den Prozessen der Wahrnehmungen voraus. So kommt es, dass Wahrnehmungen, ganz besonders verallgemeinerte Wahrnehmungen, nur die in uns eingepflanzten Ansichten bestätigen. Außerdem setzen Europäische Sprachen räumliche Getrenntheit voraus. Von Geburt an wird für uns räumliche Getrenntheit durch unsere Kultur geschaffen.

„Und doch können wir uns vorstellen, durch Raum verbunden zu sein und dadurch erkennen, dass Raum uns und alle Dinge, möglicherweise sogar eher verbindet als trennt. Wenn wir zum Beispiel „Außen“ als Beschreibung der Realität fallen lassen oder statt Raum als trennend wahrzunehmen diesen als verbindend wahrnehmen. Können wir wirklich sagen, wo unsere und die Grenzen anderer sind? Macht der Duft einer Blume die Größe einer Blume aus? Ist der Mond so groß wie der Ozean, so groß wie die Gezeiten, so groß wie die Reproduktionszyklen von uns Menschen?“ (Richard Baker)

Die Zukunft tut uns nicht den Gefallen, so zu werden, wie wir sie vorhersagen oder planen. Wir müssen mit einer unbestimmten Zukunft leben. Um mit einer unbestimmten Zukunft zuversichtlich leben zu können, müssen wir lernen ein Mehr an Sicherheit durch bessere Orientierung, durch räumliche Wahrnehmung und Mustererkennung zu erreichen. Hans-Peter Dürr (2009) schreibt, dass nicht der oder diejenige am erfolgreichsten ist, „der ein festes Ziel im Auge hat und versucht dieses auf beste Weise zu erreichen. Das Ziel läuft ihm zwischenzeitlich einfach davon. Es sei denn er versucht dieses durch umfassende Manipulation der Natur zu ‚fixieren‘. ... Wer in der Evolution des Lebens mit ihren verrutschten Zielen letztendlich überlebt, muss die Fähigkeit zum Spielen haben: Er darf sich nicht auf ein festes Ziel konzentrieren, sondern muss die Möglichkeit schaffen, verschiedenartigen zukünftigen Herausforderungen erfolgreich begegnen zu können. Dies verlangt Lebendigkeit, Flexibilität, Vermehrung der Optionen anstatt Maximierung einer bestimmten Option. ... Flexibilität wird hierbei durch große Vielfalt und konstruktive Kooperation des Verschiedenartigen erreicht“.

Bei der Umsetzung neuer Denkweisen und Erkenntnisse werden neue gesellschaftliche, institutionelle und individuelle Entwicklungen entstehen, neue Lebensformen der Menschen, neue Formen des

Lebens und Wirtschaftens im Einklang und im Frieden mit der Welt. Basieren sollten diese gemeinsamen Entwicklungen auf Solidarität und Kooperation aus der Erkenntnis heraus, dass wir alle Teile eines Ganzen sind und nicht in Konkurrenz zueinander stehen und dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist. Die Verschiedenartigkeit der Teile ist eine Bereicherung solange alle Teile gleichberechtigt bleiben. Veränderungen gehen hauptsächlich von der Basis, also den Kommunen, den Initiativen aber vor allem auch von den Gedanken und Handlungen also den Köpfen und Körpern der Menschen aus. Wie Albert Schweitzer es ausdrückte: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“

Durch unsere alltäglichen Handlungen und Entscheidungen sind wir kontinuierlich an der Gestaltung der Zukunft beteiligt und sind daher auch mitverantwortlich für zukünftige Entwicklungen und Geschehnisse und letztlich müssen wir oder unsere Kinder die Konsequenzen unseres Tuns tragen. „...dass der Mensch der Gegenwart Samen streue der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe.“ (Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe)

Wenn wir die Welt als ein zusammenhängendes Ganzes verstehen und wahrnehmen und uns als integralen Bestandteil sehen, entsteht durch diese Sichtweise ein ganz neues Bild der Wirklichkeit, das uns ermöglicht, Prozesse zu erkennen, die wir vorher ausblendeten. Wir können Beziehungen und Interaktionen erkennen, die wir vorher durch zerlegende und aufspaltende Prozesse durchtrennten. Statt der Objekte oder Individuen treten Beziehungen in den Vordergrund.

Meine Vision von der Zukunft ist eine offene Zukunft in der wir gemeinsam eine kulturelle Dimension entwickeln können, jenseits von nur marktwirtschaftlichem Denken. Eine Dimension die den nicht-materiellen Hunger der industrialisierten Welt stillt und unser Ernährungssystem mit körperlichen, sozialen, emotionellen und spirituellen Dimensionen belebt und den materiellen Hunger in anderen Teilen der Welt verringert.

*„Was die Erde braucht, ist eine Menschheit,  
die sie nicht länger als Supermarkt,  
sondern als Heimat betrachtet.“*

Yann Arthus-Bertrand

*„Sage nie, dass etwas unmöglich ist. Sondern in dem Augenblick,  
wo du das Unwahrscheinliche denkst, hast du den Keim in die Welt gesetzt,  
der den Hintergrund verändert. ... Unsere Realisten sind eigentlich diejenigen,  
die genau das eben negieren, was Leben ausmacht,  
nämlich dass die Zukunft anders ist als die Vergangenheit!“*

Hans-Peter Dürr

### **Dank**

***Ich danke meiner Kollegin Marta Neunteufel für die zahlreichen Diskussionen im Rahmen unserer Projekte „Nachhaltige Regionen“ und „Die Ernährungsfunktion der Landwirtschaft - ein vernachlässigter Aspekt der Multifunktionalitätsforschung“, die diesen Beitrag wesentlich beeinflusst haben.***

**Literatur:**

- Arthus-Btrand, Yann (2009): Home. Erkennen, sich informieren, fragen, verstehen, handeln. München: Knesbeck Verlag.
- Baker Richard (2004): Die Verkörperung von Raum. In: Baxa, G.L., Essen, Ch. und Kreszmeier, A.H.: Verkörperungen. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Burckhardt, Lucius und Höger, Hans (Hrsg.) (1995): Design = unsichtbar. Ostfildern, Cantz.
- Dürr, Hans-Peter (2009): Warum es ums Ganze geht. Neues Denken für eine Welt im Umbruch. München: oekom verlag.
- Eckermann, Johann Peter (1994): Gespräche mit Goethe. Reclam, Stuttgart.
- Engelhardt, U. und Hempen, C.-H. (2002): Chinesische Diätetik. Grundlagen und praktische Anwendung. München .Jena: Urban & Fischer Verlag.
- Lüpke, von Geseko, Erlenwein, Peter (2008): Projekte der Hoffnung. Der Alternative Nobelpreis: Ausblicke auf eine andere Globalisierung, München, ökom verlag
- Neunteufel, M. und Pfusterschmid, S. (2006): Das Ernährungssystem und die Landwirtschaft. In: Neunteufel, M und Pfusterschmid, S. (hrsg.): Agrikultur – Esskultur. Beiträge des Symposiums über Essen und Landwirtschaft in unserem heutigen Schlaraffenland. Wien: Schriftenreihe Nr. 96 der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft, S. 7-51.
- Neunteufel, M. und Pfusterschmid, S. (2008): Konsumkultur und Ernährungssystem – ein Überblick. In: Neunteufel, M. und Pfusterschmid, S. (hrsg.): Essen – Konsumieren – Landwirtschaft.. Beiträge des 34. AWI-Seminars. Wien: Schriftenreihe Nr. 99 der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft, S.9-50.
- Kaller-Dietrich, Martina (2002): Macht über Mägen. Essen machen statt Knappheit verwalten. Haushalten in einem süd mexikanischen Dorf. Wien: Promedia.
- Max-Neef, Manfred (2008): Wir müssen wie Moskitos sein. Die Grundlagen der Barfuss-Ökonomie. In: Von Lüpke,G. und Erlewein, P.: Projekte der Hoffnung. München: oekom verlag, S.76-89.
- Pollan, Michael (2006): The omnivores dilemma. A natural history of four meals. New York, Penguin Press.
- Shiva, Vandana: Die Kolonisierung der Zukunft. Widerstand gegen die Gen-Piraterie. In: Von Lüpke,G. und Erlewein, P.: Projekte der Hoffnung. München: oekom verlag, S.90-100.
- Tolksdorf, Ulrich (1994): Nahrungsforschung. In: RW Brednich (Hrsg.), Grundrisse der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 229-242.

---

### Sophie Pfusterschmid



*Sophie Pfusterschmid ist in Luxemburg geboren und in Finnland und Österreich sowohl in der Stadt als auch am Land aufgewachsen. Sie studierte Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur in Wien und ist seit dem Jahr 2000 Mitarbeiterin der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. In Forschungsprojekten beschäftigt sie sich mit Ernährungssystemen und den Konzepten Nachhaltigkeit und Multifunktionalität. Dabei ist ihr eine holistische und systemische Betrachtungsweise wichtig.*

---

# Gobale Rahmenbedingungen



## Die Bäuerinnen (und Bauern) der Zukunft

*Irmis Salzer*

### Die Bäuerinnen (und Bauern) der Zukunft

Die Landwirtschaft steckt derzeit – und schon lange – in einer Krise. In ihrer agroindustriellen Ausprägung ist sie größte CO<sub>2</sub>-Produzentin und für die Verödung vieler Böden verantwortlich. Die Gifte, mithilfe derer sie immer mehr und immer minderwertigere Nahrungsmittel produziert, verschmutzen Wasser, Luft und das Erdreich. Die (agroindustrielle) Landwirtschaft bedroht die Biodiversität und macht uns aufgrund ihrer Technologiegläubigkeit Angst. Mit Gentechnik, Melkrobotern, immer ungeheureren Riesenmaschinen und Schlachtfabriken werden Pflanzen und Tiere, ja, die ganze Natur zu Produktionsfaktoren degradiert. Die agroindustrielle, kapitalistische Landwirtschaft produziert Lebensmittelskandale und Tierseuchen, sie erzeugt Überschüsse und ungerechte Fördersysteme, sie produziert Hunger und immense Profite. Diese Form der Landwirtschaft ist krank – und viele ProduzentInnen mit ihr.

Die vielfältigen Probleme in und mit der agroindustriellen Landwirtschaft sind nichts Neues. Aber erst seit der Nahrungsmittelpreiskrise 2008 beginnt eine wachsende Anzahl von Menschen, sie als brennende Fragen wahrzunehmen. Alle müssen wir essen – aber viel zu wenige von uns machen sich Gedanken, woher unsere Lebensmittel stammen, von wem sie unter welchen Umständen produziert werden, welche Kämpfe mit ihrer Verteilung einhergehen. Gleichzeitig ist die Erzeugung von Nahrung - des grundlegendsten aller Bedürfnisse - ein heiß umkämpftes Terrain. Wer die Lebensmittelproduktion beherrscht, verfügt über beispiellose Macht. Die Beschäftigung mit und in der Landwirtschaft ist daher kein Nebenschauplatz. Es geht um die existenzielle und zentrale Frage, wie wir unser Überleben derzeit und in Zukunft gewährleisten wollen oder können.

Weltweit gibt es ca. 525 Millionen landwirtschaftliche Betriebe, also wahrscheinlich mehr als eine Milliarde Bäuerinnen und Bauern. Nur ein verschwindend geringer Teil von ihnen zählt zu den Nutznießern des natur- und menschenverachtenden Systems, das wir als kapitalistische Landwirtschaft bezeichnen können. Die überwältigende Mehrheit jener Menschen, die Lebensmittel für unser tägliches Überleben erzeugen, wird nur als Rädchen einer Maschinerie missbraucht, deren ultimatives Ziel die Profitmaximierung darstellt. Niedrige Produktpreise, Abhängigkeit von Saatgut- und Agrochemiefirmen und unfaire Machtgefälle zwischen den ErzeugerInnen und der weiterverarbeitenden Industrie bzw. dem Handel sind nur einige Beispiele für die Zwänge und Ausbeutungsverhältnisse, denen Bäuerinnen und Bauern unterliegen.

Viele dieser Bauern und Bäuerinnen betreiben eine ganz andere Form der Landwirtschaft als jene, deren zerstörerische Konsequenzen zu immer mehr Hunger und Ungerechtigkeit führen. Die Art und Weise, wie sie ihr Land bewirtschaften, basiert auf der schonenden Nutzung von Ressourcen. Mittels nachhaltiger bäuerlicher Landwirtschaft erzeugen sie Agrobiodiversität und fruchtbare Böden, erhalten die genetische Vielfalt von Nutztieren und Nutzpflanzen, beliefern uns mit gesunden Lebensmitteln,

bauen regionale Vermarktungsstrukturen auf und schaffen Arbeitsplätze. Und das, obwohl sie allzu oft systematisch am Zugang zu Ressourcen wie Land, Wasser, Saatgut oder zu Märkten gehindert werden.

Die kapitalistische und zunehmend industrialisierte Landwirtschaft braucht keine Bauern und Bäuerinnen. Sie braucht UnternehmerInnen und möglichst billige Arbeitskräfte. In Europa ist die Zahl der BäuerInnen in den letzten 25 Jahren um mehr als die Hälfte zurückgegangen. In den USA bewirtschaftet ein Landwirt im Durchschnitt 180 Hektar<sup>35</sup>, in Großbritannien sind es 57 Hektar<sup>36</sup>. Gleichzeitig arbeiten in Europa geschätzte vier Millionen<sup>37</sup> SaisonarbeiterInnen unter prekären, oft menschenunwürdigen Bedingungen. Auch in Österreich gibt es immer weniger Bauern und Bäuerinnen, während die Anzahl der AgrarunternehmerInnen steigt: 1980 waren 318.000 landwirtschaftliche Betriebe verzeichnet, 2008 nur mehr 165.000. Die Zahl der Betriebe, die weniger als 30 Hektar bewirtschaften, schrumpft beständig, unterdessen nahm die Anzahl der Betriebe über 100 Hektar seit 1999 um mehr als ein Viertel zu<sup>38</sup>.

### Was für eine Landwirtschaft wollen wir?

Angesichts mehr als einer Milliarde hungernder Menschen (und gleichzeitig einer Milliarde Übergewichtiger weltweit) ist es höchst an der Zeit, uns Gedanken zu machen, welche Landwirtschaft, welches Lebensmittel- und Agrarsystem wir brauchen und wollen. Soll und wird es in Zukunft überhaupt noch Bäuerinnen und Bauern geben? Welchen Platz in unseren Gesellschaften, was für eine Rolle sollen und wollen Bauern und Bäuerinnen einnehmen?

Diese Auseinandersetzung, diese Debatte darf nicht den Regierungen, den transnationalen Konzernen und Institutionen wie der Welthandelsorganisation und schon gar nicht einer dem Wettbewerbsdogma verfallenen (Landwirtschafts-)Wissenschaft überlassen werden. Denn diese haben Antworten wie die folgende parat:

Der Präsident der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG), Carl-Albrecht Bartmer, fordert eine „nachhaltige Produktivitätssteigerung“ der europäischen Landwirtschaft. Angesichts der Lebensmittelkrise in den vergangenen beiden Jahren müssen Politik, Gesellschaft und Agrarwirtschaft in Deutschland und Europa ihre „besondere Verantwortung“, die Weltbevölkerung mit Nahrung und Energie zu versorgen, wahrnehmen. Hindernisse für seine Vision der „nachhaltigen, tiergerechten und ökologisch verantwortungsvollen Intensivierung der Produktion“ sieht Bartmer ausgerechnet im – in seinen Augen – allzu restriktiven europäischen Gentechnikrecht, das Anbau und Forschung „unmöglich mache“. Auch der Schutz des geistigen Eigentums für „züchterisch verbessertes Saatgut“ ist laut Bartmer „unzureichend“. Leitbild für Politik und Agrarwirtschaft muss der „moderne landwirtschaftliche Unternehmer“ sein, jegliche „irgendwie geartete Abschottung vom Weltmarkt“ dürfe es nicht geben.

Was für eine „verlockende“ Vorstellung! Ökologisch verantwortlich, aber bitte mit gentechnisch modifiziertem Saatgut; nachhaltig, aber gerne mit Patenten und hohen Lizenzzahlungen für Saatgutkon-

---

35. <http://www.usda.gov>

36. [http://www.ukagriculture.com/uk\\_farming.cfm](http://www.ukagriculture.com/uk_farming.cfm)

37. [http://www.agri-info.eu/deutsch/t\\_employment.php](http://www.agri-info.eu/deutsch/t_employment.php)

38. Grüner Bericht 2008



zerne! Dazu Exporte, Dumping und Öffnung der Märkte ... BäuerInnen, die nicht ins Bild des landwirtschaftlichen Unternehmers passen und etwa einer ausgeglichenen Kreislaufwirtschaft anhängen, sollten wahrscheinlich schleunigst einen anderen Beruf ergreifen. Denn – eine „strukturkonservierende Agrarpolitik“ werde es nicht mehr geben und die „Idealisierung des Stillstands“ ist laut Bartmer eine gefährliche Illusion. Bei der Wintertagung der DLG 2009 mit dem Thema „Landwirtschaft 2020“ wurde prophezeit, dass das 21. Jahrhundert das „Zeitalter der Lohnunternehmer und Bewirtschafter“ werden solle, in dem Betriebe mit mehreren 100.000 ha vorstellbar seien. Im Milchsektor werde es bald nur mehr Melkautomaten geben, der biotechnologische Fortschritt werde starke Veränderungen bewirken. Schweinemastbetriebe werden durchschnittlich 2.000 bis 3.000 Mastschweine halten, die Zahl der deutschen Ferkelerzeuger werde sich halbieren.

Wie ihr Präsident gehen auch die von der DLG geladenen Experten davon aus, dass es anstatt Bauern und Bäuerinnen nur mehr Landwirtschaftsmanager geben wird: „Wer in diesem Umfeld als Unternehmer mithalten will, muss höhere finanzielle Risiken akzeptieren, Personal führen können, kommunikativ sein und auch für großräumige Mehr-Standorte-Konzepte offen sein“, so Peter Spandau von der Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen.<sup>39</sup>

In Südamerika sind die 100.000 Hektar-Betriebe bereits Realität. Dort werden auf den großen Sojafarmen zwei Arbeitskräfte pro 1.000 Hektar benötigt - denn das Unkrautmanagement geschieht nur noch über Herbizid-versprühende Flugzeuge. Gleichzeitig gibt es in Brasilien Millionen von Landlosen, die ihr Leben dafür einsetzen, um ein Stück Land zur Bearbeitung zu ergattern. In Afrika wiederum herrscht der große Bodenausverkauf. Laut einer FAO-Studie<sup>40</sup> wurden von 2004 bis Anfang 2009 in fünf afrikanischen Ländern (Äthiopien, Ghana, Madagaskar, Mali und Sudan) mindestens 2,5 Millionen Hektar Land an ausländische Investoren verkauft oder langfristig verpachtet. Allein die Firma GEM Biofuels plc verschaffte sich für 50 Jahre die Exklusivrechte über 452.500 ha in Südmadagaskar, um dort Jatropha für Agrodiesel zu produzieren.

Die Liste dieser Beispiele ließe sich noch lange fortsetzen – doch so soll die Landwirtschaft der Zukunft nicht aussehen!

### Bauern und Bäuerinnen für die Zukunft

Um alle Menschen mit gesunden, nachhaltig produzierten und kulturell angepassten Lebensmitteln zu versorgen, brauchen wir nicht weniger sondern mehr Bäuerinnen und Bauern. Das, was euphemistisch<sup>41</sup> als Strukturwandel bezeichnet wird, ist tatsächlich ein beinhardter Verdrängungsprozess, dem Millionen Bauern und Bäuerinnen zum Opfer fallen. Der so genannte „Strukturwandel“ ist kein Naturgesetz, kein über uns hereinbrechendes Ereignis. Er ist das Ergebnis einer gezielten Politik. Nicht von ungefähr wird „Entwicklung“ nach wie vor mit einem sinkenden Anteil der in der Landwirtschaft

39. aiz-info

40. Cotula, L; Vermeulen, S., Leonard, R., Keeley, J.: Land grab or development opportunity? Agricultural investment and international land deals in Africa. IIED/FAO/IFAD, London/Rome 2009

41. beschönigend

Beschäftigten verknüpft. Unser Ziel muss jedoch genau das Gegenteil sein: Je mehr Menschen in und mit der Landwirtschaft arbeiten, umso eher ist eine Gesellschaft in der Lage, sich mit qualitativ hochwertigen Lebensmitteln zu versorgen. Das bedeutet nicht, dass alle SelbstversorgerInnen werden müssen. Die Möglichkeiten sind weit gestreut – die Vielfalt zählt! Die Bäuerinnen und Bauern der Zukunft sind BalkongärtnerInnen, nutzen Schrebergärten und städtische Brachflächen, sie sind freiwillige HelferInnen auf Biohöfen (WWOOF) und beteiligen sich an Community Supported Agriculture, sie bestellen Gemeinschaftsgärten und engagieren sich in Projekten der solidarischen Ökonomie.

### Das Verschwinden der KonsumentInnen

Die Slow Food-Bewegung hat es bereits erkannt: Die Reduktion von Menschen auf ihre Rolle als Konsumierende geht am Wesentlichen vorbei und negiert unsere Potentiale und unsere Kreativität. Deshalb spricht die Slow Food-Bewegung von Co-ProduzentInnen anstatt von KonsumentInnen. Diese Unterscheidung ist nicht unwichtig. Denn angesichts brennender Fragen in Bezug auf die Zukunft der Landwirtschaft stehen sich PolitikerInnen immer öfter aus der Verantwortung und schieben den Schwarzen Peter weiter an die KonsumentInnen. Der österreichische Landwirtschaftsminister zum Beispiel erklärte wörtlich, dass die österreichische Agrarpolitik an der Supermarktkasse entschieden wird. Wir aber sind gegen die KonsumentInnendemokratie! Wir alle müssen nicht nur unser Einkaufsverhalten prüfen sondern uns als aktive BürgerInnen der Gesellschaft begreifen. Politisch korrekt einkaufen allein reicht nicht. Wir müssen gemeinsam Alternativen zu diesem Lebensmittelsystem, das auf unfairen Bedingungen entlang der ganzen Wertschöpfungskette beruht, schaffen. Wir brauchen politisches und gesellschaftliches Engagement, wir müssen Alternativen leben, solidarische Ökonomie verwirklichen. Die Zukunft der Landwirtschaft kennt die künstliche Dichotomie<sup>42</sup> zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen nicht mehr. Sie wird getragen von vielen Menschen, die einen mehr oder weniger großen Anteil an der Erzeugung des Lebensnotwendigen übernehmen.

### Solidarisch und vernetzt

„Global denken und lokal handeln“, so lautet ein Slogan der Regionalisierungsbewegung. Ein guter Ansatz – den Anforderungen der Zukunft genügt er jedoch nicht mehr. Bauern und Bäuerinnen der Zukunft müssen nicht nur global denken sondern auch global handeln. Der Träger des Alternativnobelpreis, Pat Mooney, ist der Überzeugung, dass der Klimawandel die BäuerInnen der Zukunft zwingen wird, weltweit miteinander zu kooperieren. Niemand weiß, ob angesichts der Erderwärmung, infolge von Dürren und anderen Wetterkatastrophen die so genannten „main crops“ (Weizen, Mais, Reis, Soja und Baumwolle) noch überall dort gedeihen werden, wo sie jetzt wachsen. Das bedeutet, dass wir wieder auf jene Vielfalt zurückgreifen werden müssen, die BäuerInnen weltweit über Jahrhunderte hinweg kultiviert und bewahrt haben. Weltweit gibt es ungefähr 5.000 Kulturpflanzenarten, die Menschen zu Ernährungszwecken anbauen. Um den Herausforderungen des Klimawandels und der Degradation der Böden begegnen zu können, müssen Bauern und Bäuerinnen nicht nur die Vielfalt der Pflanzen und Tiere, sondern auch ihr Wissen miteinander teilen. Voneinander zu lernen, Erfahrungen

---

42. Zweiteilung, Spaltung

verfügbar zu machen, Austausch zu praktizieren – das sind wesentliche Anforderungen an die Bäuerinnen der Zukunft.

### Gemeinsam und widerständig

Jede/r, die/der schon einmal gemeinsam mit anderen Menschen Unkraut gejätet, Heu eingebracht oder Fisolen geerntet hat, weiß, dass die Arbeit in der Landwirtschaft weit mehr Freude bereitet, wenn sie gemeinsam getan wird. Immer mehr Menschen nehmen die „Lebensform Landwirtschaft“ (vgl. Loibl<sup>43</sup>) als gesellschaftlich und persönlich erstrebenswerte Perspektive wahr und wollen ihre Vorstellungen einer solidarischen und gemeinschaftlichen Landbewirtschaftung verwirklichen. Unter ihnen sind auch Töchter und Söhne von BäuerInnen, die den elterlichen Hof übernehmen und neue bzw. andere Formen des Zusammenlebens und der Arbeitsorganisation anfangen wollen. Vielen von ihnen geht es um die (Wieder)-Eroberung der Landwirtschaft als Lebenskonzept abseits von Profitmacherei und Wachstumswängen. Der Kreativität und dem Erfindungsreichtum sind dabei keine Grenzen gesetzt. Vieles muss neu oder wieder anders gedacht werden: Das sind zum Beispiel die Eigentumsfrage, die Nutzung und Wiedereroberung der Allmenden, die Frage der Suffizienz, der Verteilung des Überflusses und andere mehr. Die Bäuerinnen und Bauern der Zukunft werden widerständig sein und selbstbewusst. Sie werden achtsam mit den ihnen anvertrauten Ressourcen umgehen, aber auch achtsam mit sich selbst. Sie werden - nach dem Prinzip „caring and sharing“ - Sorge tragen: für das Leben, für die Vielfalt und die Zukunft.

### Irm Salzer



*Irm Salzer hat Landschaftsplanung und –gestaltung an der Univ. für Bodenkultur in Wien studiert. Während des Studiums engagierte sich Irm Salzer in der ÖH Boku sowie im selbstverwalteten Studierendenlokal TŪWI, machte mehrere längere Studienreisen ins Ausland und arbeitete ab 1995 in einem kollektiv geführten Biogemüsebaubetrieb in Soß bei Baden. Zwecks der Recherche für ihre Diplomarbeit über die Landlosenbewegung MST verbrachte Salzer ein halbes Jahr in Brasilien. Seit 2002 betreibt Irm Salzer gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten und drei Kindern eine kleine Biolandwirtschaft im Südburgenland, seit 2006 ist sie Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der ÖBV-Via Campesina Austria. In dieser Funktion ist sie auch Vorstandsmitglied des Agrarbündnis Österreich sowie Mitglied der Arbeitsgruppe „GAP und Ernährungssouveränität“ der Europäischen Koordination Via Campesina (ECVC).*

43. Elisabeth Loibl: „Lebensform Landwirtschaft – Rückkehr ins verloren geglaubte Paradies?“, Zwischenbericht der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Wien 2009



## Einladung, sich ein Bild zu machen

*Maria Vogt*

### Aus dem Rahmen gefallen

Essen als lebenserhaltender und intensivster stofflicher Austausch mit der Natur und die Versorgung mit Lebensmitteln waren immer zentrale Anliegen und Themen der Menschheit. Die Beschaffung und Erzeugung von unterschiedlichsten Nahrungsquellen dominierte bis vor etwa hundert Jahren auch hier in den so genannten entwickelten Erdteilen das Denken, Wissen und Lernen der Mehrheit der Menschen. Es war ganz einfach lebensnotwendiges Wissen. Jedes Kind wusste, wo und wie zum Beispiel Gerste oder Erdäpfel wachsen, wann sie zu ernten, wie sie zu lagern, zu kochen, wie das Saatgut vorzubereiten und wieder anzubauen sind. Frag heute ein Kind oder auch einen Erwachsenen danach. Die meisten haben keine Ahnung mehr davon.

Vor allem Bauern und Bäuerinnen sind als kleine Bevölkerungsgruppe übrig geblieben, deren Leben nach wie vor zentral mit diesen Arbeiten und Themen in Verbindung steht. Doch auch hier „entwickeln“ sich technisierte und ökonomische Ausrichtungen, die Industrialisierung, Spezialisierung und Konzentration der Produktion sind vorgeblich zum Weiterbestehen der Höfe und der Lebensmittelversorgung unumgänglich. Um die Diskussion vielfältiger zu gestalten, stellt sich die Frage, welche Bildung und Fähigkeiten wir brauchen für einen Aufbruch in eine bäuerliche, nachhaltige und solidarische Landwirtschaft, die gesunde, regionale Lebensmittel erzeugt.

*Machen wir einen kleinen Abstecher in ein Museum für bildende Kunst am Land. Mehrere Räume mit eher dunklen Bildern – Jagdszenen, Stillleben von Gemüse und Obst, große Essensgelage – liegen auf dem Weg, bis wir in einen Raum mit sehr ansprechenden Bildern kommen. Es sind sehr helle, farbenfrohe Bilder mit einfachen Aussagen und Botschaften. Ein Huhn steht nebst einem Hahn in all seiner Pracht auf dem Misthaufen und Kühe, die verträumt auf einer Alm grasen. Auch Menschen sind zu sehen: braun gebrannte hagere Menschen mit Sensen im Arm, den zufriedenen Blick zukunftsfröh in die weite Ferne gerichtet. Auf einem anderen Bild hält ein Jungbauer eine Kartoffelpflanze mit vielen schönen Knollen in der Hand. Auf einem großen Traktor sitzt eine Frau, modern und praktisch gekleidet. Ein anderes Bild zeigt eine Vielzahl von Paradeisern, groß, klein, länglich, rund, rot, gelb, orange, grün, violett, gestreift - da bekommt man so richtig Appetit rein zu beißen. Eine wunderschöne Landschaft auf einem anderen Bild, mit klarem Wasser, Blumen, Wiese, Wald und Bäumen weckt in uns Urlaubsgefühle. So schöne und lebensfrohe Bilder, wir fragen uns von wem sind sie gemacht? „AMA“ steht auf manchen, auf anderen „Lebensministerium“ und „Landwirtschaftskammer“. Ein Schauer voll Dankbarkeit überkommt uns, hier auf diesen Bildern in Österreich ist die Welt noch in Ordnung. Wir könnten stolz auf unsere gesunden, regionalen, bäuerlichen Produkte sein, wenn wir es nicht besser wüssten.*

*Das nächste Bild verwirrt uns. Es ist anscheinend von einer AnhängerIn des Realismus gemalt. Es sind keine Menschen zu sehen, über eine große Fläche, über Hügel und Mulden zieht sich das satte Blaugrün eines Weizenfeldes im Frühling, durchquert von einem grauen Asphaltband. Wer hat denn das gemalt? „Internorm“! – Äh? Ah so, das ist ein Fenster, das die wirkliche Landwirtschaft zeigt!*

*Ein schöner bestickter Vorhang wäre hier der Ausstellung entsprechend angebracht gewesen. Etwas angewidert verlassen wir das Museum.*

## **Fremdbilder**

Als Kind nehmen wir einfach auf, was ist. Wie ein Schwamm saugen wir alles Gesehene, Gehörte, Geschmeckte, Gespürte, Gefühlte in uns auf, und es ordnet und sammelt sich in unser ureigenes Bild. Unsere Mitmenschen, die Umgebung, in der wir leben, sind unsere „LehrmeisterInnen“. Später lernen wir dies alles zu benennen und neu einzuordnen. Die Bildung beginnt. Dabei erlernt man viele nützliche Dinge fürs spätere Leben, wie Lesen, Schreiben, Umgang mit Zahlen, Wissen und Information wird von den Lehrkräften an uns weitergegeben. Im Laufe unserer langen Schullaufbahn werden diese Fähigkeiten ausgebaut und verfeinert, das Wissen angehäuft, um im Leben bestehen zu können. In welchem Leben? Wir sollen ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft werden. In welcher Gesellschaft? Wie ist diese gestaltet, wie organisiert? Welche Werte sind ihr wichtig? Grundsätzlich stellt sich jedoch die Frage, wie wichtig ist die Schule in unserem Leben und Denken und welche Werte werden dort vermittelt?

Wir lernen in unseren Schulen und Universitäten kaum unbefangen zu denken, wie überhaupt das Nachdenken über Situationen, Geschehnisse oder Zukunft wenig Platz im Lehrplan hat. Manches Mal gibt es gute LehrerInnen, die besonderen Wert darauf legen. Meist geht es jedoch auch hier schon um Spezialisierung, Qualifizierung und Vorbereitung für eine Karriere. Menschen, die sich gut einordnen können, haben es dabei leichter, als jene, die hinterfragen und mehr Zeit brauchen zum Ein- oder Nichteinordnen des Lernstoffes. Ich glaube, dass viele von uns im Laufe ihrer Schul- und Ausbildungszeit – neben einer Reihe von Fähigkeiten, die brauchbar sind - die Fähigkeit zum kritischen Nachdenken verlernen. Wir bilden uns nicht, wir werden gebildet. Und erst später durch das Leben finden wir wieder Zugang zu unserem „ureigenen Bild“, manche jedoch suchen sich mühsam den Weg über Lebenshürden oder verlieren den Faden ganz aus der Hand. Fremdbestimmt zu leben heißt auch unfrei zu sein. Auf der anderen Seite erscheint mir zu hundert Prozent selbst bestimmt zu leben genauso unerfüllbar. Es sind immer die Rahmenbedingungen, die Gesellschaft, die Politik, die Familie, der/die PartnerIn, der/die CheffIn, die Kinder, die Natur, das Wetter etc., die uns Grenzen in unserem Frei-Sein setzen. Aber sollten wir wirklich aus diesen Gründen erst gar nicht aufbrechen und uns auf den Weg machen?

Sehr wesentlich erscheint mir das Manko, in den Schulen (und oft auch in den Familien) nicht streiten zu lernen, Konflikte auszutragen, und - wo es möglich ist - einen Konsens zu suchen und zu finden. Um des lieben Frieden willens ordnen wir uns oft lieber ein oder unter. Ein weiterer wichtiger fehlender Lern- und Übungsgegenstand ist das eigenständige Denken. Sich eine eigene Meinung zu bilden und diese laut kundtun, erfordert eine gründliche persönliche Auseinandersetzung mit einer Situation, sie erfordert Befreiung von gewohnten Handlungs- und Verhaltensmustern, Standfestigkeit, geistige Beweglichkeit und Menschenkenntnis. Denn „Einspruch zu erheben“ setzt voraus, uns mit dem erfahrungsgemäß zu erwartenden Widerstand der anderen zu konfrontieren.

*Ausgestattet mit neuen Gedanken und Fähigkeiten betreten wir abermals das Museum für bildende Kunst am Land. Diesmal entdecken wir in den vormals dunkel erschienenen Bildern interessante Ausdrucksformen des Lebens von damals, Details, Gegenstände, Personen bekommen eine Bedeutung. Wir erahnen, warum der Maler das Bild gerade*

*so komponiert hat. Im Raum mit den schönen Bildern angekommen, öffnen wir zuerst das Fenster, denn es ist recht stickig darin. Die ehemals glorreichen Bilder vom Land erscheinen uns jetzt weniger hell und bunt. Wir gehen immer wieder ein paar Schritte zurück, um aus der Entfernung einen neuen Blick dafür zu bekommen. Schlussendlich probieren wir mit dem Fingernagel ein bisschen an der Farbe zu kratzen und wie erwartet, sie bröckelt. Da stehen wir nun vor den abgebröckelten Bildern von früher. Sie sind ziemlich hässlich und eigentlich aus dem Museum zu entfernen. Doch was hinhängen an ihrer Statt? Nachdenklich verlassen wir das Museum.*

### **Wes' Brot ich ess',..**

Die Konzentration der Lebensmittelproduktion weltweit wurde politisch und wirtschaftlich vorgeblich deshalb vorangetrieben, um den Hunger zu bekämpfen. Dieser Ausdruck „Kampf gegen den Hunger in der Welt“ hinterlässt einen schalen Geschmack bei mir, bietet es doch im Gegenzug außer Kampf nicht viel Genießbares an. Das Abgleiten dieses Zieles in Gewinnmaximierung und Machtkonzentration auf dem Lebensmittelsektor, wie wir es heute durch die Globalisierung erfahren, drückt diese sehr direkt aus. Die Maximen „Wettbewerbsfähigkeit, Konkurrenzkampf, Liberalisierung“ in der Land- und Ernährungswirtschaft sind dann nur eine folgerichtige Fortführung des Denkens und Handelns. Ist es angesichts dieses Mainstreams, der fast alles mitreißt, überhaupt möglich und gescheit sich einer anderen eigenen Vision anzunähern? Grenzt es nicht an reine Illusion, Utopie und Zeitverschwendung, sich auf die Suche nach dem zu machen, wie ich es denn gerne hätte, wie es schön wäre für mich und andere? Mir erscheint, dass dies für den Bereich „das Leben in die Hand zu nehmen“ und Verantwortung zu übernehmen eine Schlüsselstelle ist. Es ist das bewusste Heraussteigen, aus dem Trott und das Wagnis einzugehen, darüber hinaus einer Ahnung zum Guten Leben nachzugehen und auch zu formulieren. Die Kritik an dem bestehenden System ist ein Schritt, der schwierigere ist jedoch: Wie will ich, dass es sein soll? Umgelegt auf die Landwirtschaft und Ernährungsversorgung heißt dies für mich eine einigermaßen starke Wende in Richtung Ernährungssouveränität. Die Schritte in die Richtungsänderung sind dann noch einmal eine eigene Herausforderung.

*Wieder sind wir im Museum, diesmal ausgestattet mit Pinsel und Farben. Nein, es ist heute nicht kreativer Aktionstag à la ‚jede und jeder ist ein Künstler oder Künstlerin‘. Wir schummeln uns am Museumspersonal vorbei und beginnen zwischen den Bildern der verschiedenen Räume Verbindungsstriche zu malen. Wie bunte Fäden laufen und verlaufen die Linien über kurze und weite Strecken. Manchmal stehen auch Wörter dabei: ‚Saatgut verloren‘ und ‚Überschuldung der Höfe‘ oder auch ‚Wo sind hier die Frauen?‘. Im letzten Raum erleben wir eine Überraschung: Es sind bereits andere Menschen da, die von ganz woanders, durch andere Räume hierher gekommen sind. Haben wir bei unseren vorigen Besuchen diese Menschen gar nicht wahrgenommen? Waren wir von unseren Sichtweisen und Blickwinkeln behindert? Es geht zu wie auf einem Taubenschlag, die eigene persönliche Geschichte wird erzählt, Unterschiede und Gemeinsamkeiten analysiert, und an eine gemeinsame Zukunft gedacht. Die abgeblätterten Bilder im Raum sind inzwischen mit vielen Farbstrichen vernetzt oder auch verziert. Sie treten gegenüber dem bunten Netzwerk in den Hintergrund. Ist der Weg das Ziel? So glücklich und kreativ wir in unserem Netzwerk auch sind, die nächsten Schritte warten auf uns.*

### **...des' Lied ich sing!**

Ausgetretene Pfade zu verlassen, eigene Schritte zu gehen, bedeutet auch auf Widerstand zu stoßen: Zäune, Barrieren, unwegsames Gelände. Wenn Bauern und Bäuerinnen Neues ausprobieren, anders

wirtschaften wollen, gibt es manchmal anfänglich ein gewisses vogelfreies Versuchsfeld. Schon bald jedoch sind die Rahmen und Mühlen der Bürokratie aufgestellt. Die Wirklichkeit holt unsere Träume schnell ein. Viele Engagierte von alternativen Gemeinschaftsprojekten und PionierInnen im Biolandbau können ein Lied davon singen. Mal sind es die öffentlichen Gelder, die ausbleiben, anderswo die Spannungen zwischen den Menschen, welche die Umsetzung einer Idee behindern. Bauern und Bäuerinnen spüren die vielschichtigen Auflagen, wie Hygienevorschriften, Verordnungen, die ihren Tatendrang jäh bremsen. Ein reiches, teilweise auch verpflichtendes Bildungsangebot soll uns Bauern und Bäuerinnen fit machen für Veredelung und Direktvermarktung. Jedoch, so wird uns erzählt, wäre es mit zunehmender Schwerpunktsetzung in diese Richtung gleich besser als Gewerbebetriebe weiterzuwirtschaften. Bäuerliche Gewerbebetriebe werden jedoch mit den anderen großen Gewerbebetrieben gleichgesetzt und sind damit gezwungen, dementsprechende Auflagen zu erfüllen, die ihren Erfordernissen oft nicht angepasst sind. Die übrige Landwirtschaft, die also nicht direkt vermarktet, produziert ausschließlich für die Lebensmittelindustrie und den Weltmarkt. Aus der Traum von einer regionalen Versorgung mit gesunden, natürlichen Lebensmitteln? Die Konventionalisierung und Konzentration der Produktion hat auch im Biolandbau nicht halt gemacht. Warum auch? Sind ja auch nur Menschen. Haben wir überhaupt die Wahlmöglichkeit, uns zu entscheiden zwischen verschiedenen Wegen? – Im Kopf und in der Realität? Und wer setzt überhaupt die Maßstäbe und Rahmenbedingungen?

### Nägel mit Köpfen

Jammern, wird den Bauern nachgesagt, können sie sehr gut: übers Wetter, die Preise, die Politiker. Das Wirtshaus erscheint als idealer Ort dafür geeignet, die eine Hand am Bierglas, die andere geballt auf den Tisch herabsausend. Sehr leicht fallen wir in eine Argumentation, die aufzählt, wer Schuld ist an unserem Zustand: die Politik, die Sachzwänge, die Wirtschaftslobby etc.

In unseren Breiten gibt es ein großes unentdecktes Land, das ziemlich brach liegt und nur alle paar Jahre bepfückt wird: die Demokratie. Sätze, wie „die Macht geht vom Volk aus“ lernen wir zwar, aber diese lebendig zu gestalten, in unser Leben zu integrieren – wo wird dies gelehrt oder ist erlernbar? Sind wir uns unserer Eigenmacht bewusst? Oder delegieren wir sie an andere? Ein großes Bildungsfeld, das beim eigenständig und eigenmächtigem Denken und Handeln entsteht, ist der Widerstand. Damit meine ich nicht zu lernen, gegen alles und jeden zu sein, wie dies oft argumentiert wird, sondern einen Akt der Verweigerung, des Nichteinverständnisses mit einer Aktion oder Maßnahme, ein Entgegenstellen auf Grund eigener anderer Meinung, Vision, Situation. Dem Widerstand im Leben Zeit und Raum zu geben, ihn zu kultivieren – wo lernen wir das? Oder anders gefragt: Welchen Interessensgruppen ist es ein Anliegen, dass wir es nicht lernen?

*Im Museum haben wir nun andere Eingangsmöglichkeiten gefunden. Ein Dienstingang stand offen, auch ein ebenerdiges Fenster wirkte sehr einladend. So brauchen wir nicht an dem Museumspersonal vorbei, das mit scharfen Putzmitteln unsere Linien und Striche wegzumachen versucht. In „unserem“ letzten Raum angelangt, ziehen wir in einer kurzen Aktion mit den mitgebrachten Zangen die Nägel der Bilderhaken aus den Wänden. Nichts hält mehr die ehemals farbenfrohen und leuchtenden Bilder, sie krachen laut zu Boden. Zurück bleiben leere Flächen mit bunten Umrahmungen. Es zieht uns zurück in die vorigen Räume des Museums, wo einzelnen Pflanzen Zeichnungen und*



*botanische Abbildungen gewidmet waren, wo Bilder hängen, auf denen Menschen auf freiem Feld gemeinsam ein Mahl halten...*

## Vor – Bilder

Ein großes Kompliment und Freude für mich als Bäuerin ist, wenn eine siebzehnjährige Kundin sagt: „Seit meiner Kindheit habe ich keine so guten Erdäpfel gegessen wie eure.“ An besondere Gerüche und Geschmäcker von bestimmten Lebensmitteln erinnern wir uns und es entstehen dabei auch Bilder. Wo und wann habe ich das schon erlebt, gegessen? Die Aus-Bildung der Geschmacksknospen (ein wunderbares Wort) ist ebenfalls ein verschütteter Weg der Land- und Ernährungswirtschaft. Slow Food beschreitet und gestaltet diesen Weg nun mit viel Engagement. Die Nahrungsmittelindustrie vereinheitlicht und verbildet das Geschmackempfinden mit Zutaten wie Salz, Zucker und jede Menge Geschmacksverstärkern. Solchermaßen verbildete KonsumentInnen finden wenig Geschmack an natürlichen Lebensmitteln. Vor allem Kinder und Jugendliche können nicht so leicht an frühere Geschmackserinnerungen anknüpfen. Wie – gut – schmeckt ein gekochter Erdapfel nach dem oftmaligen Genuss von Fertigprodukten wie Pommes Frites, Püree und Krokette? Wenn wir als politisches Ziel bäuerliche, regionale Lebensmittel erzeugen und konsumieren sollen, brauchen wir eine begleitende Bildung des Geschmackes.

Die gute alte Zeit war nicht immer eine gute Zeit. Harte Arbeit, Entbehrung, Ausbeutung und Hunger gab es genauso. Heute erleichtern wir uns die Arbeit physisch mit Maschinen und Auslagerung an Dritte. Die Getreideernte, die früher ein Monat in Anspruch nahm und viele Personen beschäftigte, wird jetzt in wenigen Tagen erledigt. Ist auch gut so, denn schon warten die nächsten Arbeiten: Grubbern, Begrünungsanbau usw., schließlich sind es ja viele Hektare, die befahren werden müssen. Der erfolgreiche Landwirt, der immer im Stress ist, weil eigentlich hätte er schon gestern das machen sollen, zu was er erst heute kommt, der Wachstumsbauer, der die Höfe zusammenpachtet und expandiert, ist das die Zukunft? Sind das die Vorbilder und die Vorstellung der AgrarpolitikerInnen? Die Meinung, dass Wohlstand gleichzusetzen ist mit dem Wachstum des Bruttosozialproduktes (BSP), ist bei vielen Menschen ziemlich fest verankert. Stillstand ist dabei eine der schlimmsten Vorstellungen der meisten ÖkonomInnen. Welchen Lebenssinn haben wir, wenn wir im System nicht vorne mit dabei sind? Nicht stolz auf Besitz, Geld, Einfluss sein können? Werden in den Landwirtschaftsschulen und an den Universitäten alternative Lebensmodelle und Vorbilder besprochen, die nicht ausschließlich auf Gewinn und materiellen Wohlstand ausgerichtet sind?

Eine zentrale Frage, besonders angesichts dieser Entwicklungen im Agrarbereich, ist für mich die nach dem guten Leben. Der Bereich der wirtschaftlichen Bedürfnisse ist in unseren Breiten sehr ausgeprägt: Wohnung, Nahrung, Kleidung, ... Brauchen wir überhaupt so viel an diesen Gütern? Hat das Konsumieren die Oberhand bekommen in unserem Leben? Wo und wie lernen wir, wann es genug ist? Im Gegenzug dazu erscheinen mir andere Bedürfnisse unterentwickelt: Fürsorge, Gemeinwohl, Solidarität. Klingen für junge Ohren wohl eher vorgestrig und verstaubt. Ist es mir egal, wie die Menschen anderswo leben und ob ihre Lebensgrundlagen durch unsere Wirtschaftsweise zerstört werden? Wie gerecht ist bezahlte und unbezahlte Arbeit verteilt zwischen den Geschlechtern? Oder wie steht es mit der Muße, dem Nichtstun? Als Kinder und Jugendliche kultivieren wir dies noch mit dem Herumhängen und uns langweilen. In unserer Arbeitskultur erscheint es anstößig als Erwachsene die-

sem „Laster“ zu frönen und wirtschaftlich unproduktiv zu sein. Doch wie entdecke und kultiviere ich meine Kreativität und Phantasie ohne Muße?

Die Sprachlosigkeit in der bäuerlichen Gesellschaft wird von SoziologInnen immer wieder als eine Ursache von Problemen auf den Höfen angesprochen. Den anderen zu erzählen wie es mir geht, ein Gespräch darüber zu führen, was ich gerne anders hätte, wo kann ich diese Fähigkeiten erlernen, mich weiterbilden? Wie kann ich mit meinen Ideen die Öffentlichkeit konfrontieren, mich mitteilen – über Schreiben, Malen, Theater, Gesang, ...?

Und wo lernen wir das Nachdenken über unser „woher, wohin, wozu“? Beschäftigen wir uns mit unserer Identität oder sind wir vor lauter Arbeit in einer Krise?

### Nach-Bildungen

*Inzwischen scheint uns das Museum schon als vertrauter Ort und wir meinen die Räume und Bilder eingehend studiert zu haben. Umso überraschter sind wir bei unserem Besuch Türen zu neuen Abteilungen des Museums zu finden. Befinden wir uns nun in der Abteilung für Völkerkunde? Bilder, die uns fremdartig in ihrem Ausdruck erscheinen, hängen an den Wänden, bunt und voller Symbolik, harmonisch und erdig in der Gestaltung. Neugierig betrachten wir diesen entdeckten Schatz. Sollen wir uns ein Bild ausleihen für unseren letzten Raum? Oder uns inspirieren lassen für die Gestaltung eines weiteren Bildes?*

Reisen bildet, schon allein der Blick über den Tellerrand konfrontiert uns mit anderen Kulturen und Menschen. Die Neugierde auf die Welt wach zu halten, uns nicht einzuigeln in den eigenen vier Wänden und den Hof mit der vielen Arbeit, eröffnet neue Aussichten, Anstöße und Anregungen für unser Leben und Arbeiten. Aus meiner Erfahrung weiß ich, dass die Begegnung mit „dem Fremden“ mich auch immer auf „das Eigene“ zurückwirft, und ich damit einen neuen Blick auf gewohnte und automatisierte Arbeits- und Denkmuster bekomme. So können wir die Vielfalt des Umgangs mit Boden, Pflanzen, Tieren, Essen zubereiten kennenlernen und uns inspirieren lassen, Veränderungen in unseren Alltag integrieren.

Exkursionen werden von allen möglichen Fachrichtungen im landwirtschaftlichen Bereich angeboten. Die Frage ist nur, welche Betriebe werden besucht, was sind die Vorzeigebetriebe und Leitbetriebe? Wohin will man damit Bäuerinnen & Bauern dirigieren?

Vor vielen Jahren hatte eine Bezirksbäuerin im Waldviertel die Idee, mit „ihren“ Bäuerinnen unseren Hof zu besuchen. Nach der Vorstellung und dem Kennenlernen unseres kleinen, aber vielfältigen Biohofes, bekam ich ein interessantes Feedback von den Bäuerinnen. Sie fühlten sich auf unserem Hof sehr wohl, weil es so wie bei ihnen daheim sei - nicht alles picobello herausgeputzt und aufs Präsentieren hergerichtet. Sie haben sich nicht als unfähig und „hinten nach“ gefühlt, sondern auf gleicher Augenhöhe. Wir führten dann ein sehr gutes Gespräch über Wertschätzung und Selbstwert.

### Begreifen

Die eigenen Erfahrungen in der Natur, beim Säen, Pflanzen, Ernten, Verarbeiten und Zubereiten von Lebensmitteln heißt nicht nur Theorie mit Praxis zu verbinden, sondern eröffnet uns einen ganzheitlichen Zugang zu Landwirtschaft und Ernährung. Möglichst vielen Menschen, vor allem Kindern und Jugendlichen, sollte dieses Erlebnis ermöglicht werden. Dass in den Grundschulen Ernährung nur

mehr gelehrt wird, bringt die SchülerInnen um lustvolle und sinnliche Unterrichtsstunden des Kochens. Vor allem, wenn sie auch zu Hause wenig Möglichkeiten haben, dieses lebensnotwendige Arbeitsfeld „Was und wie ernähre ich mich?“ kennenzulernen. Die Sehnsucht der Menschen danach drückt sich in dem übervollem Angebot und Interesse an Garten- und Kochbüchern aus. Für eine bäuerliche, regionale Landwirtschaft und Lebensmittelversorgung brauchen wir neben förderlichen politischen Rahmenbedingungen vor allem auch Menschen, die begriffen haben, dass sie mit ihrem Konsumverhalten mit-entscheiden, welche Landwirtschaft es in Zukunft geben wird.

### Antworten

So viele Fragen sind nun aufgeworfen, wo bleiben die Antworten? Wo bleibt der neue Bildungslehrplan für Landwirtschaftsschulen? Vielleicht ist das Fragen und in Frage Stellen ein wichtiger Schritt beim sich Bilden? Wesentlich für mich in meinem bisherigen Leben und Werden als Bäuerin war, dass die guten Antworten nicht von „oben“ gekommen sind. Auch die verordneten Antworten brachten eher Ungemach in mein Bäuerinnendasein. Vielmehr beflügelte mich beim Suchen nach Antworten die basisorientierte Bäuerinnenbildungsarbeit der ÖBV-Via Campesina. Der Prozess, in dem wir uns hier begaben, ist wie eine Spirale offen und voller unentdeckter Möglichkeiten, die vor uns liegen. Gemeinsam suchen wir nach Antworten und stärken uns in der Umsetzung in unser konkretes Leben auf den Höfen.

*Im Museum für bildende Kunst am Land - oder heißt es inzwischen „Museum für Lebenskunst?“ - wollten wir doch noch ein Bild anbringen. Doch nun fehlt eine ganze Wand, und der Wind hat ein paar bunte Blätter hereingewirbelt. Unser Blick fällt auf Bäume und Vögel, Felder und Wege, ein Dorf, Menschen bei Häusern mit Gärten, Straßen, in der Ferne sehen wir eine Stadt und dahinter Berge, Wolken ziehen am Himmel. Wir hören Verkehrslärm und Kindergeschrei, riechen frisch gepflügte Erde und schmecken die Feuchtigkeit des Herbstes auf unseren Lippen. Wir treten hinaus ins Freie...*

### Maria Vogt



1960 in eine Bauernfamilie im Weinviertel hineingeboren, aufgewachsen mit 3 Geschwistern, einem wachstumsorientierten Vater und einer weltoffenen Mutter. Nach beruflichen Umwegen über Handelsschule und Bank fruchtet die Suche nach einer sinnerfüllenden Arbeit in einem freiwilligen sozialen Jahr in einer Lebenshilfswerkstätte. Dreieinhalb Jahre Arbeit mit Bäuerinnen und Jugend im Hochland von Peru sind prägend für die darauffolgende Zeit.

Seit 1989 Biobäuerin: leben und arbeiten gemeinsam mit Franz am und vom 18 Hektar-Hof, im Weinviertel, mit möglichst vielfältigen Arbeitsbereichen - Milchschafe, Weingärten, Getreide, Gemüse, Direktvermarktung, Schule am Bauernhof. Drei Kinder (1984, 1987, 1992).

Seit 1995 Gemeinderätin in Wolkersdorf im Weinviertel.

Agrarpolitisches Engagement bei ÖBV-Via Campesina Austria - 10 Jahre Obfrau.

Zur Zeit Mitglied der Kommission "Frauen" von La Via Campesina International.

Mitglied der Kabarettgruppe "die Mist-Stücke".

Einladung, sich ein Bild zu machen

---

## Rettet Architektur die Alpen?

*Köbi Gantenbein*<sup>44</sup>

Meine Damen, meine Herren, liebe Studentinnen und Studenten!

Max Bär erschrickt, als er hört, weshalb ihn das Kuratorium der Sommer-Uni zur Unterredung nach Davos bestellt hat. Britta Allgöwer und Peter Luder stellen ihm, dem Forscher und Landschaftskundler, die Frage: „Rettet Architektur die Alpen?“ Er schluckt leer. Die Fragenden richten ein raffiniertes Präsens futurum an ihn. Sie vermuteten gefährdete Zukunft und wollten Auskunft von ihm, ob mit Architektur alles zum Guten gewendet werden könne. Und da er Forscher ist, kann er nicht einfach etwas behaupten wie ein Feuilletonist, sondern muss reisen und untersuchen. Vor Ort. Zu Fuß.

Doch dieser Anspruch: die Alpen retten! Architektur ist doch ein Beruf, bestenfalls eine kulturelle Anstrengung. Aber ein Rettungsschlitten? Doch dann sieht Max Bär in seinem Kopfkino die Galerie all der Helden der Architekturgeschichte, die von Kallikrates aus Athen bis zu Herzog & de Meuron aus Basel mit viel Pathos angetreten waren und immer noch antreten, um mit Planen und Bauen die Welt zu retten oder zumindest zum Guten zu wenden. Das Selbstbild des Architekten als heldenhaftem Kapitän auf dem großen Dampfer imponiert einem kleinen Forscher wie ihm. Linus Tomaschett, sein Freund und Metzger in Vrin, tötet mit Verstand Rinder und schneidet Filets und Koteletts; Hansjörg Disch, sein Bankier bei Raiffeisen, hat sein Tagwerk getan, wenn er aus einem Franken fünf gemacht hat - ein Architekt aber, schafft große Würfe. Da kann er wohl auch die Alpen retten. Und also stimmt Max Bär dem Auftrag zu, verlangt an Ausrüstung eine Wolldecke für Nachteinsätze, eine Mütze gegen den Sonnenstich, einen Feldstecher 8 x 30 für den Städtebau und eine Lupe für den Detailblick, drei Schreibhefte, einen Bund Bleistifte Caran d'Ache 2 HB und keinen Lohn, dafür eine Kreditkarte.

Dann marschiert er los Richtung Frauenkirch und biegt bald ein in den alten Weg durch die Zügenschlucht.

### Im Bahnhöfli Wiesen kehrt er ein und notiert seine ersten Erwägungen.

„Ich bin gut 50, die Alpen aber sind 500 Millionen Jahre alt. Wenn es gut geht, lebe ich noch 30 Jahre, die Alpen aber ewig. Welche Differenz! Warum also die Alpen retten? Bisher haben sie ja uns gerettet. Sie gaben meinen Vorfahren Brot und Leben, wenn auch karg über Hunderte Jahre. Doch seit Kurzem opulenter. Aus den Bauern wurden Hoteliers und Bergbahnchefs, Wissenschaftsstadtdirektorinnen und Kräuterschamanen. Und alle machen aus Felsen und Schnee Bargeld. Für mich sind die Alpen zu alldem Freudenquell, ästhetische Erquickung und Sportgerät. Und für das Land waren sie während 150

44. Das ist ein überarbeiteter Vortrag von Köbi Gantenbein, Chefredaktor der Architekturzeitschrift Hochparterre, den er zur Sommer-Uni 07 der Wissenschaftsstadt Davos und Uni Basel am 20. August 2007 in Davos gehalten hat. Er soll uns daran erinnern – wollten wir vorwärts kommen - dass wir in der Weite des Landes „größere Würfe“ machen müssen, als im „Kleinhirn der Politik“ Platz haben.

Jahren und bis vor Kurzem Mythos und Kitt. Das führte dazu, dass die reichen Teile des Landes die Alpen und ihre Menschen liebten und das Schweizer Sozialmodell entstehen konnte. Lief die Politik andernorts über Klassen, Klassenkampf und Klassenausgleich, so lief sie in der Schweiz über Räume, vom Sonderbundskrieg bis zur Neuen Regionalpolitik.“

Max Bär ruft: „Schweiz ist, wo Raumvielfalt ist. Vielfalt ist Differenz. Auch in Kultur, also Architektur. Gut ist, wenn es für alle gleich viel hat, aber für jeden das Seine, angemessen dem Ort.“ Erschrocken schauen die holländischen Touristen auf, und ihr Hund springt in die Luft. Max aber notiert: „Milliarden Franken flossen im 20. Jahrhundert von den bevölkerungsreichen, wirtschaftlich starken städtischen Räumen in die Architektur der Alpen. Auch damit Vielfalt blieb. In den Tiefbau, in Straßen, Böschungen, Lawinerverbauungen und Kraftwerke. Dann in den Hochbau, in Schulhäuser, Turnhallen, Freilaufställe, Spitäler, Abwasser und Mehrzweckanlagen und, nicht zu vergessen, in die militärische Befestigung, die eine mit vielen Milliarden in die Felsen betonerte, heute verblichene Rettungshoffnung der Alpen glänzen lässt. Offenbar haben all diese architektonischen Kraftakte die Alpen aber nicht gerettet. Viel vom vielen Geld ist in der Politikorruption der Alpen versackt. Die Betonfestivals der Sechziger- und Siebzigerjahre bescheren heute schon mehr Kosten als Nutzen. Der politische Lehm hat schon immer dafür gesorgt, dass befestigt, nichts aber beweglich wurde. Gut, dass die Bergler nun in die Zange genommen werden und man ihnen die Gewohnheiten abstellt.“

Max zahlt seinen Pfefferminztee und marschiert weiter. Er ist mit seinem letzten Gedanken nicht einverstanden. Er sagt zu einer Rottanne: „Die räumliche Solidarität ist ein Erfolgsmodell. Nicht nur Betonorgie und Hallenbadüberfluss - vieles ist gut angelegt. Und man hat gelernt und ist nicht nur im Lehm versackt. Ich kenne die Berge des Piemonts. Da ist niemand mehr. Ich kenne Slowenien. Wo es alpin wird, sind nur noch der Bär und der Luchs. In der Schweiz aber ist es gelungen, die Alpen als Lebens-, Herzens- und Kulturraum zu erhalten. Auch in den Herzen der Menschen. Und nicht nur als Transitkorridor und Reunionsplatz für den Geldadel. Ich selber kam im Gebirge in einem Spital zur Welt, ging in ein neues Primarschulhaus und legte den ersten Stein zu meiner Forscherkarriere in der Mittelschule im Prättigau. Zu einem Drittel anständige Architektur. Ohne das Modell der Solidaritäten über Räume hätten solche Resultate der Moderne nicht ins Gebirge gefunden. Es hat Spielräume nicht nur betonierte, sondern auch geschaffen. Und Zuversicht, für die, die da bleiben wollen. Das derzeit modische Schlechtreden der Solidarität über Räume und das Naserümpfen über die Schönheit des Randes ist geschichts- und geschmacklos. Die, die Alpen abklemmen, rentabilisieren oder sausen lassen wollen, haben Zahlen und Eigennutz im Kopf, aber sie haben keine Ahnung.“

Die Tanne schwankt zustimmend im Wind. Denen hatte er es wieder einmal gesagt. Wobei sein Großreden nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass auch unter seinen Freunden im rotgrünen Teich der Stadt die Neugier für die auf dem Berg und die Solidarität mit ihren Lebensformen merklich abnimmt. Doch Max Bär verdrängt das und schreitet pfeifend weiter. Er hält bei einer virtuos gemauerten Brücke an, die die Rhätische Bahn (RhB) über ein tiefes Tobel führt: das Wiesneriadukt. Er zieht seine Kappe ab und denkt an die Eisenbahnbauer, die mit Richard Coray vor 100 Jahren solche Brücken und Strecken in die Wildnis gewuchtet haben. Formvollendet, fluchend und handfest zeigten sie der Natur den Meister. Die Alpen mit Architektur retten? Das hätte ihnen grad noch gefehlt - sie wollten sie mit Stahl und Beton bezwingen. Ihre Investoren wollten Profit mit Architektur. Und Max Bär stellt sich vor, wie das Landwasser- und Albulatal aussahen, als Coray und Konsorten sie eben bezwungen hatten - eine

kahle, große Baustelle. Keine Chance mehr hätten sie heute, die Alpenretter ketteten sich an die Bäume, die der Eisenbahn weichen müssten. Doch die Zeit hat die Wunden ja geheilt. Max Bär zieht sein grünes Heft aus dem Rucksack und notiert ein paar Sätze, die er dem Kuratorium in Davos vorlegen wird:

### Wer die Alpen retten will, muss die Eisenbahn lieben und pflegen

„Die Streckenführung der Rhätischen Bahn ist ein Rettungsmodell. Es verbindet Landschafts- und Architektur-, ja Gesellschaftsvorstellungen in einem Zug. Wer die Alpen retten will, muss die Eisenbahn lieben und pflegen.

Denn erstens: Die Ökonomie des Kantons Graubünden ist eine Eisenbahnökonomie. Davos' und St. Moritz' Strahlegeschichte sind bahnverschuldet. Da kann ein Rentabilitätsrechner lange rechnen - ohne Vereina<sup>45</sup> keine Zuversicht für das Unterengadin. Das aber ist noch lange kein Grund für den Bau der Porta Alpina<sup>46</sup>.

Zweitens: Die Eisenbahnarchitekten und -ingenieure waren Pioniere mit Stechblick und Rauschebart. Sie waren Alpenoberer und schufen Landschaft. Gelungen ist ein Bau, dem wir heute zwei Qualitäten zuschreiben: Er wuchtet Landschaft aus der Natur und ist schön. Er braucht die Landschaft als Trasse und prägt den Landschaftsblick. Er will Profit und er stiftet Genuss. Ob im Gebirge oder in der Stadt, Bauen ist immer auch Zerstörung. Von Umwelt, von Netzen, von Gewohnheiten. Mein Lehrer sagte: ‚Zerstöre mit Vernunft.‘

Drittens: In der Pionierzeit der Eisenbahn war das Rechnen des Ingenieurs mit dem Kunstwillen des Architekten verbunden. Selbstverständlich, aber auch gewollt. Die Strecken hätten billiger gebaut werden können. Man entschied sich für das Bisschen mehr zugunsten des als schön geltenden Baus. Das Wiesnerviadukt, sein großer Bruder am Schluss des Landwassertals und alle andern von Disentis bis Scuol sind Stein gewordener Ausdruck auch eines ästhetischen Willens. Er schien auch auf in den hölzernen Stationen im Prättigau, in den steinernen im Engadin und fand im Palast des Direktors in Chur einen Glanzpunkt. Die nachgeborenen Bähnler haben diese Form gewordene Geschichte mit dumpfen Bauten verscheucht. Bis heute. Bewusstlose Vollstrecker ohne Augen im Kopf mit einem Rechenschieber im Herzen. Man müsste ihnen die Ohren stehen lassen für die Brücke, mit der sie bei Klosters Platz eine filigrane Bogenbrücke ersetzt haben, für den Bahnhof Thusis, für den Umbau des Bahnhofs Schiers, für die lieblos hingestellten neuen Haltestellen, für das grobschlächtige Design der Eisenbahnwagen. Und so weiter. Architektur ist ohne kulturellen Anspruch und künstlerischen Willen nicht zu haben. Sie ist mehr als Erbsenzählen - auch in den Alpen.“

- 
45. Vereina: Am 19. November 1999 konnte das Netz der Rhätischen Bahn, erstmals seit 1914, um ca. 22 Kilometer verlängert werden. An diesem Tag nahm der 19,1 km lange Vereinatunnel seinen offiziellen Betrieb auf und verbindet seitdem wintersicher das Prättigau mit dem Unterengadin.
46. Porta Alpina war der Arbeitstitel eines Projektes einer unterirdischen Bahnstation in der Mitte des Schweizer Gotthard-Basistunnels mit Anbindung des Ortes Sedrun und der ganzen Surselva ans europäische Hochgeschwindigkeitseisenbahnnetz.

Max Bär hält ein. Erstens, zweitens, drittens und die Eisenbahn als Metapher. Dazu ein paar knarrende Worte zum Hier und Heute einflechten. Das wird nicht schlecht.

Er setzt seine Mütze auf, sagt dem schönen Viadukt Adieu und denkt marschierend: „Die Alpen mit Architektur retten heißt also die Eisenbahn lieben. Nicht nur als Touristen- und Unesco-Weltdenkmal für meinen Freund, den immer sonnenvergnügten Hanspeter Danuser aus St. Moritz, sondern als Rückgrat der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entfaltung des Kantons, ja der Alpen. Als Teil des Service public, der für die Alpen weiter erfunden werden muss. Eisenbahn ist nur eine Form des öffentlichen Verkehrs. Die Alpen retten heißt öffentlichen Verkehr in allen möglichen Formen entwickeln, fördern und bauen. Den Alpen angemessen. Und ihn über lange Strecken koordinieren. Von Ost bis West. Von Bozen durchs Vintschgau hinauf, durch den Kanton Graubünden, durchs Urserental, durchs Goms bis nach Zermatt das Wallis hinunter und hinüber nach Savoyen und ins Piemont. Ein Fahrplan, eine Gesellschaft, ein Wille. Was da ist an Eisenbahnen und Postautos versammeln, und was an Lücken ist, füllen mit Rufbussen und Zeppelinen. Es ist ja schon viel da, vom Vintschgerbähnli über die RhB (Rhätische Bahn) und den Postbus bis zur GotthardZermatt-Bahn und den vielen Seilbahnen. Und die Eisenbahn lieben heißt auch die Porta Alpina brauchen. Sie aber nicht bauen, sondern die Freude, die sie dem Kanton Graubünden von Müstair bis Tschamutt bescherte, als Schwung für die Alpenrettung nutzen. Es braucht keinen Eiffelturm im Gotthardmassiv, sondern einen gut gestalteten öffentlichen Verkehr in den Alpen. Der kostet und das Geld ist besser da zu Hause als im Lift durch das Tavetscher Massiv.“

Hoppla, das ist etwas gar pathetisch für einen Forscher. Gemach, Max! Seine Kuratoren müssen wissen, dass sein Vater Lokomotivführer war, und sein Sohn ist Kondukteur. Nur er schlug aus der Art.

### Die Ausstattung des Fremdenverkehrs als Paradies auf Zeit ist ...

Schritt um Schritt durch den lieblichen Wald und Max staunt, wie es immer und überall mehr davon gibt. Da hat es auch Platz für den Bär. Er fasst zusammen: „Der Verkehr ist auch für die Fremden gemacht. Für die Spediteure arbeiteten einst die Säumer, für die Gäste heute all die Gastgeber. Fremdenverkehr. Seine Ausstattung nicht nur mit der Eisenbahntunnels und Straßenböschungen, sondern auch mit Hotels, Bergbahnen, Aussichtspunkten, Postkarten - mit einem architektonischen Gesamtkunstwerk -, diese Ausstattung des Fremdenverkehrs als Paradies auf Zeit ist der wichtigste Beitrag der Schweiz zur Architekturgeschichte der Welt. Eindrücklich und profitabel, künstlerisch vielfältig und städtebaulich faszinierend. In St. Moritz waren sie vor 200 Jahren mausarm und hatten Kröpfe - heute kostet ein Quadratmeter am Suvrettahang 50.000 Franken. Und die Gegend ist ein Architekturzoo, in dem es für jeden Geschmack etwas gibt, von der bombastischen Villa mit Kino und Schwimmhalle bis zur verlotterten Zweitzweizimmerwohnung im Stadtblock. Und die, die da wohnen und leben, sehen vor lauter Architektur keine Zuversicht mehr. Trostlose Wüsten, Schatullen für Geldwäscher, Zerstörer von Heimat. Ihr Ruf heißt: ‚Ein Zweitwohnungsstopp rettet die Alpen‘. Als Forscher seiner Generation ist Max ein in der Wolle gefärbter Dialektiker und hat also Freude, wie gegenläufig die Ansprüche an das Wort „Architektur“ sind.

Unser Wandersmann ist vergnügt: So viel kluge und grundlegende Rettungsgedanken und erst gut fünf Stunden unterwegs scheinen ihm das Geld wert, das die Davoser ihm ausgesetzt haben. Er biegt ein nach Filisur, grüsst das schöne Gemeindehaus, mit dem Robert Obrist nicht die Alpen, aber doch die



Ehre der zeitgenössischen Gemeindehäuser gerettet hat, und steigt auf dem schön hergerichteten Bahnhof in den Zug. Neben ihm zwitschert ganz aufgeregt eine Gruppe Japanerinnen, denn ihr Reiseleiter verspricht: „And soon comes the Landwasser-Bridge. Very famous. Heidi was here too. Take a picture.“ Wie wild fotografieren die Japanerinnen aus dem Fenster, und der Lokomotivführer bremst seinen Zug ab. Max gibt einer Japanerin einen Schluck Enzian, weil sie den erhebenden Blick auf das Wahrzeichen nicht ertragen kann.

Max überlässt die Japanerinnen Graubündens Schönheit und schreibt in sein grünes Heft: „Bald werden wir in Thuisis sein. Dort ist ein weiteres Kapitel der Landschaftsfahrt als Gesamtkunstwerk der Alpenrettung zu betrachten. In der Viamala-Schlucht wird in gleichem Sinn wie von der Albulabahn eine architektonische Geschichte erzählt, auch 1:1 und Freiluft. Mit Wegen über die Brücken des Ingenieurs Jürg Conzett, mit bald einem kleinen Ess- und Rasthaus der Architekten Bearth, Deplazes und Ladner - eine Landschaft wird inszeniert, die wie wenige der Alpen Kunstgeschichte geschrieben hat. Und dieser geheimnisvolle Ort, dieses Reservoir für Geschichten, Freuden, Bewegungen und ein gutes ökonomisches Fortkommen zeigt zugleich mit den filigranen Brücken und der meisterhaft in die Landschaft eingelassenen Wegführung der Autostrasse die alte Zwiespältigkeit: In den Alpen bauen heißt sie zerstören, und doch sind die Plastiken der Betonzeit teils unerhört schöne Bauten. In die Wildnis gewuchtet für den Autoverkehr.“

Max tadelt sich. „Du bist politisch unkorrekt. Tausende Automobilisten sorgen für Krach und Gestank auf diesen schönen Plastiken, ihr Rettungswert ist zweifelhaft, entlang den prächtigen Autobahnen im Kanton Uri oder der Leventina stiften sie Ödland, keine Gebiete der Zuversicht - ob es dem Schams, dem Rheinwald oder dem Misox mit einer kurvenreichen Kantonstrasse, die beim ersten Schnee zur Sackgasse wird, nicht besser ginge, oder gar mit einer kleinen Eisenbahn?“

### **Architektur braucht gute Bauherren und gute Architekten. Auch Alpenrettungs-Architektur**

Max hatte vor, in Thuisis zu nächtigen, aber der Ort verschreckt ihn. Hier konnte Architektur nicht einmal den Ort retten, wie sollte sie denn erst die Alpen retten können? Bauherren und Architekten haben dem Bahnhof und seiner Umgebung rohe Gewalt angetan. Über der trostlosen PostautoHöhle haben sie eine Wand in die Höhe gewuchtet zu einer trostlosen Hauptstrasse, an deren Ende eine großtuerisch trostlose Glanz-Migros<sup>47</sup> steht.

Ab und zu ist es ganz einfach: Architektur braucht gute Bauherren und gute Architekten. Auch Alpenrettungs-Architektur. Die haben eine Idee, besser noch eine Leidenschaft, Boden und Geld. Und aus nichts wird etwas. In der Stadt, auf dem Land, in den Alpen - nicht in Thuisis' Zentrum. Dieser Ort könnte dem positiven Schwung seiner Forschungsanlage schaden, und also springt Max ins Postauto, das ihn bis zum obersten Dörflein des Heinzenbergs mitnimmt.

Es ist schon spät. Zimmer gibt es keins. Er wickelt sich in einer Mulde über dem Dorf in seine Wolldecke. Von hier aus hat er einen weiten Blick ins Gebirge, mächtig stehen die Felsmocken da, samtig schimmern die grünen, steilen Bergwiesen im letzten Abendrot - von Architektur ist weit und breit

47. Glanz-Migro = ein mit Glanz versehenes Gebäude einer beliebten Schweizer Supermarkt-Kette

nichts zu sehen, und gerettet werden müssen diese schwarzgraubraun schimmernden Massive nicht. Zuletzt von Architekten. Max könnte nun also umkehren. Nie in seinem Forscherleben war ihm eine Erkenntnis so einfach gefallen. Rettet Architektur die Alpen? Dass ich nicht lache. Doch statt zurück würde er, wie als Forscher gewohnt, nach vorne schreiten. Doch zuerst schief er tief und fest unter dem Himmel voller Sterne.

Früh am andern Tag geht es stotzig abwärts nach Safien Platz, wo er im Rathaus zum Frühstück einkehrt. Ein künstlicher Ton summt und sirrt in der Luft.

### **Die streng serielle Musik kommt vom Kraftwerk am Dorfrand. Er trinkt Kaffee und schreibt in sein grünes Heft: Das Wasser...**

„Das Wasser. Seine Geschichte ist ebenso glorreich wie seine Zuversicht, und vielfach ist Wasser Architektur geworden in den Alpen. Als Bad vielerorts, heute noch in Vals oder Scuol, als Wasserverbauung überall, und immer mehr, je schneller das Klima sich wandelt, als Abfüllhalle in Rhäzüns und Vals. Mich aber begleitet die leise Technomusik aus einer der schönsten Kapellen der Stromwasserwirtschaft zum Frühstück: das leise Surren der Turbinen und Transformatoren aus dem Maschinenhaus von Daniel Dunkel, einem Schmuckstück der Betonmoderne aus den Fünfzigerjahren. Dieses Kraftwerkshaus, keck neben die Kirche gestellt, ist kein geglücktes Einzelstück, sondern Teil eines umfassend gestalteten Systems aus Seen, Mauern, Stollen, Ausgleichsbecken, Kanälen, Haupt und Nebenwerken, Transformatorenfeldern und filigranen Masten, tollkühn auf Anhöhen gestellt. Alles gebaut, damit Strom vom Rand ins Zentrum kann. Architektur mit meisterhaftem Anspruch - keine Ausbeutung der Alpen fand eine derart glanzvolle Form wie die des Wasserstroms. Und brachte die Wucht der neuen Zeit so unbarmherzig ins Gebirge. Ich schaue auf die kümmerlichen Reste der Rabiusa . ‚Restwasser im Bach? Das schadet dem Fortschritt und der Heimat.‘ Nicht einmal die Kirchen waren je so arrogant mit ihren Türmen wie das Maschinenhaus, dessen Form und elegante Details so städtisch fremd sind, dass die Zinslis, Hungers und Buchlis am Tag der offenen Türe 1957 wohl reihenweise in Ohnmacht fielen. Da gibt es kein Schrägdach und kein gemauertes Grundgeschoss, sondern Beton pur, gedacht und gemacht am Rand der Welt in schöner Manier. Und heutzutage hat die Arroganz ein neues Vorzeichen - der Profit, den die Gesellschaften in den Metropolen aus dem Alpenstrom einstreichen, ist seit 1996 um 300 Prozent gestiegen, und der Wasserzins kroch nicht einmal mit der Teuerung. Doch ohne strenge Restwasserregel muss ... »

Da sitzen Maria und Felix Hunger zu Max Bär. Er legt den Bleistift aus der Hand. Man spricht vom Wetter und vom Holz, dessen Könner Felix ist. Und von der Kunst und dem sanften Tourismus, dessen unermüdliche Förderin Maria heißt. Man redet also ein Stündchen, dann muss Max weiter, und Felix sagt: «Säg dena ds Tava, schi söllend den alli gä Safia cho am 8. und 9. September. Miar heind dr Denkmaltag zum Holz im Tal, ds einziga ds Graubünda, ma cha d Stromkapella psuacha, ünscha Forschtwärrchhof, alles über Holz lärne mit miar und anadära, übers ds Schindla macha und wie wiar mit Architektur d Alpä rettend. Au a Musig schpilt.»

### **Vals oder Valendas? Das ist die Frage. Vals wäre wohl der beste Ort für Maxens Forschung, denn Architektur rettet hier täglich die Alpen:**

Hunderte Badende im Bad und Dutzende Gäste im Hotel Terme. Ohne Saisonkeule. Architektur gewordene Idee in reiner Form. Und jetzt setzen sie noch eins drauf mit einem neuen Hotel, ebenfalls von Peter Zumthor. Schon jetzt müsse ein Zimmer reservieren, wer 2011 im Turm nächtigen wolle, rät Maja Berni an der Rezeption. Aber Vals kennen alle und statt über den Tömulpass zu schnaufen, sitzt Max ins Postauto und fährt über die schmale Strasse talauswärts. In Valendas will er für seine Arbeit das Türelhus besuchen. Ein altes, verkommenes Patrizierhaus, das renoviert Teil der Stiftung „Ferien im Baudenkmal“ werden wird. Wie Perlen reiht der Heimatschutz quer durch die Alpen renovierte alte Häuser, die er als weitverzweigtes, dezentrales Hotel führen wird. Schlafen in alten Himmelbetten, tafeln in Räumen mit sorgsam renoviertem, barockem Täfer und nicht im Traum daran denken, eine eigene Zweitwohnung sich ans Bein zu binden. Und Max sagt unvermittelt zum Chauffeur: „Und damit das gut klappt, musst du dieses Jahr viele Schoggitaler kaufen. Sie finanzieren die Stiftung mit.“ Mikail Belusow, der Chauffeur, verpasst vor Schreck fast den Rank.

### **Nicht Architektur, sondern Menschen retten die Alpen.... so ist es eine gute Zuversicht, wenn Mikail, Miroslava, Bledij und Libusche einheimisch werden**

Max fragt ihn, woher er denn komme, neugierig wegen des für die Gegend der Zinslis und Hungers ungewohnten Namens. Aus der Ukraine. Die Liebe und die wirtschaftliche Not. Zwischenstation Marburg als Ingenieurstudent, jetzt Postautochauffeur in der Surselva. Die zwei plaudern munter drauflos, Mikail kennt auch schon den Schweizer Postautofahrergruss - die Hand am Steuer lassen, nur den Zeigefinger aufrichten -, und die knorrigen Bäuerlein am Wegrand erwidern den Gruß. Er gehört dazu und Max Bär denkt ketzerisch: „Nicht Architektur, sondern Menschen retten die Alpen. Und wenn die Zinslisöhne ins Unterland wegwandern, so ist es eine gute Zuversicht, wenn Mikail, Miroslava, Bledij und Libusche einheimisch werden.“

Und er fragt: „Heimweh?“ „Gewiss, aber ich bin glücklich. Ich bleibe. Bei uns ist alles Brache, hier blüht es.“ Unser Forscher ist froh, wie der Postautochauffeur die Verhältnisse klärt. Man kann das Spektakel, das die aufgeregten Schweizretter des Zinktäns Avenir Suisse machen, getrost beiseitelassen. Lassen wir ihnen die Hoffnung, dass ihre Schweiz genese, wenn das Zentrum seine Ränder abschneidet! Die Weltprobleme sind an einem andern Ort. Und man kann schmunzeln über das Postulat der Architekten des ETH-Studios Basel, die Alpen als Resorts absacken oder als alpine Brachen einschläfern zu lassen. Gönnen wir ihnen ihren Glauben. Wenn sie Brachen haben wollen, sollen sie einmal nach Moldawien oder nach Schlesien reisen.

Da und dort sieht Max vom Postauto aus einen Stall, nicht mehr gebraucht und dennoch so in Stand gesetzt, damit er nicht zerfällt. „Diese Bauten sind Teil des Architekturvorhabens ‚Safier Ställe‘, ein Rettungsversuch“, erklärt Mikail. Eine weitverzweigte Gruppe Sorge dafür, dass diese Zeugen der Landschaftsgeschichte erhalten bleiben. Sie bauen ein Dach auf sie. Mit Schindeln. Am letzten Samstag habe er in einem Kurs in Safien gelernt, sie zu spalten. Max holt sein grünes Heft aus dem Rucksack, legt es auf die Knie und schreibt für seine Auftraggeber:

„Warum diese Aufregung? Warum plötzlich diese Rettungslust und diese Untergangsgesänge? Das Auf und Ab ist nicht neu. Über Hunderte Jahre formten die Menschen die Natur um, drängten sich vor, und sie wucherte zurück. Dass Gegenden verlassen werden, ist weder eine Einsicht noch eine erschütternde Zuversicht. Wie Landschaft und Architektur mit Gesellschaft zu tun haben und nicht allein ökonomisches Kalkül sind, zeigen die ‚Safier Ställe‘ beispielhaft. Sie kennen die alte Baumeisterweisheit, dass ein Haus stehen bleibt, solange es ein Dach hat. Bedächtig wird in Safien ein nicht mehr gebrauchter Stall nach dem andern geflickt. Weder fürs Heu noch die Kuh noch den Zweitwohner. Sondern zwecklos schön.“ Das Safiental ist weit, Mikails Postauto nimmt Kurve um Kurve. Maxens Augen fallen zu, sein Atem ist tief, er ist - das Heft mit seiner letzten Notiz offen auf den Knien - eingeschlafen.

---

### Köbi Gantenbein



... ist Chefredaktor der Zeitschrift *Hochparterre* sowie Buchautor und -herausgeber. Gantenbein ist Bühnlersohn und aufgewachsen in Malans im Kanton Graubünden. Er hat bei der Bündner Zeitung *Journalist* gelernt, Soziologie an der Universität Zürich studiert und sein Studium mit einer Arbeit über die Grafik des Tourismus im Kanton Graubünden abgeschlossen. Er hat touristische Praxis als Gärtner, Golfcaddy, Skilehrer, Speisewagenkellner und Bademeister. Nach dem Studium arbeitete er als Wissenschaftler für den Schweizerischen Nationalfonds, daneben seit Studienbeginn als Reporter bei Schweizer Radio DRS. Während 15 Jahren war er Lehrer an der Schule für Gestaltung (heute Zürcher Hochschule der Künste). Seit 1988 „baut“ er mit Benedikt Loderer und heute mit 14 Kolleginnen, fünf Kollegen und einer Lehrtochter an *Hochparterre*, einer schweizerischen Zeitschrift für Architektur und Design. Er schreibt auch als Gastautor in der Tageszeitung *Die Südostschweiz*. 2007 zeichnete ihn die Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete mit ihrem Preis aus für seine Beiträge zu Planung und Architektur in den Alpen. Er lebt in Zürich und Fläsch (Graubünden).

## Landwirtschaft und Migration: Über Arbeitsverhältnisse am Land, die Herausforderungen gewerk- schaftlicher Organisation und globale Bewegungsfreiheit.

*Dieter A. Behr*

*„Welche Landwirtschaft wollen wir, welche Beziehung zwischen Mensch und Natur, Gesellschaft und Landwirtschaft? Es geht um unsere Lebensgrundlagen.“ So ein Auszug der Klappentext des 2004 vom Europäischen BürgerInnenforum herausgebrachten Sammelbandes „Bittere Ernte – die moderne Sklaverei in der industriellen Landwirtschaft Europas“. Und tatsächlich: in unserem Engagement für die Rechte der LandarbeiterInnen Europas ging es uns stets um mehr als um Lohnerhöhungen und Kollektivverträge. Ein Rückblick auf 10 Jahre Kampagnenarbeit, Versuch einer Bestandsaufnahme und Visionen.*

### 1. Der Ausgangspunkt: El Ejido im Jahr 2000

Als im Februar 2000 in der Kleinstadt El Ejido im Süden Spaniens der Mob tagelang tausende marokkanische Landarbeiterinnen und Landarbeiter durch die Straßen hetzte, ihre Behausungen und Läden anzündete und Menschen mit dem Leben bedrohte, war die Bestürzung der europäischen Öffentlichkeit groß: Wie kann so etwas passieren, in einem Land der EU, am Beginn des 21. Jahrhunderts? Leider währte die Aufmerksamkeit der großen Tageszeitungen nicht lange. Nach den rassistischen Ausschreitungen, die fast eine Woche andauerten, kehrten die Medien und die internationalen politischen Institutionen zum Tagesgeschäft zurück.

Wie war es zu dem massenhaften Ausbruch von Gewalt gekommen? Auslöser war der Mord eines marokkanischen Immigranten an einer spanischen Frau. Die reaktionären politischen Kräfte nutzten die Gunst der Stunde und gossen Öl ins Feuer. Heute ist bekannt, dass die politischen Verantwortlichen aktiv an den Ausschreitungen beteiligt waren und dass die Polizei dem Vandalismus keinen Einhalt gebot.

Für die Betroffenen war nach diesen Ereignissen eine Rückkehr zur „Normalität“ nicht so leicht möglich. Viele waren um ihr Hab und Gut gebracht worden. Ein beträchtlicher Teil von ihnen lebte bereits seit Jahren im Süden der Iberischen Halbinsel. Ein spezieller Umstand einte die Menschen, die von den „autoctonos“, den SpanierInnen so brutal verfolgt wurden: Fast alle arbeiteten im industriellen Gemüsesektor der Region, im „mar del plástico“, dem Meer aus Plastik, das über 35.000 ha umfasst und sogar vom Mond aus sichtbar ist. Die Kleinstadt El Ejido, mitten im Plastikmeer gelegen, vor dem Plastikboom, der etwa 35 Jahre zurückliegt, ein kleines FischerInnenendorf, wurde zum Symbol einer Landwirtschaft, die aus sozialer und ökologischer Sicht vollkommen aus den Fugen geraten war.

In der Provinz Almería werden pro Jahr über 3 Mio. Tonnen Gemüse für den europäischen Markt produziert. In der Spitzenzeit, in den Monaten Dezember, Jänner und Februar, rollen täglich rund 1000 LKWs Richtung Verteilerzentren der Supermarktketten, sei es in Großbritannien, Deutschland, Frankreich oder Österreich. Die Gemüseproduktion, ein arbeitsintensives Geschäft, funktioniert nur

aufgrund der Verfügbarkeit von billigen Arbeitskräften, die oft illegalisiert, also ohne Papiere in Spanien leben.

Die Verbände landwirtschaftlicher Betriebe gingen ab dem Jahr 2002 auch dazu über, Saisoniers aktiv anzuwerben – oftmals Frauen aus Osteuropa und Marokko. Das erhöhte den Druck auf den prekären Arbeitsmarkt der TagelöhnerInnen noch zusätzlich und führte zu schweren Konflikten zwischen den verschiedenen Gruppen von MigrantInnen.

Der Einsatz von Pestiziden in Almería ist enorm, vielfach wurden sogar Sondergenehmigungen für Spritzmittel erwirkt, die in der EU bereits längst verboten sind. Almería's Wirtschaft hängt einfach zu stark von der industriellen Gemüseproduktion und der Plastikindustrie ab. Von den politischen Verantwortlichen bis hin zu den großen sozialdemokratischen Gewerkschaften tragen alle diesen Konsens, diesen „Mantel des Schweigens“ mit.

Und dennoch: Die xenophoben Angriffe und der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse konnten zu keinem Zeitpunkt den Eigenwillen und den Widerstand der Arbeiter und Arbeiterinnen brechen, die den Reichtum der Region Almería seit Jahrzehnten erwirtschaften: Die Mujeres Progresistas, die Vereinigung fortschrittlicher Frauen, kämpfte bereits Jahre vor den Ausschreitungen vom Jahr 2000 gegen die Diskriminierung von migrantischen Arbeiterinnen. Ihr Büro wurde vom Mob gestürmt und die Einrichtung zerstört. Von der Gemeindeverwaltung folgten Einschüchterungen und Schikanen. Ein Jahr noch bestand die Vereinigung, dann kapitulierte sie vor den Verhältnissen. Die aktiven Frauen verließen die Region. Die Basisgewerkschaft SOC richtete nach den Ereignissen vom Februar 2000 eine Sektion in Almería ein, ein Marokkaner und ein Senegalese – beide hatten jahrelang selbst in den Gewächshäusern geschuftet - starteten eine direkte und praktische Form der Gewerkschaftsarbeit, die bis heute andauert.

Zurück zum Februar 2000: Einige wollten der Logik der großen Tageszeitungen nicht folgen und beschlossen, die Situation in Almería genauer zu untersuchen. Dazu zählte das Europäische BürgerInnenforum (EBF), ein Netzwerk von AktivistInnen aus Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Österreich<sup>48</sup>. Das Forum Civique Europeen, wie es auf französisch heißt, ist stark in ländlichen Regionen verankert und befasste sich seit seiner Gründung 1991 v.a. mit den Themen ländliche Entwicklung, Migration und Arbeitsbedingungen am Land. Die AktivistInnen des EBF, viele davon Bäuerinnen und Bauern, andere MitarbeiterInnen an Universitäten oder JournalistInnen, arbeiten ehrenamtlich. Ihre Aktivitäten sind Teil der neuen sozialen Bewegungen, die seit den Protesten gegen den WTO-Gipfel 1999 in Seattle auf die weltpolitische Bühne traten. Ihr Anliegen war es von Beginn an, gegen die Verwerfungen der neoliberalen Globalisierung und der schocktherapeutisch erfolgten Durchsetzung profitorientierter Wirtschaftssysteme v.a. in Ländern Osteuropas anzutreten. Dieses sollte „von unten“, „d'en bas“, also in direktem Austausch von Basisinitiativen und Grassroot-Gruppen – v.a. aus ländlichen Regionen - stattfinden. Alternative Genossenschaftsmodelle und solidarisches Wirtschaften ohne rassistische Barrieren waren von Beginn an politische Fluchtpunkte und sollten grenzüberschreitend miteinander vernetzt werden. Aber auch Solidaritätskampagnen mit Flüchtlingen und linken Basisgewerkschaften standen auf der Agenda des EBF.

---

48. Für nähere Infos (auf deutsch und französisch) siehe <http://www.forumcivique.org/>

Nach den brutalen Ausschreitungen in El Ejido wurde rasch eine internationale Delegation zusammengestellt, die nach Almería reisen und einen Bericht über die Ereignisse anfertigen sollte.<sup>49</sup> Dabei sollten vor allem die Betroffenen selbst zu Wort kommen und die Strategien des Widerstands dokumentiert werden, die gegen die rassistische Gewalt und die seit Jahrzehnten andauernde Ausbeutung entwickelt worden waren. Gute Kontakte zur SOC und den Mujeres Progresistas bestanden bereits. Das allgemeine Verhältnis zwischen landwirtschaftlicher Produktion und Arbeitsmigration sollte beschrieben und in einen kapitalismuskritischen Kontext gesetzt werden. So erschien einige Monate später in drei Sprachen – spanisch, französisch, deutsch – das Buch „z.B. El Ejido – Anatomie eines Programs“ (EBF, 2000).<sup>50</sup>

## 2. Neue Fragen

Dort, wo wie in Almería Landwirtschaft und Migration zusammentreffen, verdichten sich globale Ungleichheitsverhältnisse und soziale Antagonismen. Was bezüglich lateinamerikanischen Plantagenmultis à la Chiquita spätestens seit der Trikont-Solidaritätsbewegung<sup>51</sup> der 1970er und 1980er Jahre bekannt war, schien mit den rassistischen Ausschreitungen in El Ejido im Jahr 2000 auch in Europa angekommen zu sein. Nun konnte auch das bürgerliche Feuilleton nicht mehr darüber hinwegsehen, dass die europäische Landwirtschaft in manchen Sektoren darauf beruht, LandarbeiterInnen systematisch schwerer bis tödlicher Gesundheitsgefährdung durch Pestizideinsatz auszusetzen und sie in Barackensiedlungen unterzubringen. Es konnte nicht mehr ignoriert werden, dass die GewerkschafterInnen, die sie vertreten, Verfolgung und Kriminalisierung ausgesetzt sind. Nun war es nicht mehr nur die United Fruit Company, die sich dem Vorwurf ausgesetzt sah, massive Menschenrechtsverletzungen zu begehen, sei es in Guatemala, Nicaragua oder Honduras, sondern – zumindest indirekt – auch die Einkäufer von industriellem Gemüse und Obst in Europa, bis hin zu den Supermarktketten und Großverteilern.

Wir standen zum Beginn unserer Arbeit vor großen Herausforderungen und Fragen. Die Probleme in Almería lagen auf der Hand – Rassismus, schlimmste Ausbeutung und Verletzung von Arbeitsrechten sowie Umweltzerstörung. Schwerer zu beantworten war allerdings die Frage, wie es zu diesen verheerenden Zuständen gekommen war und welche Perspektiven und Möglichkeiten es gab, um das soziale und ökologische Desaster zu überwinden. Ebenso beschäftigten uns folgende Fragestellungen: Unter welchen Bedingungen verlassen die MigrantInnen ihre Länder? Was sind ihre Probleme, Wünsche und

49. Mittlerweile wurden über 10 internationale Delegationsreisen nach Almería organisiert. Das EBF hat v.a. in den Jahren 2005 und 2006 eine intensive Spendenkampagne zum Aufbau von sozialen Zentren der SOC betrieben. Zwei solcher Zentren konnten eröffnet werden. Sie dienen den LandarbeiterInnen als Treffpunkt, Schutzraum und Ort der Selbstorganisation. Das EBF plant zum 10. Jahrestag der Ausschreitungen von El Ejido im Februar 2010 eine Delegationsreise nach Andalusien und Marokko.

50. Im Laufe der Jahre wurden zahlreiche Broschüren und Artikel veröffentlicht (EBF 2004, EBF, NoLager Bremen 2008). Außerdem haben die Reportagen von Fabrizio Gatti und Corinna Milborn sowie die Filme von Erwin Wagenhofer oder Manfred Geyerhalter enorm geholfen, die Verhältnisse ans Tageslicht zu bringen, die die europäische Öffentlichkeit lange Zeit ignoriert hat.

51. Mit Trikont (drei Kontinente) werden aus antikolonialer Perspektive die Kontinente Asien, Lateinamerika und Afrika bezeichnet (siehe [de.wikipedia.org/trikont](http://de.wikipedia.org/trikont))

Träume? Stellt die Migration einen Akt der Emanzipation von einengenden, patriarchalen Strukturen dar? Ist das „mobile Proletariat“, ob auf den Feldern, auf den Baustellen oder in den Sweatshops, Trägerin eines neuen Zyklus an Arbeitskämpfen, die mit wilden Streiks und den Erfahrungen der Selbstorganisation über die überkommenen Formen des Korporatismus hinausweisen kann?

Wir untersuchten die Genese des „Plastikmeers“. Ebenso begannen wir uns mit den Hintergründen der Migration nach Almería zu beschäftigen. Dabei stießen wir wieder auf das Thema Landwirtschaft – diesmal in den Herkunftsländern der MigrantInnen. Viele LandarbeiterInnen in Almería kommen aus vorwiegend agrarisch geprägten Gesellschaften. Somit war es nahe liegend, sich mit der gegenwärtigen Lage bäuerlicher Produktionsweisen in den Ländern des Maghreb, Westafrika oder Osteuropa zu beschäftigen.



In der Provinz Almería organisieren sich migrantische ArbeiterInnen gegen Rassismus, Sexismus und Ausbeutung. Dem Aufruf der Gewerkschaft SOC zu einer 1. Mai- Demonstration in der Kleinstadt Roquetas del Mar, die von Plastikgewächshäusern umgeben ist, kamen mehrere hundert Personen. Für eine Provinzkleinstadt im Süden Andalusiens ein nie dagewesenes Ereignis.

Fotos: Lisa Bolyos

### 3. Das komplexe Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Migration – ein historischer Rückblick: das Beispiel Irland

Als in Irland Mitte des 19. Jahrhunderts die Große Hungersnot ausbrach, verließen in den zehn Jahren von 1845 bis 1855 schätzungsweise zwei Millionen Irinnen und Iren das Land. Ungefähr drei Viertel von ihnen wanderten nach Nordamerika aus, die restlichen 25 Prozent gingen nach Großbritannien und Australien. Schätzungsweise eine halbe bis eine Million Menschen kostete die Hungersnot das Leben.

Manche Großgrundbesitzer förderten und finanzierten die Ausreise ihrer PächterInnen, aus der Überlegung heraus, dass es günstiger käme, einmalig eine Überfahrt zu bezahlen als längerfristig für den Unterhalt in einem Armenhaus aufkommen zu müssen. Es gab Jugendliche, die kleine Straftaten begingen, um in Sträflingskolonien wie Australien deportiert zu werden, wo sie zwar unfrei sein würden, aber immerhin zu essen erhielten.

Auch nach der Hungersnot hielt die Auswanderung aus Irland an - bis um 1900 verließen jedes Jahr Zehntausende das Land. Die Bevölkerungszahl Irlands erreichte nie mehr den Stand vor der Hungers-



not. 1901 wurde der Tiefpunkt mit 3.500.000 EinwohnerInnen erreicht, seitdem stieg die Bevölkerungszahl von Irland wieder an.

Wie war es zu der Hungersnot gekommen? Irland stand seit 1541 unter englischer Herrschaft, der Boden in Irland gehörte den so genannten „Plantations“, englischen Großgrundbesitzern. Die irischen Bauern und Bäuerinnen bearbeiteten als PächterInnen das Land, bauten darauf Getreide und Kartoffeln an und hielten kleine Mengen Vieh. Getreide und tierische Produkte dienten zur Pachtzahlung an die Großgrundbesitzer und wurden nach England verfrachtet, wohingegen die Kartoffeln, welche einfach und billig anzubauen waren, das Grundnahrungsmittel der armen irischen Bevölkerung waren.

Irland war für das große britische Empire zu jener Zeit also eine Extraktionsökonomie, wie sie im Buche steht. Die Subsistenzproduktion der Bauern und Bäuerinnen, die über 70 Prozent der arbeitenden Bevölkerung ausmachten, war im Wesentlichen auf eine einzige Kultur geschrumpft, was sie gegenüber Naturkatastrophen und Krankheiten besonders anfällig machte<sup>52</sup>.

Die Hungersnot veränderte Irland nachhaltig. Gleichzeitig blieb das Land peripherisiert und arm, die Auswanderung dauerte an. Karl Marx notierte im Jahr 1867 zur „Irischen Frage“ fragmentarisch: *„Die Umwälzung des alten Agrikultursystems erst natürliche Folge der brachliegenden Felder. Fliehende Menschen. (Die Familien legten zusammen, um die Jüngsten und Wagemutigsten hinauszuschicken.) Daher natürlich Zusammenwerfung der kleinen Pachten und Verdrängung von Ackerbau durch Viehweiden. (...) Eine der unmittelbaren Folgen der irischen Katastrophe war die Abschaffung der Korngesetze. Damit verlor das irische Getreide sein Monopol des englischen Markts in gewöhnlichen Jahren. Fallen der Getreidepreise. Unmöglichkeit, die Renten zu zahlen. Gleichzeitig fortwährendes Steigen in den letzten 20 Jahren der Fleischpreise, Wolle und anderer tierischer Produkte. Ungeheurer Aufschwung der Wollindustrie in England“* ([http://www.mlwerke.de/me/me16/me16\\_445.htm](http://www.mlwerke.de/me/me16/me16_445.htm)).

Das irische Beispiel zeigt auf tragische und eindruckliche Art und Weise das Schicksal weiter Teile ländlicher Bevölkerung, die angesichts einer erbarmungslosen Naturkatastrophe, der Kartoffelfäule, aber auch Missständen mit klar benennbaren politischen Ursachen, fliehen. Die Getreide- und Tierproduktion sowie die Wollindustrie waren die „Cash Crops“ der damaligen Zeit. Im Gegensatz zu Hungerflüchtlingen heute stand den Irinnen und Iren jedoch die legale, ja so gar protegierte und aktiv geförderte Option der Auswanderung offen, zumindest solange der Hunger nicht jegliche Möglichkeit zur eigenmächtigen Gestaltung des Lebens zerstört hatte.

Eine Vielzahl anderer Länder Europas verzeichnete zu jener Zeit ebenfalls massive Abwanderungstendenzen aus der Landwirtschaft, wobei ein Gutteil der freigesetzten Bauern und Bäuerinnen in den boomenden Industriestädten Arbeit fand.

Europa blieb dennoch bis in die 1950er Jahre agrarisch geprägt: Noch am Vorabend des zweiten Weltkriegs waren Großbritannien und Belgien die einzigen beiden Industrieländer, in denen weniger als 20 Prozent der EinwohnerInnen mit Landwirtschaft bzw. Fischerei zu tun hatten. Erst im Zeitalter des Spätfordismus wurde die Zahl der Bauern und Bäuerinnen zumindest in westeuropäischen Gesellschaften auf unter 10 Prozent der Erwerbspersonen dezimiert.

52. Siehe dazu auch Beitrag von Josef Hoppichler in diesem Band

#### 4. Zerstörung der Landwirtschaft in Ländern des Trikont: Weder Arbeit in boomenden Industrien noch Exit-Option nach Übersee

Und dennoch: Nach wie vor leben im weltweiten Maßstab knapp die Hälfte der erwerbstätigen Bevölkerung (je nach Zählung 1,3 bis 1,7 Milliarden Menschen) ganz oder teilweise von der Landwirtschaft – die große Mehrheit davon im subsaharischen Afrika, auf dem indischen Subkontinent, in Südostasien (Indonesien etc.) und Ostasien (China etc.).<sup>53</sup>

Aus diesem Grund wäre es fahrlässig und schlichtweg eurozentristisch, Landwirtschaft im 21. Jahrhundert als Randphänomen ökonomischer Realität abzustempeln. Gleichzeitig ist die Entwicklung landwirtschaftlicher Produktion stets eng verzahnt mit den Dynamiken von Flucht und Migration. Das Anwachsen der Slum Cities in Ländern des globalen Südens ist nur ein Indiz für diesen Zusammenhang.

Gregor Samsa nennt in seinen Thesen zu „globale Landwirtschaft, Migration & Mega-Cities“, die im Sammelband „Peripherie & Plastikmeer“ (EBF, NoLager Bremen, 2008) erschienen, eine Reihe von Ursachen für die fortwährende Zerschlagung bäuerlicher Lebensgrundlagen in den letzten Jahrzehnten: Die Strukturanpassungsprogramme des IWF seit den frühen 1980er Jahren, der Abbau der Zölle für landwirtschaftliche Produkte, forciert durch die WTO, die Vormachtstellung transnationaler Konzerne in der Agrar-Wertschöpfungskette<sup>54</sup>, die gezielte Ausweitung der auf Großplantagen betriebenen Exportproduktion – einschließlich der Produktion von Agrartreibstoffen - sowie der fehlende Zugang zu (unbelastetem) Wasser, nicht selten verursacht durch Privatisierungen.

An dieser Aufzählung wäre wichtig zu ergänzen, dass die zunehmenden Folgen des Klimawandels beträchtliche Auswirkungen auf die landwirtschaftliche Produktion haben werden und sich bereits

---

53. Dabei sollte beachtet werden, dass es sich in seltensten Fällen um reine Subsistenzproduktion handelt, vielmehr bestreiten immer mehr Familien im globalen Süden ihr Einkommen aus einem Mix kleinbäuerlicher Produktion einerseits sowie selbstständiger bzw. lohnabhängiger Beschäftigung im nicht-agrarischen Bereich andererseits. Viele Arbeitsverhältnisse fallen in den informellen Sektor und sind in diesem Sinn keine Beschäftigungsverhältnisse nördlichen Zuschnitts. Oft können sich Familien über Wasser halten, indem sie auf „remittances“, also Rücküberweisungen von Familienmitgliedern, die außerhalb des Landes arbeiten, zählen.

54. Bei Lebensmitteln sind es weltweit nur noch dreißig Supermarkt-Ketten, welche ein Drittel des gesamten Handels abwickeln! Diese Tatsache ist schwerwiegender, als sie auf den ersten Blick vermuten lässt: Supermarktketten und Discounter drücken die Agrarpreise nicht nur in denjenigen Ländern, in denen sie traditionell verankert sind. Durch ihre Expansion – ermöglicht u.a. durch den systematischen Abbau von Handelsbarrieren zu Beginn der 80er Jahre - üben sie mittlerweile beträchtlichen Druck auf die ProduzentInnen und lokalen Märkte peripherer Gesellschaften aus. Am augenscheinlichsten vollzieht sich diese Entwicklung in ehemals sehr agrarisch geprägten Gesellschaften der früheren Staaten des Warschauer Pakts wie Polen oder Rumänien, aber auch in Südostasien oder afrikanischen Staaten wie Kenia gewinnen Supermarktketten an Terrain. Die Verdrängungsprozesse betreffen nicht nur die landwirtschaftliche Produktion selbst sondern auch die Straßen- und Kleinmärkte, die in Ländern des globalen Südens für breite Teile der Bevölkerung Arbeitsplätze bereitstellen. In Vietnam beispielsweise ersetzt eine Arbeitskraft im Supermarkt 4 bis 5 StraßenhändlerInnen. Das stiftet nicht nur Verarmungsdynamiken, vielmehr kommt es dadurch auch zur Verödung ganzer Stadtteile oder Dörfer und somit zur Zerstörung von Nachbarschaftsnetzwerken – einschließlich des Wegfalls wohnortnaher Versorgungsmöglichkeiten.

heute bemerkbar machen. Darauf wird im Speziellen im Atlas der Globalisierung zum Schwerpunkt „Klimawandel“, herausgegeben von der Zeitung „Le Monde Diplomatique“, hingewiesen (2007).

Victor Nzuzi, kongolesischer Bauer und Aktivist im Migrationsnetzwerk „Manifeste Euro-Africain“, beschreibt eine Ursache der Verdrängung der Landwirtschaft, nämlich die Billigimporte von Grundnahrungsmitteln, anhand der Politik in der D.R. Kongo: *„Heute heißt es, man muss, anstatt lokale Produkte zu kaufen, Weißbrot kaufen, das mit importiertem Weizen hergestellt wurde. Die Konsequenz ist, dass diejenigen, die lokale Produkte herstellen, kein Einkommen mehr haben. Kurz gesagt, die Bauern und Bäuerinnen verlieren ihre Arbeit. Wenn man nun ein Kind aus einer bäuerlichen Familie fragt, ob es Landwirtschaft betreiben will, wird es antworten: „Was werde ich damit gewinnen? Ich ziehe es allemal vor, in die Stadt zu gehen“. Aber in der Stadt gibt es auch wenig Arbeit oder nur schlecht bezahlte Arbeit. Natürlich versuchen die Jungen da, anderswo hinzugehen, dort wo sie sich ein Leben aufbauen können. Die Migration ist also eine direkte Konsequenz der Zerstörung der Landwirtschaft“* (EBF, NoLager Bremen, 2008, S 45).

Im Gegensatz zum Beispiel Irland in der großen Hungersnot steht in der D.R. Kongo, einem riesigen, krisengeschüttelten Land, in dem aktuell 35 Prozent der Bevölkerung an Unterernährung leiden, weder der städtische Arbeitsplatz in der Industrie zur Verfügung noch ist die legale Auswanderung möglich. Gleiches gilt für viele andere Länder des globalen Südens.

Statt qualmenden Fabriksschloten und einem großen Bedarf an Arbeitskräften warten riesige Slum Cities.<sup>55</sup> Statt der Hoffnung versprechenden „neuen Welt“ sehen sich MigrantInnen heute mit der Grenzschutzagentur FRONTEX<sup>56</sup> sowie mit rassistischen Asylgesetzen konfrontiert.

Dem weißen Proletariat und Subproletariat Europas war es möglich, zu reisen. Millionen Menschen konnten – war das Geld für eine Überfahrt gespart – die überfüllten Elendsviertel von London, Berlin oder Wien oder aber verarmte ländliche Regionen zurücklassen, um zu neuen Ufern aufzubrechen, ihre Träume zu verwirklichen oder der blanken Not zu entfliehen. Hätte diese „Exit-Option“ gefehlt, wäre es wohl in Europa zu jener Zeit zu ähnlichen sozialen Verwerfungen gekommen wie sie heute von Kinshasa, Kairo oder Mexiko City bekannt sind (vgl. Davis, 2007).

55. Prominente Ausnahme ist wahrscheinlich China, dessen boomende Industrie in den Küstenregionen Millionen WanderarbeiterInnen aus bäuerlich geprägten Provinzen aufnimmt. China gilt damit auch zurecht als Werkbank der Welt. Vor optimistischen Einschätzungen dieser Entwicklung ist allerdings gefeiert, wer die arbeitsrechtliche Situation in den Industriestädten Chinas näher betrachtet. Parallel dazu gibt die Umweltzerstörung, verursacht durch Chinas Industrie, genügend Grund zur Sorge.

56. FRONTEX ist die Abkürzung des französischen „*frontières extérieures*“. Die Agentur wurde 2004 gegründet und sichert im Auftrag der EU die Außengrenzen der Union. Laut eigener Darstellung koordiniert FRONTEX *„die operative Zusammenarbeit der Mitgliedstaaten im Bereich des Schutzes der Außengrenzen, unterstützt die Mitgliedstaaten bei der Ausbildung von nationalen Grenzschutzbeamten und legt unter anderem gemeinsame Ausbildungsnormen fest, erstellt Risikoanalysen, verfolgt die Entwicklungen der für die Kontrolle und Überwachung der Außengrenzen relevanten Forschung, unterstützt die Mitgliedstaaten in Situationen, die eine verstärkte technische und operative Unterstützung an den Außengrenzen erfordern, und leistet die erforderliche Unterstützung für die Organisation gemeinsamer Rückführungsaktionen der Mitgliedstaaten.“* (vgl. [http://europa.eu/agencies/community\\_agencies/frontex/index\\_de.htm](http://europa.eu/agencies/community_agencies/frontex/index_de.htm))

Gleichzeitig wurde die europäische ArbeiterInnenklasse auf historisch einzigartige Weise geschichtsmächtig. Sie wurde, mit den Worten von Marx, von einer „Klasse an sich“, zu einer „Klasse für sich“. Ihr gelang es auch, wesentliche Verbesserungen für die arbeitende Bevölkerung durchzusetzen, bzw. Verschlechterungen immer wieder abzufedern. In vielen Ländern des Trikonts konnte sich – mit Ausnahme der Befreiungsbewegungen der 1960er und 1970er Jahre – solch eine Perspektive nie nachhaltig durchsetzen. Am augenscheinlichsten ist dieses Defizit nach wie vor auf dem afrikanischen Kontinent. 'Auswandern!', das erscheint zahllosen jungen Menschen als einzige Alternative.

Zu den Opfern der Festung Europa, die von Westafrika starten, meint die senegalesische Aktivistin Madjiguène Cissé: *„Diese Sache macht mir großen Kummer. Die Männer und Frauen, die weggehen, sind meist sehr jung – zwischen 20 und 25 Jahre, die jüngsten unter ihnen sind nicht älter als 12! Unlängst habe ich mit einer Frau gesprochen, die in Senegal nahe der Küste wohnt. Sie erzählte, dass innerhalb kurzer Zeit 24 junge Leute aus ihrem Dorf beim Versuch der Überfahrt gestorben sind! Wenn man sich das Risiko vor Augen führt, das diese Leute eingehen, wenn sie in die kleinen Boote steigen, müsste man meinen, sie seien verrückt. Aber in Wirklichkeit sind diese jungen Leute keineswegs verrückt – im Gegenteil, sie haben sehr viel Hoffnung. Sie wollen leben und dafür nehmen sie alles in Kauf. Warum? Weil alle anderen Türen nach Europa geschlossen wurden. Bis zum Jahr 2005 versuchten viele, über den Landweg zu kommen, über die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla. Spanien und Marokko haben jedoch in einer gemeinsamen Aktion diese Grenze endgültig versperrt. Bleibt also nur noch das Meer. Die Leute werfen sich nicht einfach so in die Fluten“* (vgl. Interview in Augustin; Behr 2008)

Cissé, die auch in deutschsprachigen Ländern mit ihrem Buch „Papiere für alle“ (Assoziation A) bekannt geworden ist, leitet in Senegals Hauptstadt Dakar die Organisation REFDAF – *„Netzwerk von Frauen für nachhaltige Entwicklung in Afrika“*. Die Aktivistin nahm als Schülerin an der 68er Bewegung teil, die in Dakar besonders stark war, ging zum Studieren nach Deutschland und war lange Zeit Sprecherin der „Sans Papiers“, der Papierlosen in Frankreich. Vor acht Jahren ging sie zurück nach Dakar und gründete REFDAF. *„Autonomie ist eines der obersten Ziele und Prinzipien unserer Organisation. Ich beziehe meine Erfahrung aus dem Kampf der Illegalisierten in Frankreich. Es gibt eine Menge Organisationen, die sagen: 'Verlangt nicht zu viel, ihr werdet den Kampf um die öffentliche Meinung nicht gewinnen und die Leute werden euren Forderungen kein Verständnis einräumen!' Dann müssen die Frauen die Stimme erheben und sagen: 'Wir werden für uns selbst sprechen, dann werden uns die Leute sehr wohl verstehen!'“* (ebenda) Dieser Grundsatz gelte sowohl für den Kampf der illegalisierten Frauen in Frankreich als auch für den Kampf der Frauen im Senegal gegen Neokolonialismus und Patriarchat.

#### 4. Herausforderungen und Kritik

Kritisch-analytisch stehen wir vor einer doppelten, vielleicht sogar paradox anmutenden Herausforderung: Einerseits gegen die Zerstörung der Lebensgrundlagen und der natürlichen Ressourcen anzutreten, die für Millionen von Menschen am Land mit der Vernichtung ihrer ökonomischen Grundlagen einhergehen. Sprich jene Mechanismen unter die Lupe zu nehmen, die Menschen zwingen, ihre Länder zu verlassen. Weiter oben wurden diese Ursachen bereits erwähnt: Dazu gehören Marktöffnungen genauso wie Exportsubventionen, der aktuelle Run auf Agrarland zur Produktion von Agro-Treibstoffen oder die Konsequenzen von Verwüstung und Klimawandel.

Andererseits geht es aber darum, die Migrationsbewegungen – sei es als Binnenmigration im Land oder als grenzüberschreitende Migration - als soziale Bewegungen mit emanzipatorischem Charakter anzu-

erkennen. In unseren Debatten und Diskursen sollte es nicht um „die Flüchtlinge“ gehen, sondern um Menschen auf der Suche nach einem besseren Leben. Gegen die hegemonialen Diskurse – von Kronen Zeitung bis zu Direktiven der Regierungen – muss immer wieder betont werden, dass es um die Aufhebung globaler Machtasymmetrien geht und nicht um die Kriminalisierung von Menschen, die Grenzen überschreiten.

Der Staatspräsident Boliviens, Evo Morales, protestierte mit einem höchst eindrucksvollen offenen Brief ans europäische Parlament vom 10. Juni 2008 gegen die zu dieser Zeit geplante Abschieberichtlinie der EU. In dem Schreiben brachte er mit beeindruckender Klarheit auch sehr grundsätzliche Kritik zur Sprache<sup>57</sup>:

*„Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war Europa ein Kontinent der EmigrantInnen. Dutzende Millionen EuropäerInnen gingen nach Amerika, als Kolonisten, vertrieben von Hunger, Finanzkrisen, Kriegen oder auf der Flucht vor totalitären Regimen und der Verfolgung ethnischer Minderheiten.*

*Heute verfolge ich mit Besorgnis die Verhandlungen über die so genannte Abschieberichtlinie der EU. Der Text, der am 5. Juni von den Innenministern der 27 Mitgliedsstaaten verabschiedet wurde, soll am 18. Juni im Europäischen Parlament zur Abstimmung stehen. Ich bin sicher, dass die Regelung auf drastische Weise die Voraussetzungen für Inhaftierung und Ausweisung von MigrantInnen ohne Papiere verschärfen würde, wie lange sie sich auch schon in den europäischen Ländern aufhalten mögen; ungeachtet ihrer Arbeitssituation, ihrer familiären Beziehungen, ihres Integrationswillens und ihrer Integrationsfortschritte.“*

Und weiter: *„In die Länder Lateinamerikas und nach Nordamerika kamen die EuropäerInnen massenweise, ohne Visa und ohne Bedingungen, die ihnen von den Behörden gestellt wurden. Heute wie damals sind sie willkommen in unseren Ländern des amerikanischen Kontinents, der damals mit den Flüchtlingen auch das wirtschaftliche Elend Europas und seine politischen Krisen aufgenommen hat. Die EuropäerInnen waren auch auf unseren Kontinent gekommen, um seine Reichtümer auszubeuten und nach Europa zu schicken. Der Preis für die Urbevölkerungen Amerikas war hoch, wie das Beispiel der Stadt Potosí am Fuße des Cerro Rico mit seinen berühmten Silberminen zeigt. Sie lieferten dem europäischen Kontinent seit dem 16. Jahrhundert und bis zum 19. Jahrhundert den Rohstoff für Münzen. Die europäischen MigrantInnen, ihr Hab und Gut sowie ihre Rechte wurden bei uns immer respektiert.“* Morales über Migration und Arbeit: *„Heute ist die Europäische Union das Hauptziel der MigrantInnen der Welt. Der Grund ist der gute Ruf der Europäischen Union als Region von Prosperität und öffentlichen Freiheiten. Die MigrantInnen kommen mehrheitlich in die EU, um zu dieser Prosperität beizutragen, nicht um sich ihrer zu bedienen. Sie wirken bei öffentlichen Arbeiten mit, in der Baubranche, im Bereich der Dienstleistungen und in Krankenhäusern. Sie übernehmen meist Tätigkeiten, die EuropäerInnen nicht ausüben können oder wollen.“*

Der bolivianische Präsident schließt, indem er die großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts benennt und die Verantwortlichkeiten an die richtige Stelle rückt:

*„Die Welt, ihre Kontinente, ihre Ozeane und ihre Pole sind von Problemen belastet: die globale Erwärmung, die Verschmutzung, der langsame aber sichere Verbrauch der Energieressourcen und die bedrohte Biodiversität. Hunger und Armut wachsen in allen Ländern und schwächen unsere Gesellschaften. Die MigrantInnen, ob mit oder ohne Papiere,*

57. Die gesamte Rede wurde am 12.6.2008 von der Zeitung „Junge Welt“ unter dem Titel „Negation der Freiheit - Die Abschieberichtlinie der Europäischen Union bedroht die Menschenrechte und die internationale Zusammenarbeit. Ein Appell des bolivianischen Präsidenten Evo Morales Ayma“ abgedruckt.

zu Sündenböcken für diese globalen Probleme zu machen, ist keine Lösung. (...) Diese Probleme sind das Ergebnis eines vom Norden aufgezwungenen Entwicklungsmodells, das den Planeten zerstört und die Gesellschaften der Menschen fragmentiert.“

Morales Forderungen: „Ich appelliere an die EU, in den nächsten Monaten eine Migrationspolitik zu erarbeiten, die die Menschenrechte respektiert, die es ermöglicht, diese vorteilhafte Dynamik zwischen den beiden Kontinenten zu erhalten. Ich appelliere an sie, die gewaltigen historischen, wirtschaftlichen und ökologischen Schulden zu begleichen, die die Länder Europas gegenüber einem großen Teil der Dritten Welt haben. Die offenen Adern Lateinamerikas müssen verheilen. (Anspielung auf das Buch »Die offenen Adern Lateinamerikas« von Eduardo Galeano, Anm.). Die »Integrationspolitik« darf heute nicht auf die gleiche Weise versagen, wie die »zivilisatorische Mission« in der Zeit der Kolonien gescheitert ist. Nehmen Sie alle, Regierungsvertreter, Europa-Parlamentarier, Compañeras und Compañeros, brüderliche Grüße aus Bolivien entgegen. Unsere Solidarität gilt besonders allen »Illegalen«.

Besonders Morales' letzter Satz in diesem offenen Brief ist beeindruckend. Tatsächlich gilt es, die Abschottung Europas gegenüber MigrantInnen und die selektive Anwerbung von Arbeitskräften für bestimmte Wirtschaftszweige als Wohlstandschauvenismus zu denunzieren, als neo-koloniales Erbe, als brutalen und letztlich zwecklosen Versuch, die letzten Wohlstandsinseln abzuschotten. Die politischen Maßnahmen der EU pendeln zwischen der Notwendigkeit der Ausbeutung migrantischer Arbeitskraft und dem Wunsch, MigrantInnen abzuschieben und die Grenzen dicht zu machen. In aktuellen migrationspolitischen Diskursen wird deshalb auch von „selektiver Inklusion“ gesprochen. Ein System von Rekrutierungen und Zugangsbeschränkungen verfestigt ein System globaler Apartheid, Migration wird kontrolliert und reguliert – die Grenze spielt dabei eine wichtige Filter-Rolle.<sup>58</sup> Aber auch die „Grenzen im Inneren“ sind entscheidend: Durch die fortwährende Aufspaltung des Arbeitsmarktes, durch die Koppelung von Arbeitsrecht und Aufenthaltsrecht, durch Illegalisierung und die Institution der Anhalte- und Abschiebelager<sup>59</sup> ist die Außengrenze überall.

Zurück zur Landwirtschaft: Eine wichtige, auf den ersten Blick paradox anmutende Herausforderung besteht darin, die Arbeitsbedingungen für LandarbeiterInnen in Europa durch gewerkschaftliche Maßnahmen zu verbessern, gleichzeitig aber nicht aus dem Blick zu verlieren, dass das Produktionsmodell, das diese hervorbringt, sei es in Almería, Apulien, den französischen Bouches du Rhone oder auch im niederösterreichischen Marchfeld<sup>60</sup>, aber generell überwunden werden muss. Dass ökologische und solidarische Produktionsweisen von Lebensmitteln den Produktivismus auf Teufel-Komm-Raus ersetzen müssen.

---

58. vgl. newsletter „crossing borders“: [http://www.noborder.org/crossing\\_borders/index.php](http://www.noborder.org/crossing_borders/index.php)

59. Erst im August 2009 fand auf der griechischen Insel Lesbos, nahe dem türkischen Festland gelegen, ein internationales NoBorder Camp statt, das die Bedingungen im Anhaltelager Pagani zum Thema machte. Bootsflüchtlinge, die auf Lesbos landen, werden oft direkt nach Pagani gebracht, das einem Gefängnis schlimmster Sorte gleicht. Bis zu 120 Personen sind in einen Raum gepfercht, die MigrantInnen berichteten von Krankheiten aufgrund von fehlendem und schlechtem Wasser. Pro Raum stehen nur eine Toilette zu Verfügung. Ebenso wurde beim NoBorder Camp gegen FRONTEX demonstriert, die in der Ägeis mit der Operation „Poseidon“ aktiv sind. (<http://lesvos09.antira.info/>)

60. zur Situation von ArbeitsmigrantInnen in der Marchfelder Landwirtschaft vgl. Behr, 2004.

Das breite Spektrum an Strategien und politischen Schritten, das dafür möglicher Weise sinnvoll ist, kann hier nur holzschnittartig dargestellt werden. Aus diesem Grund kommt es gelegen, dass – wie von der Redaktion dieses Buches vorgeschlagen – einige „Visionen“ präsentiert werden, die – wenn sie wahr werden – Herrschaftsverhältnisse aufweichen oder zumindest offensiv infrage stellen könnten. Gleichzeitig sind diese Visionen als Richtungsforderungen zu verstehen, zu deren Inhalt eine offene und vielfältige Debatte zu wünschen ist.

### Was tun? - Einige Visionen:

#### *Abschiebungen stoppen, alle Sans Papiers in der EU legalisieren*

In den Ländern der EU leben momentan geschätzte 6 Millionen illegalisierte MigrantInnen. Sie alle tragen zur Prosperität und zum Reichtum Europas bei – viele von ihnen verrichten Arbeiten, die BürgerInnen der „Mehrheitsgesellschaft“ seit langem nicht mehr verrichten wollen.

Leider scheint es, als ob sich die EU aktuell von der Option der Legalisierung von Papierlosen verabschiedet hätte (bis zum Jahr 2005 wurden u.a. in Spanien und Italien – in einem widersprüchlichen Prozess - hunderttausende MigrantInnen legalisiert). Es besteht kaum Zweifel, dass die Europäische Kommission diese Haltung gegenüber den „legalisierungswilligen“ Staaten mit besonderer Vehemenz durchgesetzt hat.<sup>61</sup>

Als politische Forderungen von vielen Seiten schon lange formuliert, müsste es endlich dazu kommen, dass alle illegalisierten in der EU lebenden Menschen legalisiert werden.

#### *FRONTEX abschaffen, Anhalte- und Abschiebelager zusperren und Grenzen öffnen*

FRONTEX drängt MigrantInnen auf immer gefährlichere Fluchtrouten und ist somit für den Tod von tausenden Menschen verantwortlich. Parallel dazu werden MigrantInnen in Anhalte- und Abschiebelager interniert. Diese befinden sich nicht nur auf Territorium der EU, sondern auch in angrenzenden Staaten bzw. in Nordafrika. Die Union hat beispielsweise Maghreb-Staaten gezielt finanziell unterstützt, um Transit-Flüchtlinge bereits auf ihrem Weg aufzuhalten und einzusperren. Dass in Ländern wie Libyen oder Algerien Menschenrechtsverletzungen noch ungleich weniger wirksam auf Kritik stoßen als in der EU, dürfte weithin bekannt sein. Kurzum: FRONTEX muss abgeschafft, alle Anhalte- und Abschiebelager, ob in oder außerhalb der EU, müssen geschlossen und Bewegungsfreiheit für alle in die Realität umgesetzt werden.

#### *Offene Welcome Centers und Rasthäuser einrichten*

Statt Anhalte- und Abschiebelager bräuchte es an den Ankunftsorten von MigrantInnen in Europa offene Welcome Centers und Rasthäuser. Gerade in ländlichen Gebieten an Küsten oder auf Inseln vor europäischem Festland fehlt es oft an nennenswerter sozialer Infrastruktur für MigrantInnen. Diese

61. vgl. PICUM-Rundbrief (Platform for international cooperation on undocumented migrants), August 2006. ([www.picum.org/newsletters/de/nl\\_de\\_01-08-2006.doc](http://www.picum.org/newsletters/de/nl_de_01-08-2006.doc))

offenen Zentren müssten von Vereinen und NGOs betrieben und von öffentlichen Mitteln finanziert werden.

### *Gewerkschaften aus der nationalen Borniertheit lösen*

Um den Themenkomplex Migration und prekäre Arbeit anzugehen, wäre es u.a. erforderlich, dass die großen Gewerkschaften Europas erkennen, dass Strategien, die auf den Nationalstaat beschränkt bleiben, gegen den globalen Kapitalismus zwecklos sind. Es würde erfordern, dass Mindestlöhne, Grundeinkommen und fundamentale Arbeitsrechte, Umweltstandards und ökologische Produktionsweisen in einem globalen Maßstab diskutiert werden. Dass die Antwort auf die Krise nicht „British jobs for british workers“<sup>62</sup> sein kann, sondern „Gleiche Rechte für alle!“. Dass die Sweatshops und die qualmenden Fabrikschlote nicht aus dem postfordistischen Europa nach Südostasien oder Mittelamerika ausgelagert werden, sondern endgültig verschwinden.

Eine neue Form der transnationalen Solidarität ist dafür notwendig, und es gibt guten Grund, anzunehmen, dass die Kämpfe der Migration darin zu einem entscheidenden Knotenpunkt werden.

### *Gewerkschaftliche Netzwerke zwischen Herkunftsländern und Zielorten von ArbeitsmigrantInnen knüpfen*

Im Zuge der Solidaritätsarbeit mit der Gewerkschaftsarbeit der SOC in Almería fuhr eine internationale Delegation im Februar 2008 nach Rumänien, um mit Bauern und Bäuerinnen, die zur Aufbesserung ihres Gehalts zur Erntesaison nach Andalusien fuhren, über Perspektiven der rumänischen Landwirtschaft und über ihre Rechte als LandarbeiterInnen zu sprechen. Konkret wurde versucht, die Saisoniers bereits in ihrem Heimatland mit Möglichkeiten vertraut zu machen, wie sie „auf Saison“ ihre Rechte einfordern und an wen sie sich wenden können. Mit dabei waren GewerkschafterInnen der SOC wie auch des französischen KleinbäuerInnenverbands „Confederation Paysanne“ und rumänische AktivistInnen (vgl. Duntze, 2008)

### *Mobile Unterstützungsgruppen vor Ort bilden: die „Ernte-Karawane“*

Um die landwirtschaftliche Produktion in Europa im wahrsten Sinne des Wortes nachhaltig zu verändern, reicht es nicht aus, ökologische Landwirtschaft zu fördern und in den konventionellen Markt zu integrieren. Es ist unbedingt notwendig, in die Intensivregionen Europas zu gehen und zu prüfen,

---

62. Als es zu Beginn des Jahres 2009 im ostenglischen Lindsey zu Arbeitsniederlegungen in Raffinerien und Kraftwerken kam, waren auch nationalistische Untertöne hörbar. Allerdings wurden diese von den Medien dermaßen hochgespielt, dass in der Öffentlichkeit der Eindruck entstand, der Streik wäre zur Gänze von nationalistischen Ressentiments getragen. Zum Beispiel zeigten die Abendnachrichten des BBC-Fernsehens einen Streikposten, der über die italienischen und portugiesischen ArbeitsmigrantInnen sagte: "We can't work alongside of them" (wir können nicht Seite an Seite mit denen arbeiten). Aber der zweite Teil des Satzes war weggeschnitten, und der lautete: "Wir werden von ihnen getrennt gehalten." Damit war die Aussage des Mannes auf den Kopf gestellt, denn derart verkürzt erweckte der Satz den Eindruck, die einheimischen ArbeiterInnen würden sich weigern, mit ihren ausländischen KollegInnen zusammenzuarbeiten. Ähnlich operierten die Reporter von Boulevardzeitungen, die Streikposten dazu bringen wollten, sich mit der britischen Flagge fotografieren zu lassen. Vgl. dazu <http://www.monde-diplomatique.de/pm/2009/06/12/a0043.text.name.askgkIzyN.n.0>



welche komplexen Ausbeutungsverhältnisse trotz EU-Maßnahmen zur Ökologisierung der Landwirtschaft fortbestehen.<sup>63</sup> Die SOC hat angedacht, während der Erntezeit eine gewerkschaftliche „Erntekarawane“ zu gründen. Ein Bus soll entsprechend der Erntezeiten durch die verschiedenen Provinzen Andalusiens fahren und so unmittelbar LandarbeiterInnen erreichen. Bislang scheiterte diese Idee an fehlenden finanziellen Ressourcen.

### *Allianzen entlang der Wertschöpfungskette sowie zwischen prekär Beschäftigten verschiedener Sektoren schaffen*

Im Juni 2007, anlässlich der Proteste gegen den G8-Gipfel in Heiligendamm, wurde in der Stadt Rostock symbolisch ein Supermarkt der Kette Lidl besetzt. Ca. 300 AktivistInnen nahmen an der Aktion teil. Spitou Mendi, Gewerkschafter der SOC und Moritz Lange von der Kampagne „Billig auf Kosten der Beschäftigten – Lidl“ der deutschen Dienstleistungsgewerkschaft ver.di sprachen in ihren Redebeiträgen über den Zusammenhang zwischen Preisdumping, rassistischer Segmentierung des Arbeitsmarkts, Ausbeutung der Angestellten in den Filialen von Lidl und Umweltzerstörung. Auf diese Weise konnte vermittelt werden, welche Strukturen der Ausbeutung und des Widerstands entlang der gesamten Wertschöpfungskette von Obst und Gemüse – vom Plastikgewächshaus in Almería bis zum Warenregal bei Lidl – bestehen. Diese – bisher symbolischen – Aktionen müssten zu realen Allianzen der Prekären Lohnabhängigen ausgebaut werden.<sup>64</sup>



"Supermarktgemüse = Klimakiller. Luxus für alle - Bio für alle" stand auf einem Transparent bei einer symbolischen Supermarktbesetzung, die im Sommer 2008 in Hamburg stattfand. Ca. 400 Personen beteiligten sich an der Aktion, um gegen die ruinöse Preispolitik von Supermärkten und Discontnern sowie gegen Sozialdumping und Umweltzerstörung zu protestieren.

63. Almería ist ein Beispiel, beiweitem aber nicht das einzige. Das EBF veröffentlichte aus diesem Grund im Jahr 2004 die Publikation „Bittere Ernte – die moderne Sklaverei in der industriellen Landwirtschaft Europas“ mit Beiträgen aus Deutschland, Österreich, Frankreich, der Schweiz und Polen (EBF, 2004).
64. Zur Rolle des „kritischen Konsums“ in Organisationsprozessen entlang der Wertschöpfungskette von Lebensmitteln siehe u.a. Bolyos, Behr in Kurswechsel, Heft 3/2008.

*Fluchtursachen bekämpfen: Exportsubventionen abschaffen, Cash crop-Produktion einfrieren, bäuerliche Landwirtschaft stärken, Schuldenlast beenden*

Um die politischen und ökonomischen Bedingungen auszuloten, mittels derer die Ursachen von erzwungener Flucht und Migration nachhaltig eingedämmt werden könnten, reicht hier bei weitem nicht der Platz. Dies schon allein deswegen, weil es schlichtweg fahrlässig wäre, alle wesentlichen Emigrationsländer in einen Topf zu werfen. Die unterschiedlichen Problemlagen – die ja in vielen Fällen auch mit komplizierten Kriegsszenarien verzahnt sind – müssten vielmehr in ihrer jeweiligen Spezifität behandelt werden. Gleichzeitig lassen sich einige Bedingungen generalisieren. Zu den Bedingungen, die die Landwirtschaft betreffen, sollten die politischen Forderungen der Via Campesina Gehör finden. Via Campesina ist ein weltweiter Zusammenschluss von Kleinbauern- und Bäuerinnen, Landlosen und LandarbeiterInnen. Im Zentrum des Engagements von Via Campesina steht das Konzept der Ernährungssouveränität. Darunter versteht Via Campesina „das Recht der Bevölkerung, ihre Ernährung und Landwirtschaft selbst zu bestimmen. Ernährungssouveränität stellt die Menschen, die Lebensmittel erzeugen, verteilen und konsumieren, ins Zentrum der Nahrungsmittelsysteme, nicht die Interessen der Märkte und der transnationalen Konzerne“ (vgl. Forster 2008). Wirksames Mittel gegen den weltweiten Hunger seien nicht weitere Liberalisierungen der Märkte sondern die „Garantie, dass die Nutzungsrechte auf Land, auf Wälder, Wasser, Saatgut, Vieh und Biodiversität in den Händen jener liegen, die das Essen erzeugen“ (ebenda).

All diese „Visionen“ werden sich bestimmt nicht von selbst bewahrheiten. Vision benötigt das beharrliche Arbeiten an einer anderen Welt jenseits von Herrschaft und Ausbeutung. Es mag sein, dass sich im Lichte der sich verändernden gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und der multiplen Krisen des Kapitalismus in nächster Zukunft Zeitfenster öffnen, die einen grundlegenden Paradigmenwechsel möglich machen. Verpassen wir nicht, diese zu nutzen!

**Quellenangaben:**

- Behr, Dieter A.: „Wir wollen Brücken, keine Mauern!“ - Mobilisierungen in Paris gegen EU- Einwanderungspolitik und Neokolonialismus. Interview mit Madjiguène Cissé. In: Augustin, November 2008
- Behr, Dieter A.: „Was hat Gemüse mit Migration zu tun?“ Diplomarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien, 2004.
- Bernau, Olaf: „Soziales Desaster. Globales Agrarsystem zwischen kleinbäuerlicher Landwirtschaft und Agrobusiness“. In: Kurswechsel, Heft 3/2008
- Bolyos, Lisa; Behr, Dieter A.: „Schlafende Riesen? Kritik des kritischen Konsums und Thesen zu Brüchigkeiten in der Wertschöpfungskette“. In: Kurswechsel, Heft 3/2008
- Cissé, Madjiguène (2002): „Papiere für alle“ Assoziation A, Hamburg.
- Davis, Mike (2007): „Planet der Slums“ Assoziation A, Hamburg.
- Duntze, Nicolas (2008): „Höfesterben und moderne Sklaverei – Was tun?“ in: „Peripherie & Plastikmeer. globale Landwirtschaft – Migration – Widerstand“. EBF, NoLager Bremen (Hg), Wien.
- EBF, 2000 (Hg): „Z.B. El Ejido: Anatomie eines Pogroms“, Basel.

EBF, 2004 (Hg): „Bittere Ernte – die moderne Sklaverei in der industriellen Landwirtschaft Europas“, Basel

EBF, NoLager Bremen (Hg): „Peripherie & Plastikmeer. globale Landwirtschaft – Migration – Widerstand“, Wien.

Forster, Franziskus: „Ernährungssouveränität: Alternativen, Widerstand und Perspektiven. Über die gesellschaftspolitische Relevanz von Ernährung“. In: Kurswechsel Heft 3/2008

Le Monde Diplomatique, 2007: Atlas der Globalisierung Spezial - Klima

Die aktuelle Broschüre „Peripherie & Plastikmeer. Globale Landwirtschaft, Migration, Widerstand“ (EBF, NoLager Bremen, 2009. 112 Seiten) kann zum Preis von 5 Euro unter folgender Adresse bestellt werden: [plastik.meer@reflex.at](mailto:plastik.meer@reflex.at)

---

## Dieter Behr



*... geboren 1979 im Weinviertel in Niederösterreich, Studium an der Universität für Bodenkultur. Aktiv im Europäischen BürgerInnenforum und in verschiedenen antirassistischen Initiativen. Aktuell schreibt er seine Dissertation am Institut für Politikwissenschaften der Universität Wien zum Thema "Landwirtschaft - Migration - Supermärkte. Ausbeutung und Widerstand entlang der Wertschöpfungskette von Obst und Gemüse".*

Fotos: Lisa Bolyos

---



## Tierschutz in der Landwirtschaft im 21. Jahrhundert

*Martin Balluch*

Tierschutz als ein Thema in unserer Gesellschaft ist nicht neu. Im Rahmen der Aufklärung meldete sich bereits eine Reihe von Denkern zu Wort, die einmahnten, auch Tieren gegenüber Respekt und Achtung zu zeigen. Die ersten Tierschutzvereine in Österreich und Europa entstanden Mitte des 19. Jahrhunderts. Doch zunächst bedeutete Tierschutz eigentlich nur, die eigenen Haustiere wie Hunde, Katzen oder Pferde schonungsvoll zu behandeln. Tatsächlich sind bis heute die meisten der fast 200 Tierschutzvereine Österreichs hauptsächlich mit diesem Thema beschäftigt. Tierschutz wendet sich dabei an tierliebende Menschen und bittet sie, Gutes zu tun, indem sie Tieren freundlich begegnen.

Spätestens seit den 1980er Jahren hat sich der Anspruch im Tierschutz zu wandeln begonnen. Die schützenswerten Tiere sind seit damals nicht mehr nur Haustiere oder Wildtiere, sondern auch und gerade Nutztiere, die in landwirtschaftlichen Betrieben „genutzt“ werden. Und die Forderung geht seitdem über einen schonungsvollen Umgang hinaus. Gerechtigkeit ist das Stichwort. Einem jeden Lebewesen mit Bewusstsein, das also Lebensqualität empfinden kann, steht es zu, in einer Weise leben zu können, die ihm möglichst viel an Lebensqualität bietet.

Aber auch vom Umweltschutz hat sich der Tierschutz – in Österreich spätestens seit der Besetzung der Hainburger Au – emanzipiert. Artenschutz und nachhaltige Nutzung sind für den Tierschutz keine relevanten Kriterien. Es geht um das subjektive Erleben jedes einzelnen Tieres, es geht um sein Leid und seine Autonomie. Tierschutz wurde dadurch zum ersten wirklich rein altruistischen sozialen Thema in unserer Gesellschaft. Während Umweltschutz und Artenschutz auch direkt für die menschliche Gesellschaft Vorteile bringen können, argumentiert der Tierschutz ausschließlich auf Basis der Gefühle und Wünsche der betroffenen Tiere – oft auch gegen die Interessen der sie nutzenden Menschen.

### Tiere als Sachen

Die Aufklärung hatte einen zentralen Einfluss auf unsere heutige Gesellschaft. Unser Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch ABGB aus dem Jahr 1811 ist zum Beispiel direkt in ihrem Fahrwasser entstanden. Die Aufklärung hat die Grundwerte unserer Gesellschaft gewandelt, und zwar weg vom dogmatisch religiösen Glauben als Grundlage der Werte, hin zu einem rational kritischen Zugang zu Erkenntnis und Wahrheit. Und dieser Wandel hatte weitreichende Folgen, nicht nur für die geistig-kulturelle Welt, sondern auch für die konkrete Staatsform: der autoritäre Staat musste einem demokratischen Modell weichen, die autoritäre staatliche Handlungsanweisung der Möglichkeit, alles kritisch zu hinterfragen und diese Kritik auch öffentlich zu äußern. Ohne bürgerliche Freiheiten wie dem Recht auf freie Meinungsäußerung oder dem Recht auf Versammlungsfreiheit ist ja das Ideal einer Demokratie, wie z.B. traditionelle Überlieferungen kritisch hinterfragen zu können, nicht umsetzbar.

Eine weitere Konsequenz dieser neuen Lebensauffassung ist die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen. Die althergebrachte Tradition, beginnend mit Aristoteles, sprach von einer natürlichen Hie-

rarchie unter allen Lebewesen und insbesondere unter den Menschen. Es gab HerrscherInnen und Leibeigene, ein jeder Mensch mit seinem fixen Platz in der Gesellschaft und mit seinen diesem Platz entsprechenden Ansprüchen. Doch diese Hierarchie war nicht rational begründet. Warum sollten AristokratInnen wichtiger sein als SklavInnen, Männer wichtiger als Frauen, Weiße wichtiger als Schwarze? Die althergebrachte Hierarchie, basierend auf religiöser Überlieferung, musste einem neuen Menschenbild der Gleichberechtigung weichen.

Doch rein physisch gesehen sind Menschen nicht gleich. Manche sind größer, manche kleiner, manche schneller, manche langsamer, manche vielleicht in gewissen Dingen intelligenter, manche weniger, manche wiederum stärker und mächtiger usw. Diese Schwäche der neuen Doktrin wurde mittels des Konzepts einer metaphysischen, also nicht messbaren Vernunft überwunden. Die Menschen mögen sich körperlich unterscheiden, aber ihnen eigen ist eine – nämlich die menschliche – Vernunft, die sie angeboren haben und die grundsätzlich bei allen Menschen gleich ausgeprägt ist. Das zeigt sich allerdings nicht in der erfahrbaren Welt, weil eine verschiedenartige Erziehung oder körperliche Mängel diese bei allen gleiche, menschliche Vernunft überdecken können. Die Anlehnung an eine religiöse menschliche Seele ist unverkennbar.

Und darin würde sich der Mensch grundsätzlich vom Tier unterscheiden: dass Tiere keine solche Vernunft (sprich: Seele) hätten. Und deshalb basiert die von der Aufklärung errungene Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen auf ihrer Abgrenzung vom Tier (Balluch 2005). Hier sind die Wurzeln der heute unsere gesamte Gesellschaft durchziehenden Kluft zwischen Mensch und Tier zu suchen, die nicht nur Naturvölkern unbekannt ist, sondern auch noch bis zur Aufklärung keine Bedeutung hatte. Seit der Aufklärung aber ist es beleidigend und abwertend, mit einem Tier verglichen zu werden. Der Vergleich nimmt einem den Status eines Gleichberechtigten. Respekt und Achtung, die ab jetzt allen Menschen ohne Ansehung von Geschlecht, Hautfarbe oder gesellschaftlicher Stellung entgegen zu bringen sind und auf der Basis von Rechten auch gerichtlich eingefordert werden können, stehen Tieren nicht zu. Der Mensch wird zur Person, das Tier zur Sache, und dazwischen gibt es nichts. Das Menschenbild der Aufklärung lässt sich mit folgender Tabelle veranschaulichen:

<b>MENSCH</b>	<b>TIER</b>
Kultur	Natur
Gerechtigkeit	Recht des Stärkeren
Eigentümer/in	Eigentum
Person, Du	Sache
Seele	seelenlos
Selbstbewusstsein → freier Wille	Biomaschine, determiniert
Vernunft, Gefühle	Instinkt, Trieb
Zweck an sich	Mittel zum Zweck
Subjekt	Objekt
Soziale Hilfe für Schwache	Natürliche Auslese der Schwachen
BewohnerIn der Erde	Ausstattung der Erde
Soziologie (Geisteswissenschaften)	Ethologie (Naturwissenschaften)

Der Mensch stünde als Kulturwesen dem Tier als Naturwesen gegenüber. Daher gäbe es nur für Menschen Gerechtigkeit, für Tiere dagegen das Recht des Stärkeren. Der Mensch könne daher ohne Bedenken das Tier in dem Ausmaß beherrschen und nutzen, wie ihm das physisch möglich ist. Der Mensch sei der Eigentümer, das Tier das Eigentum. Der Mensch sei die Person, das Du, während das Tier wie ein Stein oder ein Tisch bloß eine Sache wäre. Nur der Mensch habe eine Seele und eine metaphysische Vernunft, das Tier wäre seelen- und vernunftlos. Der Mensch würde mittels Selbstbewusstsein über einen freien Willen verfügen, das Tier wäre wie eine Maschine, allein durch Naturgesetze vollständig determiniert. Ausschließlich der Mensch habe Vernunft und Gefühl, das Tier lediglich Trieb und Instinkt.

Dieser Ideologie liegt das Bild des Tieres als Biomachine zugrunde, das in Anlehnung an den französischen Philosophen Rene Descartes wie folgt veranschaulicht werden kann. Greift man auf eine heiße Herdplatte, dann zuckt man innerhalb von Millisekunden völlig unwillkürlich zurück. Diese Reaktion ist ausschließlich auf die Nervensignale zurückzuführen, die die Hautschädigung an die Nervenzentrale in der Wirbelsäule melden, wodurch eine sofortige Muskelkontraktion ausgelöst wird. Diese Reaktion würden Mensch und Tier teilen. Sie läuft völlig unbewusst in Millisekunden ab. Nur beim Menschen stelle sich dann, nach fast 1 Sekunde, ein bewusst erlebtes Schmerzgefühl ein, das einige Zeit später von dem vernünftigen Beschluss gefolgt sein kann, nicht mehr wieder auf eine heiße Herdplatte greifen zu wollen. Bei Tieren gäbe es weder bewusste Gefühle noch vernünftige Beschlüsse. Sie würden nur durch direkte Nervensignale lediglich schmerz analog reagieren, ohne wirklich Schmerzen fühlen zu können. Dieses Bild widerspricht zwar allen modernen biologischen Erkenntnissen, es ist aber bis heute die Grundlage der Position, wie sie in unseren Gesetzen niedergeschrieben ist, nämlich dass Tiere Sachen sind.

Der im deutschsprachigen Raum wahrscheinlich einflussreichste Philosoph der Aufklärung, Immanuel Kant, sprach davon, dass Menschen als Vernunftwesen sich selbst einen Zweck geben könnten, also Selbstzweck oder Zweck an sich wären. Im Gegensatz dazu seien Tiere bloß Mittel zum Zweck für Menschen. Der Mensch hätte also durch sich selbst einen Eigenwert, während Tiere nur für Menschen einen Wert haben können, aber nicht an sich und für sich selbst.

Insbesondere letztere Ansicht gibt schon die Situation der Tiere vor: das Haustier, als – im besten Fall – von seinen „BesitzerInnen“ geliebtes Wesen, bekommt dadurch einen höheren Wert als das Nutztier, das für seine BesitzerInnen nur jenen Wert hat, den das an seinem Körper befindliche Fleisch am Markt einbringt. Je billiger also Tierprodukte sind, und je größer die Haltungseinheiten von Tieren, desto weniger wert sind sie für ihre BesitzerInnen und desto wahrscheinlicher wird der Umgang mit ihnen nicht vom Ziel, ihr Wohlergehen zu garantieren, bestimmt sein.

### „Mit Tieren darf nach Willkür umgegangen werden“

Im Jahr 1811 wurde das in Österreich bis heute gültige Zivilrecht, das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch ABGB, als kaiserliches Patent kundgemacht und trat am 1. Jänner 1812 in Kraft. Verantwortlich für den Text zeichnete Franz von Zeiller, der als bedeutendster Vertreter des Vernunftrechts in der österreichischen Monarchie von Immanuel Kant stark beeinflusst war. Und entsprechend basiert das ABGB auf der Grundlage, dass alle Menschen Vernunft haben und daher RechtsträgerInnen und Per-

sonen sind, während alle Tiere, die ja vernunftlos wären, nur den Sachenstatus tragen. In der bis heute gültigen Version von damals liest sich das Sachenrecht des ABGB wie folgt:

**§285. Alles, was von der Person unterschieden ist, und zum Gebrauche der Menschen dient, wird im rechtlichen Sinn eine Sache genannt**

Damit werden Tiere indirekt zu Sachen erklärt.

**§353. Alles, was jemandem zugehöret, alle seine körperlichen und unkörperlichen Sachen, heißen sein Eigenthum**

Menschen können Tiere also besitzen. Tiere besitzen weder sich selbst noch sonst irgendetwas.

**§354. Als ein Recht betrachtet, ist Eigenthum das Befugniß, mit der Substanz und den Nutzungen einer Sache nach Willkühr zu schalten, und jeden Andern davon auszuschließen**

Der Mensch als Eigentümer der Sache Tier kann mit seinem Tier völlig willkürlich umgehen, also machen was er will. Er hat dazu das zivilrechtlich verbrieftete Recht. Er kann dieses Recht also auch gerichtlich einklagen, wenn es ihm z.B. durch Tierschutzgesetze streitig gemacht wird. Und tatsächlich gibt es laufend Klagen dieser Art. Das Legebatterieverbot in Österreich wurde z.B. vom Betreiber der größten Legebatterie vor den Verfassungsgerichtshof gebracht, weil sich dieser Mensch in seinem Recht, mit seinen Legebatteriehühnern nach Belieben umzugehen, beeinträchtigt sieht.

**§362. Kraft des Rechtes frey über sein Eigenthum zu verfügen, kann der vollständige Eigentümer in der Regel seine Sache nach Willkühr benützen oder unbenützt lassen; er kann sie vertilgen, ganz oder zum Theile auf Andere übertragen, oder unbedingt sich derselben begeben, das ist, sie verlassen**

Der Mensch als Eigentümer eines Tieres kann über dieses Tier frei verfügen, es beliebig benützen und es auch vertilgen, wenn ihm danach ist. Grundsätzlich haben ihm da weder andere Menschen noch der Gesetzgeber irgendetwas dreinzureden.

Das erste Tierschutzgesetz Österreichs stammt aus dem Jahr 1846, ist also gut 35 Jahre jünger als das ABGB. Tierschutzgesetze sind auf einem wesentlich niedrigeren Relevanz-Niveau anzusiedeln, als das ABGB. Sie können also die Bestimmungen des ABGB nicht aufheben, sondern bestenfalls modulieren, ähnlich wie der Denkmalschutz den Zugriff auf das eigene Eigentum, wenn es denkmalgeschützt ist, einschränken kann. Tierschutz ist kein Schutz im Interesse der Tiere oder kein Schutz um der Tiere selbst willen. Interessen können Tiere als Sachen vor dem Gesetz überhaupt nicht haben. Tierschutz ist ein Kulturgut und nur im Interesse der Gesellschaft. Geschützt werden letztendlich in der Essenz die



Interessen der Menschen, denen Tierschutz als Wert wichtig ist. Deswegen gibt es ein eklatantes Vollzugsdefizit im Tierschutz, weil weder Tiere ihre sie schützenden Gesetze einklagen können, noch die Menschen, die sich für sie einsetzen wollen, da die Tiere als Sachen kein Recht darauf haben, dass die Gesetze, die sie schützen sollen, auch vollzogen werden.

Wir wissen aus eigener schmerzlicher Erfahrung, was passiert, wenn kapitalistische Methoden in der so genannten freien Marktwirtschaft auf Wesen angewandt werden, die im Produktionsprozess eingebunden, aber völlig rechtlos sind. Im 18. wie auch noch im 19. Jahrhundert wurden Menschen in den damals neuen Fabriken mit ihrer Massenproduktion ohne jeden Schutz brutal ausgebeutet. 16 Stunden Arbeitstag, kein Urlaub, kein Arbeitslosengeld, keine Krankenversicherung, kein Kündigungsschutz und auch Kinderarbeit waren die Folge. Die sozialdemokratische Bewegung des späten 19. Jahrhunderts hat genau hier angesetzt und Rechte für die Arbeiterschaft erkämpft, um diese Totalausbeutung abzufedern. Den Tieren gegenüber gibt es derartige Rechte zu ihrem Schutz bis heute nicht. Das Tierschutzgesetz orientiert sich praktisch ausnahmslos am Profitmaximierungsprinzip: genau jene Haltungform ist zulässig, mit der am meisten Profit aus den ausgebeuteten Tieren herausgepresst werden kann.

Betrachten wir z.B. die Situation der Schweine in Österreich. 5,5 Millionen Schweineschlachtungen pro Jahr stehen 8 Millionen ÖsterreicherInnen gegenüber. Fährt man durch das Land, sieht man überall Menschen aber nirgendwo Schweine, obwohl sich deren jeweilige Anzahl ca. 60:40 verteilt. Die überwiegende Mehrheit der Schweine ist in den agrarindustriellen Produktionsprozess eingebunden und der geschieht in großen Tierfabriken. So wie heute niemand mehr eigenhändig ein Auto zusammenschweißt, um es anschließend zu verkaufen, gibt es keine SchweinemästerInnen mehr, die einzelne Schweine für den Markt produzieren. In der Branche heißt es, dass unter einer Betriebsgröße von 600 Schweinen in der gegenwärtigen Situation nicht profitabel zu wirtschaften sei. Entsprechend werden die Betriebe laufend größer. Ein Trend, der bis heute anhält und sich weiter verschärft. Schweinefleisch ist eines der wenigen Produkte, das trotz aller Inflation heute weniger kostet als 1950. Dieser dramatische reale Produktionskostenrückgang wurde auf dem Rücken der Schweine erreicht. Jeder Aspekt ihrer Haltung in der Tierfabrik orientiert sich am maximalen Profit für den Betrieb.



So wird den Schweinen in der Tierfabrik gerade einmal 0,7 m<sup>2</sup> Platz pro 110 kg schwerem Tier zugebilligt, obwohl ein ausgestreckt liegendes Tier dieser Größe rund 1 m<sup>2</sup> Platz allein für den liegenden Körper benötigt. Je enger die Tiere zusammengedrängt sind, desto weniger bewegen sie sich und desto mehr ihrer Nahrung wird direkt an Körpermasse angelegt, anstelle in Bewegungs- und Wärmeenergie zu „verpuffen“. Für die SchweinemästerInnen ist Nahrungsenergie, die in Bewegung verloren geht anstatt zu Fleischzuwachs zu führen,

eine verlorene Investition. Die Folge für die Tiere ist die permanente Bewegungslosigkeit in viel zu kleinen Buchten.

Würde man einem Schwein Stroh geben, würde es deswegen nicht mehr oder rascher Fleisch produzieren. Umgekehrt kostet das Stroh aber nicht nur Geld, man muss auch noch jemanden bezahlen, der das vom Schwein verschmutzte Stroh wieder entfernt, um Ausfälle wegen Erkrankungen zu verhindern. Stattdessen ist ein Vollspaltenboden viel billiger. Die Tiere treten ihren Kot durch die Spalten und dieser lässt sich mühelos automatisch unterirdisch entsorgen. Die profitabelste Methode ist also die Schweine ohne Stroh auf Vollspaltenböden zu halten. Daher finden wir 86 Prozent aller Schweine Österreichs in dieser Haltungsform (siehe Verein Gegen Tierfabriken 2008). Dass dabei die Tiere, die unter natürlichen Umständen ihren Lebensbereich kotfrei halten insbesondere weil sie einen sehr ausgeprägten Geruchssinn haben, ununterbrochen in respektive über ihren Exkrementen leben müssen und fast flächendeckend Atemwegserkrankungen bekommen, ist das Problem der Schweine, nicht der SchweinemästerInnen. Solange sie nicht sterben oder der Fleischzuwachs zurückgeht, ist für die BetreiberInnen der Schweinefabriken alles in Ordnung.



Abferkelbucht. - 72 Prozent aller Muttersauen sind während der gesamten Schwangerschaft in Kastenständen zur vollkommenen Unbeweglichkeit verdammt und nach der Geburt in solchen Abferkelbuchten.

instinktiv zu ihrer Mutter gehen, wenn ihnen kalt wird. An die Mutter gekuschelte Ferkel können von dieser in der Tierfabrik aber leicht zerdrückt werden. Deshalb hängt man eine Infrarot-Wärmelampe in die Abferkelbucht, möglichst weit weg vom Muttertier, damit die Schweinekinder sich unter der

Selbst die Wärmelampe für die Ferkel in der Abferkelbucht lässt sich in diesem Licht neu interpretieren. Die weiblichen Schweine werden für die Geburt und die Zeit des Säugens mit ihren Ferkeln in eine kleine Abferkelbucht gesteckt, aber von ihren Kindern durch ein sogenanntes Abferkelgitter getrennt, d.i. ein körpergroßes Metallgitter, das die Schweine keinen Schritt gehen und sich auch nicht umdrehen lässt. Diese Maßnahme wird damit begründet, dass die Muttertiere durch die brutale Haltungsform psychisch krank wurden und völlig unnatürlich reagieren, indem sie ihre eigenen Kinder in totaler Gleichgültigkeit zerdrücken. Die Mutter, die bei Säugetieren in der Natur immer der größte Schutz für ihre Kinder ist, wird in der pathologischen Umgebung der Tierfabrik zu ihrer größten Gefahr. Um die profitabelste Produktionsform also nicht zu gefährden, liegt es im Interesse der FabrikbetreiberInnen den Kontakt zwischen Muttertier und Kindern möglichst zu reduzieren. Unter natürlichen Bedingungen baut die schwangere Schweinemutter ein Nest und wärmt ihre Kinder nach der Geburt durch ihre Körperwärme. In der Tierfabrik würden die Ferkel also

Lampe tummeln und die eigene Mutter, bis auf den nötigen Kontakt beim Säugen, meiden. Wieder sehen wir: die Wärmelampe ist Teil des Produktionssystems, das den Profit maximiert, und weder ein Recht der frierenden Tierkinder, noch eine mitfühlende Geste ihrer BesitzerInnen.

### Paradigmenwechsel in der Mensch-Tier Beziehung

Seit den 1980er Jahren gibt es eine moderne Tierschutzbewegung, die das Tier um seiner selbst willen schützen will. Dem modernen Tierschutz geht es nicht um Artenschutz oder Nachhaltigkeit, oder um die Sensibilität der Menschen oder um Tierschutz als Kulturgut, sondern um die Gefühle des individuellen Tieres. Im Mittelpunkt muss das leidensfähige Tier selbst stehen. Unterstützt von neuen Erkenntnissen der Biologie wird festgestellt, dass Tiere natürlich eigenständige Interessen haben. Daher wird eine neue Ethik postuliert, die auch diese Interessen berücksichtigt. Es ist keine Frage der Güte, Tiere artgemäß zu behandeln, sondern ihr Recht und ihr Anspruch auf Gerechtigkeit, die in ihrem Namen von der Gesellschaft eingefordert werden muss. Und diese Gerechtigkeit soll nicht nur jene Tiere betreffen, die als Haustiere vom Menschen geliebt oder als Wildtiere vom Menschen geachtet werden, sondern auch die sogenannten Nutztiere, die bisher immer an der untersten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie zu finden waren.

Die moderne Tierschutzbewegung erzielte schon bald einen beachtlichen Erfolg. Am 1. Juli 1988 trat ein neuer Paragraph im ABGB in Kraft, der den §285, der Tiere indirekt zu Sachen erklärt, etwas korrigiert:

**§285a. Tiere sind keine Sachen; sie werden durch besondere Gesetze geschützt. Die für Sachen geltenden Vorschriften sind auf Tiere nur insoweit anzuwenden, als keine abweichenden Regelungen bestehen.**

Diese sehr beeindruckende Erklärung, dass Tiere keine Sachen sind, wird im folgenden Satz aber sofort relativiert: auf Tiere werden dennoch die für Sachen geltenden Vorschriften angewandt. Mit anderen Worten, der Gesetzgeber erklärt rundheraus, dass Tiere keine Sachen sind, aber wie Sachen behandelt werden (Harrer und Graf 1994). Diese Definition ließe sich ganz ähnlich auf SklavInnen und Leibeigene anwenden, die im römischen Recht als bewegliche Sachen galten. Selbst nach Ansicht unseres Gesetzgebers wird also Tieren ein sklavenähnlicher Status zugesprochen. Sieht man sich die Gesetze an, die noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Behandlung der Arbeiterschaft oder auch z.B. der Dienstmädchen betrafen, dann ist hier wenig Unterschied zu erkennen. In allen diesen Fällen waren die Betroffenen ihren ArbeitgeberInnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Und so, wie die sozialdemokratische Bewegung vor 130 Jahren antrat, um die Situation der arbeitenden Bevölkerung zu verbessern, so tritt heute die Tierschutz- und Tierrechtsbewegung an, um die Situation der Nutztiere in ihren Produktionsstätten zu verbessern. Die Parallelen sind frappant. Die Verbesserung der Haltungsbedingungen kann direkt mit einer Gehaltserhöhung und einer Verbesserung der Arbeitssituation verglichen werden.

Betrachten wir z.B. das Verbot Legehühner in Käfigen zu halten, das ab 1. Jänner 2009 in Österreich in Kraft getreten ist. Die Produktionskosten haben sich für die Betriebe dadurch mehr als verdoppelt. Ein

Huhn in einer Bodenhaltung legt weniger Eier als in einer Legebatterie, und ein Huhn in Freilandhaltung noch weniger als in Bodenhaltung. Es hat sich also auch die Effizienz der Produktion, d.h. die Produktionsleistung pro Tier, verkleinert. Abgesehen davon passen doppelt so viele Hühner in eine gleich große Legebatteriehalle, wie in eine Bodenhaltungshalle. Die Besatzdichten pro Bodenfläche wurden durch das Legebatterieverbot halbiert. Dafür können die Tiere hochgestellte Sitzstangen, eingestreute Bodenflächen und eigene Nestboxen benutzen. Die Arbeitssituation der Tiere hat sich bedeutend verbessert. Ein Gutteil der Kosten der Mehrproduktion wurde auf die KonsumentInnen abgewälzt.



Ausgestaltete Legebatterien, wie sie in Österreich noch bis zum Jahr 2020 erlaubt sind.

Diese Verbesserung für die betroffenen Tiere wurde tatsächlich in Form eines Arbeitskampfes durch Tierschutzorganisationen regelrecht erstritten. Die Regierung war 2004 überhaupt nicht bereit, diesen Schritt zu vollziehen, die Verbände der TierfabriksbetreiberInnen mit ihrem Einfluss in höchste politische Kreise setzten alle Hebel in Bewegung, um diese Entwicklung zu verhindern. Doch in einer sehr intensiven, mehrmonatigen Konfrontation im ersten Halbjahr 2004, in deren Verlauf auf breiter Basis die öffentliche Meinung mobilisiert wurde, setzte sich die Tierschutzseite schließlich durch (Balluch 2009).

Und auch in der Realisierung der Verbesserung zeigt sich eine Parallele zur Situation der Arbeiterschaft um 1900. Im Fall der Tiere wurde, wie damals, von Seiten der ArbeitgeberInnen ein Weltuntergang beschworen, sollte den ArbeitnehmerInnen der geforderte Schutz gewährt werden. Und in beiden Fällen hat sich gezeigt, dass in der neuen Situation das Allgemeinwohl gestiegen, nicht gesunken, ist. Letztendlich haben alle von diesem Wandel profitiert. Solange Tierprodukte billige Massenware sind, werden sie auch in Massen konsumiert. Steigt ihr Preis, dann steigt auch ihr Wert und die Menge an Konsumation für diesen Luxusartikel geht zurück. Weniger Tierprodukte seltener genossen bedeutet aber auch weniger Tierleid, eine verbesserte Gesundheit der Menschen und eine beachtliche Schonung der natürlichen Ressourcen sowie eine Reduktion des Klimawandels. Immerhin schlägt die Fleischproduktion in Sachen Klimaerwärmung mit 18% Beitrag zu Buche. Damit ist der Fleischkonsum eine größere Klimasünde als das Autofahren.

Doch in Österreich hatte der Arbeitskampf für die Interessen der Tiere und die so erreichten Standards in ihrer Arbeitssituation eine erschreckend gewalttätige staatliche Reaktion zur Folge. Seit dem Erfolg

des Legebatterieverbots 2004 wurden Tierschutzorganisationen zunehmend Ziel von Überwachungsmaßnahmen des Bundesamtes für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung. Ab November 2006 begannen intensive Ermittlungen, die seit April 2007 von einer eigenen Sonderkommission mit bis zu 32 MitarbeiterInnen und einigen zusätzlichen Sondereinheiten für die Observation durchgeführt werden. Im Mai 2008 wurden unter dem Vorwand, es gäbe im Tierschutz eine große kriminelle Organisation, die Einfluss auf Wirtschaft und Politik nehmen will, und die mindestens 16 Tierschutzorganisationen umfasse, zunächst 23 und später insgesamt 30 Wohnungen und Tierschutzbüros von bewaffneten Einheiten der WEGA durchsucht und leergeräumt. Sechs Tierschutzorganisationen waren direkt betroffen, weil sie nach der Polizeiaktion ein Jahr lang und mehr ohne ihre Infrastruktur, ohne Daten und Filmarchive und ohne Kontakt zu ihren Mitgliedern auskommen mussten. Die WEGA Einheiten drangen mit Gewalt in der Nacht in die Wohnungen und Büros ein, indem sie mittels Rammbock die Türen einschlugen, bedrohten die Anwesenden mit gezogenen Sturmgewehren und räumten anschließend sämtliche Computer, Aktenordner, Filmarchive, Mitgliederdateien und alles, was eine Organisation zum Funktionieren braucht in bereitstehende Lastkraftwagen. Der Tierschutz wurde für Jahre lahmgelegt, zehn führende TierschutzaktivistInnen kamen für insgesamt dreiheinhalb Monate in Untersuchungshaft.

Offensichtlich fällt es den etablierten Machtstrukturen sehr schwer sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass es ab sofort auch eine politisch wehrhafte Anwaltschaft der Tiere in der Gesellschaft geben soll. Aber dieser Schritt war in Wahrheit schon längst fällig. Heute gibt es wohl kaum jemanden, der ernsthaft bezweifelt, dass Tiere ein Bewusstsein, Gefühle und damit Interessen haben, die genauso in einer Demokratie vertreten sein müssen, wie alle anderen Interessensgruppen ihre Vertretungen haben. Früher oder später werden diese Anwaltschaften der Tiere auch vom Staat finanziert werden müssen, weil es kann wohl nicht vom Idealismus altruistischer Menschen abhängen, dass die Schwächsten in unserer Gesellschaft demokratisch vertreten sind und ihre Interessen Berücksichtigung finden.

Ein erster Schritt in diese Richtung wurde vom Gesetzgeber bereits im Jahr 2005 anlässlich der Einführung des Bundestierschutzgesetzes durch die Schaffung einer neuen Institution, der Tierschutzombudschafte, gesetzt. Die Tierschutzombudsperson ist weisungsfrei und von jedem Bundesland für die Zeit von 5 Jahren eingesetzt. Idealerweise sollte sie mit einem Büro und einem Stab von MitarbeiterInnen versehen sein, wie das leider in manchen Bundesländern noch immer nicht der Fall ist. Ihre Aufgabe ist es, im Interesse der betroffenen Tiere den Vollzug der Tierschutzgesetze zu überwachen. Sie macht selbst keine Kontrollen in den Betrieben, sondern dient dafür, diese Kontrollen zu kontrollieren. Zu diesem Zweck hat sie Parteienstellung in allen Verfahren nach dem Tierschutzgesetz, kann Akteneinsicht nehmen und sogar gegen falsche Entscheidungen im Namen der betroffenen Tiere zum unabhängigen Verwaltungssenat berufen. Um zu verhindern in diesem Zusammenhang von Interessen der Tiere zu sprechen, da Tiere vor dem Gesetz ja Sachen sind, müssen Tierschutzombudspersonen formal im Interesse des Tierschutzes – nicht der Tiere – handeln, also im Interesse eines gesellschaftlichen Wertes, nicht von individuellen Wesen.

In Zürich, in der Schweiz, gibt es sogar einen Tieranwalt, der in allen strafrechtlichen Prozessen wegen Tierquälerei Parteienstellung hat und in die Verfahren eingreifen kann. Er wird dafür vom Kanton finanziert. In Zukunft muss anerkannt werden, dass auch Tiere Interessen haben, und dass diese Inte-

ressen daher sowohl politisch als auch vor Gericht berücksichtigt und vertreten werden müssen. Im Fall von Tierquälerei z.B., wenn ein Landwirt das Tierschutzgesetz übertritt, geht es vor Gericht ja sozusagen um den Streit zwischen einer Person, dem Eigentümer, und einer Sache, seinem Eigentum. Aufgrund dieser starken Asymmetrie herrscht in dieser Situation keine „Waffengleichheit“ vor Gericht und die Gerechtigkeit wird sich nur in den seltensten Fällen durchsetzen. Deshalb haben wir ein eklatantes Vollzugsdefizit im Tierschutz. Um diesen Zustand zu ändern und die Asymmetrie auszugleichen, brauchen wir neben gut finanzierten Tierschutzombudsschaften und Tieranwaltschaften auch eine anerkannte politische Anwaltschaft, die in die politischen Entscheidungen voll mit eingebunden ist, und zusätzlich ein Verbandsklagerecht für Tierschutzverbände. Erst dadurch könnte Gerechtigkeit für die Tiere in unserer Gesellschaft geschaffen werden.

### **Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser: Kontrollstelle für artgemäße Nutztierhaltung**

Im Jahr 1994 wollte der Verein Gegen Tierfabriken VGT überprüfen, ob die in den Supermärkten als Freiland- oder Bodenhaltungseier deklarierten Schaleneier wirklich aus diesen Haltungsformen stammten. Die TierschutzaktivistInnen fanden heraus, dass eine derartige Kontrolle mit einer UV-Lampe bewerkstelligt werden kann. Wenn ein Huhn ein Ei legt, dann ist das Ei unmittelbar beim Legen von einer feinen Haut überzogen, die sofort trocknet. Fällt das Ei beim Legen auf den Gitterboden eines Käfigs, so werden die Abrollspuren mit einer charakteristischen Breite des Gitters auf dieser feinen Haut abgedrückt, bevor sie eintrocknet. Bestrahlt man das Ei später mit einem UV-Licht, dann zeichnen sich diese Gitterspuren als helle, parallele Striche ab.

Die AktivistInnen des VGT beschafften sich also handliche UV-Lampen, mit denen sie in den Supermärkten Kontrollen durchführten. Tatsächlich waren 25 Prozent der Eier falsch deklariert, d.h. sie waren eigentlich Legebatterieeier, obwohl Freiland- oder Bodenhaltung auf der Verpackung stand. Die mit diesem Ergebnis konfrontierten Supermärkte waren vor die Wahl gestellt, entweder in der Öffentlichkeit diese Falschdeklaration erklären zu müssen, oder mit dem Tierschutz zusammenzuarbeiten und durch lückenlose Kontrollen den Missstand abzustellen. Sie entschieden sich für letzteres.

In der Folge wurde im Jahr 1995 die Kontrollstelle für artgemäße Nutztierhaltung gegründet, die vollständig im Eigentum von Tierschutzorganisationen steht. Aus den alleinigen UV-Kontrollen der Gründerzeit, die bis heute bundesweit durchgeführt werden, entwickelte sich ein ganzes, lückenloses Kontrollsystem inklusive Kontrollen am Legebetrieb und an den Packstellen. Für jene Betriebe, die sich kontrollieren lassen, wurde ein eigenes Prüfzeichen „Tierschutz geprüft“ eingeführt, das zusätzlich Mindestanforderungen für eine bessere Tierhaltung vorschreibt.

Die Legebetriebe werden einmal pro Jahr unangekündigt von KontrolleurInnen der Kontrollstelle besucht. Anhand der Vorgaben werden die Haltungsbedingungen geprüft, dabei die Stallungen genau vermessen und Skizzen angefertigt. Beanstandete Mängel müssen innerhalb einer zeitlichen Frist behoben werden. Zusätzlich zu den Haltungskontrollen werden Futtermittel- und Hygienechecks durchgeführt. Weiters gibt es eine Warenflusskontrolle, die viermal pro Jahr an den Packstellen stattfindet. Da diese Kontrollen seitens des Tierschutzes durchgeführt werden, steckt kein finanzielles Interesse dahinter. Die Betriebe müssen zwar für die Kosten der Kontrollen aufkommen, aber nichts von diesem eingenommenen Geld kommt den Tierschutzorganisationen selbst zu, sondern es wird ausschließlich wieder für den Kontrollaufwand verwendet. Diese Art der Kontrolle von Tierschutzauf-

lagen wird von den KonsumentInnen als vertrauenswürdig erachtet. Das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit hat die Kontrollstelle für artgemäße Nutztierhaltung im Februar 2004 staatlich akkreditiert.

Da zu dieser Kontrollstelle auch Beiräte aus der akademischen Wissenschaft und der Produzentenseite gehören, konnten mit einer gemeinsamen Anstrengung in einem eigenen wissenschaftlichen Projekt jene Faktoren isoliert werden, die bei Hühnern zum sogenannten Kannibalismus und zum Federpicken führen. Dabei hacken die Tiere aufeinander ein, bis sie schwere Wunden haben oder sogar sterben. In der Tierindustrie geht man durch Schnabelstutzen gegen diese Verhaltensstörungen vor. Doch das Abschneiden der Schnabelspitze kann keine Lösung sein. Einerseits entstehen diese Verhaltensstörungen nur, wenn die Tiere unter zu wenig Platz, schlechtem Stallklima und zu wenig Beschäftigungsmaterial leiden - was ja durch einen gestutzten Schnabel nicht behoben wird - und andererseits ist die Schnabelspitze ein empfindliches Sinnesorgan zum Picken und Tasten, das mit den menschlichen Fingerspitzen verglichen werden kann. Das Abschneiden ohne Betäubung ist für die Tiere außerdem sehr schmerzhaft, ohne Schnabelspitze sind sie regelrecht amputiert und in ihrem Verhalten stark eingeschränkt. Durch die Ergebnisse des Projekts war es in Österreich möglich, Kannibalismus und Federpicken praktisch völlig zum Verschwinden zu bringen, sodass kein Betrieb heute mehr das Schnabelstutzen praktiziert.



VGT-Bürobesetzung beim NÖ Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll. Anlass: Die tierquälerischen Bedingungen in einer niederösterreichischen Legebatterie und die Forderung nach einem generellen Verbot von Legebatterien.

Platz als in den konventionellen. Zusätzlich werden ihnen eine Sitzstange mit 5 cm Platz pro Huhn im Käfig, ein Vorhang aus Plastikstreifen als Separee zum Eierlegen und eine winzige Fußabstreifmatte zum Scharren geboten, die unter diesen Umständen praktisch keine Verbesserung zum Gedränge im Käfig darstellen.

Nach allem, was wir heute wissen, war dieser Schritt weg vom Profitmaximierungsprinzip nachhaltig, weil alle Supermärkte nach einer intensiven Kampagne des Vereins Gegen Tierfabriken schon seit 2007

Momentan (im Jahr 2009), nachdem am 1. Jänner das Legebatterieverbot in Kraft getreten ist, sind die allermeisten Betriebe mit Legehühnern Teil des Kontrollsystems der Kontrollstelle für artgemäße Nutztierhaltung. In der Legehennenhaltung konnte damit tatsächlich ein relevanter Schritt weg vom Profitmaximierungsprinzip durchgeführt werden. Immerhin gilt das Käfighaltungsverbot auch für die sogenannten ausgestalteten Käfigsysteme und für die deutschen Kleinvolieren, was bisher in der EU einzigartig ist. Die gesamte EU will ja erst 2012 von den konventionellen auf die ausgestalteten Käfigsysteme umsteigen und dann bis auf weiteres an diesen Systemen festhalten. Dabei haben die Hühner in den ausgestalteten Käfigen praktisch nicht mehr

keine Schale Eier aus Legebatterien mehr verkaufen. Darüber hinaus sind viele verarbeitende Firmen und manche Gastronomiebetriebe diesem Beispiel gefolgt. Den KonsumentInnen scheinen Käfigeier nicht zu fehlen, weil sich weder ein „Eiertourismus“ ins Ausland noch ein Schwarzmarkt für ausländische Käfigeier entwickelt hat. Zwar stieg der Import von Käfigeiern von etwa 20 auf 25 Prozent, das betrifft jedoch nur Flüssigeier für die industrielle Verarbeitung. Alles in allem ist das Projekt Tierschutzkontrolle samt Verbot von Legebatterien als ein großer Erfolg anzusehen. In Zukunft wird man sich aber auch hier weitere Fortschritte überlegen müssen. Z.B. sollten alle Hühner Ausgang ins Freie haben und sei es nur im Rahmen eines sogenannten Außenscharrraums, d.i. ein überdachter und planbefestigter Außenraum mit Einstreu, den die Tiere das ganze Jahr über, auch bei tiefer Schneelage, betreten können. Die frische Luft, die durch diesen Ausgang den Tieren geboten wird, ist für die Tiere essentiell und hebt nicht zuletzt die Klimaqualität in der Bodenhaltungshalle selbst.

Das Fernziel müsste natürlich eine Freilandhaltung für alle Hühner sein. Die Tiere dürften auch nicht in zu großen Gruppen leben müssen, sodass sich ein persönliches Verhältnis untereinander etablieren kann. Eine ideale Gruppengröße für diesen Zweck bilden 25 Hühner, allerdings müsste dann auch der Konsum von Eiern so weit zurückgegangen sein, dass eine derart kleinstrukturierte Haltungsform den Markt abdecken kann.

### Tierschutz geprüfte Fleischproduktion

In allen anderen Bereichen der Tierhaltung sind wir im Moment noch meilenweit von einem ähnlichen Fortschritt wie bei der Legehuhnhaltung entfernt. Am ehesten kann noch das bereits beschlossene Käfighaltungsverbot für Kaninchen, die zum Zweck der Fleischproduktion gehalten werden, als ein solcher Fortschritt gesehen werden, der er zweifellos ist, allerdings ist weder die Umsetzung abgeschlossen, noch gab es in Österreich eine breit etablierte Kaninchenfleischproduktion. Im Jahr 2012 soll das Käfigverbot in Kraft treten. Im Moment werden die Haltungsvorschriften für alternative Buchtenssysteme diskutiert. Bei Kaninchen stellt sich das Problem, dass sie in unseren Breiten sehr krankheitsanfällig sind und es daher in einer Freilandhaltung auf einer fixen Weide besonders bei feuchtkaltem Wetter zu hohen Sterblichkeitsraten kommt. Es gibt allerdings bereits Projekte mit Wechselweide oder anderen Freilandhaltungsformen, vor allem in der Schweiz, bei denen die Sterblichkeitsraten minimiert werden konnten (Balluch 2007). Es bleibt abzuwarten, ob die Verordnungen zum Käfigverbotsgesetz ab 2012 in der Praxis übernommen werden und auch wirklich in Kraft treten. Da der Tierschutz durch eine Reihe staatlicher Einschränkungsmaßnahmen (wie weiter oben beschrieben), die aufgrund seiner bisherigen Erfolge gesetzt wurden, momentan sehr geschwächt ist, wird erst die Zukunft zeigen, ob das Käfighaltungsverbot in der Kaninchenzucht und -mast aufrecht erhalten wird. Eine ideale Haltungsform scheint es jedenfalls für Kaninchen in unseren Breiten überhaupt nicht zu geben, sonst würden sie nicht in der Freilandhaltung derartig leicht erkranken und in der gängigen Käfig- und Buchtenmast ständig Antibiotika im Futter verabreicht bekommen. Da es in Österreich keine große Nachfrage nach Kaninchenfleisch gibt, sollte die Nutzung von Kaninchen zur Fleischproduktion grundsätzlich überdacht werden.

Mittlerweile wurde im Jahr 2007 von den Tierschutzorganisationen, die auch Eigentümer der Kontrollstelle für artgemäße Nutztierhaltung sind, die Gesellschaft für artgemäße Nutztierhaltung gegründet. Ziel war es, das ursprünglich als Kontrollgütesiegel entwickelte Zeichen „Tierschutz



geprüft“ zu einem Tierschutz-Gütesiegel für zertifizierte artgemäße Haltungen in allen Nutztierbereichen auszuweiten. Für eine Reihe von Themen, die den KonsumentInnen wichtig sind, gibt es eigene Gütesiegel: Menschenrechte (fair trade), Umweltschutz (Biosiegel), Gentechnische Manipulation (gentechnikfrei) usw. Auch wenn die Biosiegel eine bessere Tierhaltung umfassen, so ist der Umweltschutz vom Tierschutz doch deutlich zu trennen. Und manche der für die Biozertifizierung vorgeschriebenen Anforderungen an die Tierhaltung sind für echten Tierschutz und die Bezeichnung „artgemäße Nutztierhaltung“ nicht ausreichend. So werden beispielsweise noch immer so genannte Kuhtrainer eingesetzt, d.i. ein elektrisch geladener Draht über dem Widerrist der Rinder, der diesen einen elektrischen Schlag beim Defäkieren gibt, wenn sie nicht einen Schritt zurücktreten und direkt über das Gitter koten. Darüber hinaus haben die meisten Biobetriebe in der Schweineproduktion keine Freilandhaltung, obwohl der Ausgang ins Freie für eine artgemäße Haltung als eine Grundvoraussetzung angesehen werden muss.

Es ist demzufolge allerhöchste Zeit für ein eigenes Gütesiegel mit speziellen Tierschutzanforderungen. EU-weit wird behördlicherseits ebenfalls über ein einheitliches Tierschutzgütesiegel nachgedacht, die Prioritäten der Brüsseler Bürokratie und des Tierschutzes liegen jedoch zuweilen weit genug auseinander, sodass die Erarbeitung eines Tierschutz-Gütesiegels durch die Tierschutzorganisationen selbst geboten erscheint. In der Mastgeflügelhaltung sind die entsprechenden Richtlinien bereits beschlossen. Es gibt bereits Betriebe, die „Tierschutz geprüft“ Hühner- und Putenfleisch verkaufen.

Das größte Tierschutzproblem beim Mastgeflügel sind die Qualzuchtungen und die hohen Besatzdichten (VGT 2008). Wiederum spielen die beiden Aspekte, dass man mit Tieren als Sachen nach Willkür umgehen kann und dass der kapitalistische Markt herrscht, die entscheidende Rolle. Um billiger als die Konkurrenz zu produzieren, werden die Tiere mit aller Gewalt (im wahrsten Sinn des Wortes) darauf gezüchtet, dass sie möglichst rasch wachsen, damit die Fütterungsperiode möglichst kurz bleibt. Die im Moment bestehenden „Superrassen“, die den gesamten Geflügelmarkt dominieren, werden weltweit von 6 Firmen verkauft. Die Brütereien bekommen von diesen Firmen Elterntiere, die die Bruteier legen. Die Elterntiere stammen aus Kreuzungen reinrassiger Großelterntiere, die aus den Elterntieren nicht mehr rückkreuzbar sind, sodass die Brütereien nach dem Tod der Elterntiere neue nachkaufen müssen und dadurch von den Produktionsfirmen abhängig bleiben. Durch diese Kreuzungen entstehen die rasend schnell wachsenden Hybridrassen aus den Bruteiern, die bereits nach 35 Tagen über 2 kg Schlachtgewicht haben. Zu diesem Zeitpunkt leiden alle diese Tiere unter schweren Gelenkschmerzen und mindestens ein Drittel hat gebrochene Knochen, wenn sie im Schlachthof ankommen. Bleiben diese Hühner am Leben, so sieht man erst, wohin sich diese Qualzucht entwickelt hat. Die Hühner werden gut 30 kg schwer, können keinen Schritt mehr gehen und zappeln hilflos mit den Beinen in der Luft, wenn sie umfallen, wie eine Schildkröte, die am Rücken liegt. Das ganze Leben ist für diese Tiere nur noch eine Qual. Bei den Mastputen ist die Situation nicht anders. Auch dort wurden die Tiere durch selektive Züchtung zu wahren Monstern, deren bloße Existenz Leiden bedeutet.

Zusätzlich versuchen die ProduzentInnen dadurch Nahrung zu sparen, dass sie die Tiere in möglichst hohen Besatzdichten eng zusammendrängen. Über 40 Kilogramm Lebendgewicht von Hühnern (also fast 30 Tiere) pro Quadratmeter ist dabei keine Seltenheit. In Österreich gilt zwar seit langem eine maximale Besatzdichte von 30 kg/m<sup>2</sup> für Masthühner, allerdings wird diese Vorgabe nach Angaben des

Landwirtschaftsministeriums nicht eingehalten (mündliche Auskunft). Seit geraumer Zeit fordern die MastflügelproduzentInnen, dass die gesetzlich vorgeschriebenen maximalen Besatzdichten bei Hühnern um 30 Prozent und bei Puten sogar um 50 Prozent erhöht werden sollen. Bei einem derartigen Besatz wäre über 92 Prozent der Bodenfläche allein durch die Körper der Tiere angefüllt, es würde kein Platz mehr für irgendeine Bewegung frei bleiben.



In riesigen, fensterlosen Hallen werden die Masthühner in nur 35 Tagen auf ihr Schlachtgewicht gemästet. Die Interessenvertretung der Bauernschaft ist nun bemüht, diese Besatzdichte um ein Drittel zu erhöhen!

Nach einer wissenschaftlichen Studie, die von der EU-Kommission in Auftrag gegeben worden ist, können durch eine derartige Erhöhung der Besatzdichte ca. 4-5 Prozent der Produktionskosten eingespart werden (report of the scientific committee on animal health and animal welfare, 21st March 2000, „The welfare of chickens kept for meat production (broilers), SANCO.B.3/AH/R15/2000). Auf der anderen Seite steigt dadurch die Sterberate der Hühner, sodass damit gerechnet werden muss, dass 2,1 Millionen Hühner zusätzlich pro Jahr an den grausamen Haltungsbedingungen zu Tode kommen würden. Das bedeutet aus Tierschutzsicht, dass mit der angepeilten Besatzdichtenerhöhung eine 4-5 prozentige Produktionskostensparnis durch den grausamen Tod von 2,1 Millionen Hühnern pro Jahr erkaufte werden würde!

Die zentralen Eckpfeiler des Tierschutz-Gütesiegels „Tierschutz geprüft“ in der Geflügelhaltung sind zusammengefasst, dass nur eine langsam wachsende Rasse eingesetzt und die Besatzdichte 21 kg/m<sup>2</sup> nicht überschritten werden darf. Die Freilandhaltung von Masthühnern ist mit dem Problem konfrontiert, dass Legehennen bei Schneelage nicht ins Freie gehen, Masthühner - auch wenn sie langsamer wachsen - nur zwei Monate leben. Wird ein Masthuhn also im Winter insbesondere in höheren Lagen geboren, dann kann es auch in der besten Haltung niemals im Leben eine Weide nutzen. Daher ist ein überdachter Außenklimaraum neben dem freien Zugang zu einer Weide für eine artgerechte Mastgeflügelhaltung unumgänglich.

Bei den Schweinen hat eine Reihe von Studien bestätigt, dass in Österreich katastrophale Haltungsbedingungen vorherrschen (VGT 2008). Hierzulande wird diesen Tieren gerade einmal das, was die EU als Minimum vorsieht, geboten: 0,7 m<sup>2</sup> Bodenfläche für ein 110 Kilogramm schweres Schwein, Vollspaltenboden ohne Strohstreue, Kastenstand und Abferkelgitter. Eine artgemäße Haltung muss hier, neben dem Zugang ins Freie, auf jeden Fall deutliche Verbesserungen bieten. In England ist die Freilandhaltung von Schweinen durchaus verbreitet. Dort werden die Tiere in Gruppen auf einem Acker gehalten, als Unterstand dient eine Wellblechhütte.



86% der Schweine in Österreich leben auf Vollspaltenböden.

Auf Österreich würde diese Haltungsform angeblich wegen des Klimas nicht eins zu eins übertragbar sein, argumentiert die Interessensvertretung der SchweinemästerInnen. Hier gab es einige Versuche mit einer Waldschweinehaltung, doch hat sich bis heute keine echte Freilandschweinehaltung am Markt etabliert. Im Gegensatz zum Freilandeier ist der Begriff „Freilandschnitzel“ für Schweinefleisch überhaupt nicht vorhanden. In Österreich erwartet man billigstes Schweinefleisch als Wiener Schnitzel, bisher gibt es, so scheint es, kaum einen Markt für Alternativen. Zwar werden einige Bio- und Freilandschweinefleischprodukte angeboten, aber ein Boom wie bei den Freilandeiern steht noch aus. Die Schweinefleischindustrie ist die größte Sparte der Fleischindustrie in Österreich, deckt sie doch 60 Prozent der Produktion und des Verbrauchs ab. Einer derart geballten Wirtschaftsmacht ist sehr schwer beizukommen. Das dürfte der wesentlichste Grund dafür sein, dass sich weder in der konventionellen Schweinehaltung noch in der Freilandsparte merkbare Fortschritte zeigen.



Die ganzjährige Anbindehaltung von Kühen ist gerade bei kleineren Betrieben noch gängige Praxis in Österreich. Das Gesetz würde einen Auslauf an mindestens 90 Tagen fordern.

Auch in der Rinderhaltung ist die Situation aus tierschützerischer Sicht katastrophal (VGT 2008). Mit In-Kraft-Treten des Bundestier-schutzgesetzes 2005 wurde das Ende der mittelalterlichen Anbindehaltung vor allem von Milchkühen gefeiert. Doch zu früh: in letzter Sekunde wurde von der Interessensvertretung der Tierindustrie eine Reihe von Ausnahmen in das Gesetz reklamiert, die sicherstellen, dass sich RinderhalterInnen nicht an das Anbindehaltungsverbot halten müssen. Einerseits ist der vorgeschriebene Weidegang von 90 Tagen im Jahr nur sehr schwer zu kontrollieren. Andererseits können die LandwirtInnen sich selbst ohne Behördengang eine Ausnahmegenehmigung für das Anbindehal-

tungsverbot erteilen, wenn sie meinen, es gäbe keine geeignete Weidefläche oder die baulichen Gegebenheiten wären nicht entsprechend oder es wäre aus Sicherheitsgründen nicht zu verantworten, die Tiere auf eine Weide zu treiben.

Das Resultat ist, dass die Anbindehaltung weit verbreitet geblieben ist. Ebenso muss die Enthornung als äußerst problematisch gesehen werden, die in den ersten zwei Lebenswochen ohne Schmerzausschaltung zulässig ist, wenn sie mit einem Brenngerät vorgenommen wird. Dieser brutale Eingriff wird von RinderhalterInnen als notwendig erachtet, weil sonst die Gefahr bestünde, dass sie von ihren Tieren verletzt werden würden. Kühe werden allerdings nur aggressiv, wenn sie entweder zu wenig Platz haben oder von den HalterInnen schlecht behandelt werden. Selbst für Ziegen, für die die Enthornung bereits verboten war, wurde dieses Verbot mit demselben Argument wieder aufgehoben.



Mastrinder werden vorwiegend in Buchten mit Vollspaltenboden gemästet



Auch Kälber dürfen ab dem 4. Lebensmonat auf Vollspaltenboden gehalten werden.

Wie die Mastschweine, so befinden sich auch die Mastrinder fast immer in viel zu engen Buchten mit Vollspaltenboden und ohne Stroheinstreu. Vergleichbar mit der Situation der Schweine muss auch hier ein Tierschutz-Gütesiegel deutliche Veränderungen fordern. Diese Anforderungen, zusammen mit dem freien Zugang zu einer Weide, führen zwar zu Tierschutz-Kriterien für die Rindfleischproduktion, nicht aber für die Milchproduktion. Für die kommerzielle Herstellung von Milch wird praktisch immer sehr früh das Kalb von seiner Mutter getrennt, damit die Menschen die Milch bekommen, die von der Natur für das Kalb vorgesehen ist. Diese Mutter-Kind Trennung kann aus tierschützerischer Sicht unter keinen Umständen als artgemäß bezeichnet werden, weshalb bisher keine Tierschutz-geprüft Kriterien für Milchprodukte existieren. In Asien, Afrika und Lateinamerika gibt es Milchkühhaltungen, bei denen das Kalb bei der Mutter bleibt und auch von der Milch trinken kann. Angesichts der Milchüberschüsse der EU-Länder wie auch der USA wäre das im Westen eine zielführende Maßnahme.

Gerade was die Milchproduktion betrifft, gibt es in letzter Zeit viele Proteste seitens der Bauernschaft, weil der Milchpreis zu niedrig sei. Das ist sicher richtig. Allerdings wurden in der Diskussion über den fairen Preis bisher die Interessen der eigentlichen Produzentinnen, nämlich der Milchkühe, übergangen. Die Milchkuh steht, wie gesagt, zu den LandwirtInnen in einem Verhältnis wie die ArbeitnehmerInnen zu den ArbeitgeberInnen. Wenn also die LandwirtInnen – die ArbeitgeberInnen – einen höheren Preis für ihre Produkte auf dem Markt verlangen, dann heißt das überhaupt nicht, dass auch die Kühe, sprich ArbeitnehmerInnen, mehr davon bekommen. Allein schon, dass die Diskussion über den Milchpreis diesen Aspekt völlig außer Acht lässt, belegt, wie wenig Sensibilität in unserer Gesellschaft bisher für die Interessen der Tiere herrscht, und wie sehr sie noch als Sache und rechtloses Eigentum, mit dem man nach Willkür umgehen kann, gesehen werden.

Darüber hinaus problematisch ist für das Tierschutz Gütesiegel, dass neben den Haltungsbedingungen in der Mast auch die Zucht, der Transport und die Schlachtung vom Standpunkt des Tierschutzes eine wesentliche Rolle spielen. Selbst wenn Mastferkeln z.B. genügend Platz und Auslauf zur Verfügung gestellt wird, kann die entsprechende Schweinefleischproduktion nicht als artgemäß bezeichnet werden, wenn die Ferkel aus einer Zucht stammen, in der die Muttersau lebenslang im Kastenstand steht. Damit aber derart übergreifende Tierschutz Qualitätskriterien greifen können, müssen die Zulieferer für die Mastbetriebe, die Transportfirma und der Schlachthof sowohl in das Kontrollschema als auch in die Gütesiegelkriterien miteinbezogen werden. Fänden sich dann z.B. Mastbetriebe bereit, die entsprechenden Kriterien zu erfüllen, mangelt es jedoch an einem Zuchtbetrieb, der dazu auch bereit ist und der diese Betriebe beliefern würde, ist das Projekt bereits gescheitert. Wohin man schaut, die profitorientierte industrielle Marktwirtschaft führt für leidensfähige Lebewesen zu Bedingungen, die ein artgemäßes Leben dramatisch erschweren.

### Vom Tiergerechtheitsindex zum Projekt Welfare Quality

Ein Tierschutz-Gütesiegel für jene KonsumentInnen, die bereit sind, von sich aus und ohne Aussicht auf globale Änderungen für einen besseren Umgang mit Tieren mehr zu bezahlen, ist schön und wichtig. Es kann jedoch bestenfalls als Pionierleistung für die tierhaltende Landwirtschaft im 21. Jahrhundert verstanden werden. TierproduzentInnen argumentieren gerne, eine freie Gesellschaft müsse allen freistellen, wie sie leben wollen. Diejenigen, die eine brutale, tierquälerische Tierhaltung

betreiben und die Billigprodukte daraus konsumieren wollen, sollen das ebenso tun können, wie jene, die bereit sind, mehr für eine bessere Tierhaltung zu bezahlen.

Dieses Argument klingt nach bürgerlicher Freiheit, ist meines Erachtens jedoch das Gegenteil. Die Freiheit der eigenen Faust endet vor dem Gesicht meines Nächsten. Der beliebige Umgang mit Tieren sollte nicht der Freiheit des Individuums unterliegen. Vielmehr müssten Tiere als unsere „Nächsten“ aufgefasst werden, sodass ihr Wohlergehen den Menschen ein Anliegen ist. Werden die Menschen in Umfragen dazu befragt, ob sie schärfere Tierschutzgesetze wollen, auch wenn das teurere Tierprodukte bedeutet, dann finden sich regelmäßig große Mehrheiten dafür. Die Menschen sind sehr wohl bereit, viel mehr für Tierprodukte zu bezahlen, wenn das auch wirklich eine Änderung für die Tiere bedeutet. Wenn sie aber mehr bezahlen als andere KonsumentInnen, sich also für die gute Sache opfern, aber ohne, dass das global gesehen die Situation der Tiere merkbar verbessert, dann greifen auch sie bald wieder zum Billigprodukt, weil sie es als unfair empfinden, einen teureren Preis zu bezahlen. Ein Beispiel dafür ist das Legebatterieverbot. Im Jahr 2004 waren 80 Prozent der Menschen in Österreich für ein Legebatterieverbot, aber nur 20 Prozent der Eier, die in Österreich gekauft wurden, waren nicht aus Legebatterien. Mit anderen Worten: Die meisten Menschen, die für ein Verbot von Legebatterien waren, haben selbst Legebatterieier gekauft. Kaum war das Legebatterieverbot umgesetzt und keine Käfigeier mehr erhältlich, sind sie niemandem abgegangen und alle Menschen waren bereit, mehr für Eier aus besseren Haltungsformen zu bezahlen. Wenn aber die Menschen das Gefühl haben, sie bezahlen mehr für praktisch dasselbe Produkt, das andere billiger einkaufen, und trotzdem ändert sich nichts für die betroffenen Tiere, dann werden sie gegen ihre Überzeugung zum billigen Tierfabrikprodukt greifen.

Diejenigen Menschen, die also nach dem Tierschutz-Gütesiegel einkaufen, sind die Pioniere. Sie investieren ihr Geld dafür, dass sich artgemäßere Haltungsformen in der Tierproduktion etablieren, damit wir eines Tages die konventionelle Produktion komplett in diese Richtung umstellen können. Und das darf bei dieser Diskussion nicht übersehen werden: es muss eine stetige Entwicklung in der Tierhaltung zu immer strengeren Tierschutzbestimmungen geben. Die konventionellen Tierfabrikproduktionsformen sind Altlasten, die wir aus der Zeit der Aufklärung mit seiner veralteten Sichtweise von Tieren als Sachen überliefert bekommen haben. Diese Altlasten müssen wir jetzt abbauen. Der Arbeitskampf für bessere Bedingungen für die Tiere, die in die Tierproduktion eingebunden sind, hat gerade erst begonnen.

Die Basis für die Forderungen nach besseren „Arbeitsbedingungen“, wie sie im Tierschutz Gütesiegel zum Ausdruck kommen, bildet bisher der sogenannte Tiergerechtheitsindex, kurz TGI. Dieser wurde in den 1980er Jahren von Helmut Bartussek an der Bundesanstalt für alpenländische Landwirtschaft entwickelt (Bartussek 1995). Der TGI ist ein Versuch, Haltungssysteme nach ihrer Tiergerechtigkeit objektiv zu bewerten. Die zentralen Kriterien dabei sind:

- ◆ Betreuungsintensität
- ◆ Bewegungsfreiheit
- ◆ Sozialkontakt
- ◆ Bodenbeschaffenheit
- ◆ Stallklima

Für jedes dieser Kriterien werden je nach Qualität in dem zu bewertenden Betrieb Punkte vergeben. Bei einem theoretischen Punktemaximum von 45 gibt es die folgenden Bewertungsstufen:

- a. Konventionelle Produktion (bis 20 Punkte)
- b. Tierschonende Produktion (21-24 Punkte)
- c. Tiergerechte Haltung (25-28 Punkte)
- d. Sehr tiergerechte Haltung (über 28 Punkte)

Der TGI ist ein pragmatischer Kompromiss zwischen leichter Anwendbarkeit, wissenschaftlicher Objektivität und Erfassen des komplexen Problems des Wohlbefindens individueller Tiere. Mängel in einem gewissen Bereich wie z.B. Stallklima kann man durch ein vorbildliches Angebot in einem anderen Bereich wie z.B. Bewegungsfreiheit wieder ausbügeln. Um ein Tierschutz-Kriterium für ein Gütesiegel zu erfüllen, müssen also neben gewissen Mindestvoraussetzungen auch mindestens 28 TGI-Punkte erreicht werden. Das System lässt sich im Prinzip insofern in die Zukunft weiterentwickeln, als dass die für ein Tierschutz-Gütesiegel geforderte Mindestanzahl von TGI-Punkten einfach im Laufe der Zeit erhöht wird.

Dieser Zugang hat den Vorteil, dass man leicht messbare, objektive Parameter wie z.B. das Platzangebot vorgeben kann, die leicht zu kontrollieren sind. Als Nachteil des TGI-Systems kann jedoch angeführt werden, dass es nur Anforderungen an die Haltung, nicht direkt an das Wohlbefinden der Tiere stellt. Man versucht für die Tiere eine entsprechende Lebensqualität sicherzustellen, indem man ganz konkrete Mindestanforderungen für den Umgang mit ihnen vorgibt, ohne aber direkt zu schauen, wie es den Tieren dabei geht, ob sie sich unter derlei Bedingungen auch wirklich wohl fühlen.

Da anerkannte Umfragen durchwegs ergeben, dass den EU-BürgerInnen der Tierschutz insbesondere in der Nutztierhaltung immer wichtiger wird, hat die EU zwischen 2004 und 2009 ein eigenes Projekt ins Leben gerufen, um verlässliche Methoden zu entwickeln, das Wohlbefinden der Tiere zu beurteilen. Dieses Projekt mit dem Namen „Welfare Quality“ ([www.welfarequality.net](http://www.welfarequality.net)) kostete 17 Millionen Euro und brachte 150 WissenschaftlerInnen aus 44 Institutionen in 17 Ländern (13 aus der EU und 4 aus Lateinamerika) zusammen.

Das Ziel des Projekts war es, überwiegend tierbezogene Messgrößen auf wissenschaftlicher Grundlage zu entwickeln, die verlässlich, reproduzierbar und innerhalb eines Tages auf landwirtschaftlichen Betrieben und Schlachthöfen erstellbar sind. Mit diesen Messgrößen soll eine Multi-Kriterien Evaluierung zur Berechnung eines „Welfare Scores“, d.h. einer Tiergerechtheit, entwickelt werden. Die Basis bilden vier Grundsätze mit insgesamt zwölf Beurteilungskriterien, die durch 25-40 Messgrößen bestimmt werden:

- ◆ Gute Haltung:
  - ◆ Thermoregulationsvermögen
  - ◆ Komfort beim Ruhen
  - ◆ Bewegungsfreiheit

- ◆ Gute Tiergesundheit:
  - ◆ Abwesenheit von durch Eingriffe bedingte Schmerzen
  - ◆ Abwesenheit von Krankheit
  - ◆ Abwesenheit von Schäden
- ◆ Artgemäßes Verhalten:
  - ◆ Positiver emotionaler Status
  - ◆ Gute Mensch-Tier Beziehung
  - ◆ Ausführung von Sozialverhalten
  - ◆ Ausführung anderer Verhaltensweisen
- ◆ Gute Ernährung
  - ◆ Durst
  - ◆ Hunger

Die Messgrößen werden durch Beobachtung der Tiere erhoben. Da sich aber herausstellte, dass insbesondere soziales Verhalten bzw. Verhalten, das ein Wohlbefinden anzeigt, nicht verlässlich beobachterunabhängig erhoben werden konnte und auch über die Zeit nicht ausreichend konsistent war, musste der Schwerpunkt auf agonistisches Verhalten, das bereits das Vorhandensein von Problemen, Schmerzen oder Leiden anzeigt, beschränkt werden. In anderen Bereichen musste mangels guter Indikatoren auf ressourcen- oder managementbezogene Fakten zurückgegriffen werden. So lässt sich z.B. das Vorhandensein von Hunger gut durch die Beurteilung der Körperkondition der Tiere nachweisen, nicht aber Durst. Deshalb wird hier auf Kriterien wie Anzahl und Art der Tränken, Durchflussrate, Sauberkeit und Funktionstüchtigkeit zurückgegriffen.

Die gesamte Erhebung der Messgrößen dauert bei Rindern je nach Betriebsart und Herdengröße fünf bis acht Stunden, bei Schweinen fünfeinhalb Stunden, bei Legehühnern sechs bis sieben Stunden und bei Masthühnern vier ein Viertel Stunden. Aus den Messgrößen werden Scores für die Beurteilungskriterien und daraus wieder Scores für die vier Grundsätze abgeleitet. Zuletzt ergeben sich vier Zahlen von 0-100 für jeden Grundsatz, die auf den Tierprodukten als Verbraucherinformation zu finden sein sollen. 0 bedeutet dabei das „Worst-case-Szenario“, also die schlimmstmögliche Situation, in der eine weitere Verschlechterung des Wohlergehens der Tiere nicht denkbar ist. Score 50 wäre eine akzeptable Situation, bei der aber noch Verbesserungen möglich sind und Score 100 ist dann das Ideal und die Tiere rundum glücklich. Aus den 4 Zahlen werden folgende Bewertungen gebildet:

- ◆ Excellent (alle 4 Zahlen größer als 55, 2 Zahlen sogar größer als 80)
- ◆ Enhanced (alle 4 Zahlen größer als 20, 2 Zahlen größer als 55)
- ◆ Acceptable (alle 4 Zahlen größer als 10, 3 Zahlen größer als 20)
- ◆ Non classified (der Rest)

Die konventionelle Produktion, die sich an alle heute gültigen Tierschutzgesetze hält, findet sich dabei im schlechtesten Bereich (non classified), selbst viele Biobetriebe wären dort anzusiedeln. Es gäbe momentan nicht viele Betriebe, die als „enhanced“ zu klassifizieren wären und „excellent“ seien praktisch gar keine. Deshalb wäre momentan „enhanced“ als passend für ein Tierschutz-Gütesiegel im



Gespräch. Als Zielvorstellung der Tierschutzarbeit im 21. Jahrhundert könnte angepeilt werden, dass alle landwirtschaftlichen Tierbetriebe letztendlich das Label „excellent“ bekämen.

Allerdings muss diese Betrachtungsweise der tierbezogenen Messgrößen auch kritisch gesehen werden, insbesondere weil man sich auf Signale von Unwohlsein bzw. Leid bei den Tieren beschränkt, da die Anzeichen für Wohlbefinden offenbar zu wenig klar objektiv eruierbar sind. So misst man Aggressionsverhalten, mangelnde Ernährung und körperliche Schäden und Krankheiten. Dabei besteht die Gefahr, dass man Probleme in der Haltungsform erst zu spät erkennt, wenn sie bereits Schäden angerichtet haben. Solange keine messbaren körperlichen oder geistigen Schäden auftreten, sei alles gut, obwohl die Tiere durchaus mit ihrer Haltung subjektiv unzufrieden sein könnten. Wenn man z.B. einen Menschen in einen engen Raum einsperrt, wird er sehr bald leiden, aber wann sich tatsächlich messbare Schäden einstellen, ist eine andere Frage.

Die Interessensvertretung der Tierfabriken benutzt diesen Umstand bereits heute, um die Haltungsbedingung von Tieren zu verschlechtern. Wie bereits oben ausgeführt, möchte man die Besatzdichten in Mastgeflügelhallen drastisch erhöhen. Um die Tierschutzbedenken dagegen auszuräumen argumentiert man nun, dass die Besatzdichtenerhöhung an ähnliche Kriterien, wie beim Welfare Score, gebunden werden sollen, also z.B. an das Auftreten von Fußballenerkrankungen bei den Hühnern. Wenn also keine Fußballenerkrankungen auftreten, dann dürfte der Betrieb sukzessive seine Besatzdichten erhöhen. Im Beispiel mit eingesperrten Menschen hieße das, man dürfe noch mehr Gefangene in die engen Gefängniszellen sperren, bis sich durch Erkrankungen zeigt, dass die Häftlinge leiden. Dann ist es aber bereits viel zu spät, weil die Häftlinge de facto von der ersten Minute an leiden – eben ohne dadurch messbare Schäden davonzutragen. Das Kriterium, eine Haltung als gut zu bezeichnen, bis Schäden auftreten, ist für die Betroffenen bedrohlich. Diese Kritik könnte man dadurch umgehen, dass man Mindestanforderungen an die Haltungsbedingungen stellt, die in jedem Fall – mit oder ohne messbare Schäden – eingehalten werden müssen. Wenn sich dann trotz Einhaltung dieser Mindestanforderungen messbare Probleme beim Wohlbefinden der Tiere ergeben, muss eingeschritten werden.

### Demokratisierung der Tierhaltung

Wie wir gesehen haben, gab es in der Zeit vor der Aufklärung zwar eine Hierarchie unter den Lebewesen, nicht aber die heutige exorbitante Kluft zwischen Mensch und Tier, die sich u.a. darin äußert, dass es für einen Menschen die größte Beleidigung ist, mit einem Tier verglichen zu werden. Praktisch alle Namen von Tierarten wie Affe, Kamel, Hund, Schwein usw. sind Schimpfworte. Die so wichtige Abgrenzung vom Tier wird auch in der Sprache betont, wenn die gleichen biologischen Verhaltensweisen bei Tier und Mensch verschieden bezeichnet werden. Ein Mensch ist schwanger, ein Tier trächtig, ein Mensch isst, ein Tier frisst, ein Mensch gebärt Kinder, ein Tier wirft Junge usw. Insbesondere der Umstand, dass Menschen nicht unter dem Begriff „Tier“ subsummiert werden, wie das biologisch wissenschaftlich selbstverständlich wäre, unterstreicht einmal mehr, dass sich der Mensch seit der Aufklärung durch die Abgrenzung vom Tier definiert. Dieses Ausgrenzen und Herabwürdigen von Tieren nennt man „Speziesismus“, in Anlehnung an die Begriffe „Rassismus“, „Sexismus“ und „Nationalismus“, Ideologien, die Menschen anderer „Rassen“, des anderen Geschlechts oder einer anderen Nation abwerten.

Alle diese „-Ismen“, diese Unterdrückungsideologien, sind Kinder der Aufklärung. Ihnen allen liegt letztendlich die Abgrenzung vom Tier zugrunde, der Speziesismus ist die grundlegendste Abwertungs-ideologie. Jede Gruppe von Menschen, die abgewertet und unterdrückt werden soll, wird sozusagen zum Tier gemacht, als primitiv angesehen. Sie wird mit Tieren verglichen und vom vermeintlich wahren Mensch-Sein ausgeschlossen. Wie die Befreiungsbewegungen seit dem 18. Jahrhundert danach getrachtet haben, diese zum Tier gemachten, ausgegrenzten Menschengruppen in das „Wir“ der dominanten Gruppe einzugliedern, so versucht heute die Tierschutz- bzw. Tierrechtsbewegung dasselbe für Tiere. Das zentrale Ziel ist es, dass Tiere den Status von Sachen verlieren und als leidensfähige Mitlebewesen anerkannt werden, die eigene, vom Rest der Gesellschaft unabhängige Interessen haben. Insbesondere sollte der Schutz ihres Lebens und ihres Wohlbefindens in der Bundesverfassung als Staatsziel verankert werden. Im Mai 2004 gab es dazu einen einstimmig beschlossenen Entschließungsantrag im Parlament, allerdings ist dieser Schritt dennoch bis heute (Stand Ende 2009) nicht umgesetzt worden, obwohl er bereits 1996 von einem erfolgreichen Tierschutz-Volksbegehren gefordert worden war.

Wenn Tiere keine Sachen sondern leidensfähige Mitlebewesen mit Interessen sind, dann müssen diese Interessen in einer Demokratie auch vertreten werden. Man könnte das die Demokratiesierung der Tierhaltung nennen. In einer Demokratie streiten gegensätzliche Interessensverbände in einem konstruktiven gesellschaftlichen Konflikt und finden dann einen Kompromiss, mit dem alle Betroffenen leben können. Für diesen Vorgang bedarf es einer anerkannten Anwaltschaft der Tiere, die sich in diesen gesellschaftlichen Konflikt einbringen kann. Insbesondere muss sichergestellt werden, dass die mächtige Lobby, die von der Tiernutzung profitiert, nicht in undemokratischer Weise auf diesen Prozess Einfluss nimmt. Um hier „Waffengleichheit“ herzustellen, dürfte der Gesetzgeber die Anwaltschaft der Tiere nicht einfach idealistischen Individuen überlassen, die ihre karge Freizeit und ihre persönlichen Ressourcen dafür einsetzen müssen, sondern diese Anwaltschaft müsste mit entsprechender Infrastruktur ausgestattet, bezahlt und mit einem Zugang zu den notwendigen Informationen versorgt werden. Stattdessen geht im Moment der Staat mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, die normalerweise für den Kampf gegen die Mafia und den Terrorismus reserviert sind, wie z.B. den Mafiaparagraphen §278a StGB „kriminelle Organisation“, gegen die politische Lobby des Tierschutzes vor. Und darüber hinaus werden NGOs mit Entzug der Gemeinnützigkeit bedroht, wenn sie sich politisch für Tiere engagieren. Verliert eine NGO die Gemeinnützigkeit, so ist das ihr Bankrott, weil für das gesamte Spendenaufkommen der letzten bis zu sieben Jahre bis zu 30 Prozent Schenkungs- und Körperschaftssteuer nachzuzahlen sind. Keine NGO kann eine derartige Nachzahlung finanziell überleben.

Das ist die wichtigste Forderung für den Umgang mit Tieren insbesondere in der Landwirtschaft im 21. Jahrhundert: es muss anerkannt und gefördert werden, dass Tiere Interessen haben und dass diese Interessen gesellschaftlich und politisch von einer Anwaltschaft der Tiere vertreten werden müssen. Diese Interessen der Tiere sind dabei völlig unabhängig von den Interessen der ProduzentInnen und der KonsumentInnen. Sie sind eigenständig und zuweilen auch gegen die letztgenannten Interessen gerichtet. Solange Tiere nur als Sachen ohne Interessen angesehen werden, können noch so gut gemeinte Tierschutzgesetze ihren Bedürfnissen nicht gerecht werden, weil sich der Tierschutz als reines Kulturgut immer und grundsätzlich den Interessen der Menschen unterzuordnen hat. Erst wenn die Interessen

der Tiere hier als gleichberechtigt anerkannt werden, erst wenn bei der Diskussion um den Milchpreis z.B. die Interessen der Milchbauern und Milchbäuerinnen neben denen der Milchkühe und ihrer Kälber stehen, greift der demokratische Prozess und ein echter Kompromiss kann erzielt werden. Ist in einer Demokratie ein Interesse nicht vertreten, dann pendelt sich im widerstreitenden Konflikt der Interessen ein Gleichgewicht ein, das keinen echten Kompromiss darstellt. Alle Interessen müssen gehört und gleichberechtigt berücksichtigt werden. So auch das der Tiere.

### **Praktisches Ziel und utopisches Ideal:**

#### **Drastische Reduktion von Tierprodukten und bioveganer Landbau**

In der Politik und in der gesellschaftlichen Praxis muss man deutlich zwischen den pragmatischen Forderungen und der Utopie des ethischen Ideals unterscheiden. Im demokratischen Prozess der gesellschaftlichen Interessenskonflikte können sich nur pragmatische Kompromisslösungen finden lassen, die dem ethischen Ideal keiner der involvierten Konfliktparteien 100 Prozent entsprechen. Die unmittelbare Aufgabe des Tierschutzes ist es, die Anwaltschaft für die Tiere nach Kräften wahrzunehmen und möglichst viel für ihre Klientel herauszuschlagen. Die Mittel dafür sind die Öffentlichkeitsarbeit. Die große Mehrheit der Menschen ist laut allen einschlägigen Umfragen eindeutig gegen Tierfabriken und intensive Tierproduktion. Im Juni 2005 veröffentlichte die EU-Kommission eine europaweite Umfrage zum Thema „Gesellschaftliche Werte“, die von Jänner bis Februar 2005 in 32 europäischen Ländern durchgeführt worden ist. Auf die Frage „Glauben Sie, dass Tierrechtsgruppen, die wegen der Behandlung von Tieren Kampagnen führen, einen positiven oder einen negativen Effekt auf die Gesellschaft haben?“ antworteten 80 Prozent der ÖsterreicherInnen, dass dieser Effekt sehr oder ziemlich positiv wäre. In der gesamten EU war dieser Prozentsatz derjenigen, die den Tierrechtskampagnen positiv gegenüber standen, nur geringfügig kleiner. Auf die Frage „In welchem Ausmaß stimmen Sie folgender Aussage zu bzw. widersprechen dieser: Wir haben die Pflicht die Rechte von Tieren um jeden Preis zu schützen.“ gaben sogar 86 Prozent der österreichischen Bevölkerung an, dass sie voll oder eher zustimmen. In der gesamten EU waren es wiederum nur geringfügig weniger als in Österreich.

Im März 2007 veröffentlichte die EU-Kommission eine europaweite Umfrage zum Thema „Einstellung zum Tierschutz“. Die Befragung wurde diesmal in 29 europäischen Ländern von 6. September bis 10. Oktober 2006 durchgeführt. Insgesamt wurden fast 30.000 Personen befragt. Wenn die BürgerInnen bewerten sollten, wie wichtig ihnen der Schutz des Wohlergehens von Nutztieren ist, wobei 1 für „vollkommen unwichtig“ und 10 für „sehr wichtig“ steht, fand sich für die gesamte EU ein Schnitt von 7,8 und für Österreich ein Schnitt von 7,7. Auf die Frage „Glauben Sie, dass ganz allgemein der Schutz von Nutztieren in Österreich verbessert werden sollte?“ antworteten 71 Prozent mit ja, auf jeden Fall, oder ja, eher schon.

Auf Basis dieser öffentlichen Meinung lässt sich ein öffentlicher Druck auf Politik und Industrie erzeugen, die Bedingungen, unter denen Tiere in den Produktionsprozess eingebunden sind, sukzessive zu verbessern. Das Tierschutz-Gütesiegel „Tierschutz geprüft“ kann dafür sorgen, dass sich Alternativen artgemäßerer Haltung etablieren. Mittels Tiergerechtheitsindex TGI und der Prüfung nach der Bewertung durch das Welfare Quality Schema sind wissenschaftlich anerkannte und praktisch getestete Methoden vorhanden, um die Interessen der Tiere zu objektivieren.

Ein auf lange Sicht erreichbares praktisches Ziel könnte die drastische Reduktion der Herstellung von Tierprodukten sein. Wird der Fleischkonsum im Mittel auf 2 Speisen pro Woche begrenzt, wäre keine Massentierhaltung notwendig und man könnte generell eine artgemäße Freilandhaltung als Mindeststandard gesetzlich vorschreiben. Ähnliches gilt für die Produktion von Eiern und Milch. Legehennen könnten dann in Kleingruppen mit Hähnen gehalten werden und Kälber zusammen mit ihren Müttern, solange die Milchkühe nur so viel gemolken werden, dass genug Milch für ihr Kind zur Verfügung steht. Bis zur Erfindung der Kraftmaschinen wurden Pferde als Antrieb benutzt. Nachdem sie durch Zugmaschinen ersetzt worden waren, sind sie nicht ausgestorben. Sie werden weiterhin aus Liebhaberei gehalten. Warum sollte das nicht auch für andere so genannte „Nutztiere“ gelten? Menschen werden ebenso zu Kühen, Schweinen oder Hühnern eine enge Beziehung entwickeln, wenn sie sich um sie kümmern. Für die Zukunft der Menschheit wäre eine verständnisvollere Beziehung zu allen Lebewesen vielleicht sogar eine Überlebensfrage, da davon der Umgang mit der gesamten Mitwelt abhängt und bei einer Erdbevölkerung von bald 7 Milliarden Menschen viel mehr Rücksichtnahme notwendig werden wird. Dieses praktische Ziel wäre aber nicht nur vom Standpunkt des Tierschutzes zu begrüßen, sondern auch vom Standpunkt des Umweltschutzes und der menschlichen Gesundheit. Darüber hinaus verkleinert der Konsum von Tierprodukten den ökologischen Fußabdruck dramatisch. Wollen wir nicht mehr verbrauchen, als uns zur Verfügung steht, dann müssen wir uns von der industriellen Tierproduktion verabschieden.

Die Utopie des ethischen Ideals ist es dagegen allerdings, die Interessen der Tiere so zu respektieren, dass sie in Form von Grundrechten einklagbar sind. Unter diesen Bedingungen müsste sich die Landwirtschaft auf den bioveganen Landbau umstellen. Darunter versteht man eine Wirtschaftsweise ohne chemisch-synthetische Mittel (z.B. Pflanzenschutz- oder Düngemittel) sowie ohne Tierhaltung und deren Produkte, also auch ohne tierliche Düngemittel. Es gibt bereits eine Reihe von Projekten, die diese Form der Landwirtschaft ausloten und ausprobieren.

Neben dem Aspekt der Tierrechte verträgt die Erde wahrscheinlich in Zukunft bei bald sieben Milliarden Menschen keine andere Produktionsform von Nahrungsmitteln, wenn man den Einfluss der konventionellen Tierindustrie auf den Klimawandel, das Grundwasser und die vorhandenen natürlichen Ressourcen bedenkt. Statt Pflanzen an Tiere zu verfüttern, um diese dann zu essen und dabei 90 Prozent des Nährwerts zu verlieren, wäre es deutlich sparsamer und umweltschonender, die Pflanzen selbst zu essen. Nur innovative Methoden, die von Menschen mit Pioniergeist ausprobiert werden, können Lösungen für die großen Probleme bieten, die sich dem Leben auf der Erde stellen. Und zu diesen großen Problemen gehören im 21. Jahrhundert zweifellos sowohl der Tierschutz als auch der Klimawandel und die Ressourcenverknappung.

## Literatur

- Balluch, Martin 2005: *Die Kontinuität von Bewusstsein. Das naturwissenschaftliche Argument für Tierrechte*, Guthmann-Peterson Verlag.
- Balluch, Martin 2007: *Kaninchendossier*, Verein Gegen Tierfabriken Oktober 2007.
- Balluch, Martin 2009: *Widerstand in der Demokratie. Ziviler Ungehorsam und konfrontative Kampagnen*, Promedia Verlag.
- Bartussek, Helmut 1995: *Tiergerechtheitsindex für Legehennen*, Bundesanstalt für alpenländische Landwirtschaft Gumpenstein Heft 25.
- Harrer, Friedrich und Graf, Georg 1994: *Tierschutz und Recht*, Orac Verlag.
- Verein Gegen Tierfabriken VGT 2008: *Fleisch – ein Stück Lebenskraft?*, Eigenverlag März 2008.

---

## Martin Balluch



alle Fotos: VGT

Nach dem Studium von Mathematik, Physik und Astronomie an der Universität Wien, mit Diplomen in Mathematik und Astronomie mit Auszeichnung, ging Martin Balluch an die Universität Heidelberg in Deutschland und schrieb dort eine Dissertation in mathematischer Physik, die er 1989 "Magna cum Laude" abschloss. Anschließend arbeitete er an der Universität Cambridge in England am Institut für Applied Mathematics and Theoretical Physics. Insgesamt war Martin Balluch an den Universitäten Wien, Heidelberg und Cambridge 12 Jahre lang als Universitätsassistent und Forscher tätig und veröffentlichte 18 wissenschaftliche Publikationen.

Von 2000 bis 2005 studierte Martin Balluch an der Universität Wien Philosophie und schloss sein Studium mit einer Dissertation über Tierrechtsphilosophie ab, das auch in Buchform erschien.

Politisch aktivistisch wurde Martin Balluch erstmals im Jahr 1978 als 13-jähriger in der Kampagne gegen Atomkraftwerke aktiv. Seitdem hat Martin Balluch nicht mehr aufgehört, sich für Umwelt- und Tierschutz einzusetzen. Seit 2002 ist Martin Balluch Obmann des Vereins Gegen Tierfabriken.



## Vom Ende des Hungers in der Welt

*Petra C. Gruber*

17. April 2040 – am Tag des kleinbäuerlichen Widerstandes wird weltweit gefeiert: Die Menschen und Länder dieser Welt können ihre Agrar- und Lebensmittelpolitik souverän bestimmen und nahezu die gesamte Weltbevölkerung hat Zugang zu sauberem Trinkwasser sowie zu qualitativ hochwertigen, gesunden und schmackhaften Lebensmitteln. Wo es möglich und ökologisch sinnvoll ist, wird heute lokal produziert, verarbeitet, vermarktet und konsumiert. Die Menschheit hat ihren ökologischen Fußabdruck insgesamt verkleinert. Unsere natürlichen Lebensgrundlagen werden nicht weiter zerstört, sondern geschützt und in ihrer Regenerationsfähigkeit gestärkt. Der Natur, unserer Mitwelt, wird ein Wert an sich beigemessen. Mit der Frage, wie wir eigentlich leben wollen, ist eine (Rück)Besinnung auf nicht-materielle Werte einhergegangen. Der Wunsch, authentisch zu leben, hat kurzsichtiges Macht- und Profitstreben ersetzt. Im Sinne der Gerechtigkeit innerhalb und zwischen heutigen sowie künftigen Generationen wurden die strukturellen Gewaltursachen abgewendet. Chancen- und Teilhabegerechtigkeit sowie echte Partnerschaft sind an die Stelle krasser Ungleichverteilungen und hegemonialer Machtpolitik getreten. Eine auf gegenseitigem Respekt basierende Kultur des Friedens kennzeichnet die Beziehungen in einer bio-kulturell vielfältigen und auf erneuerbaren Energieträgern basierenden Welt.

## Aufbruch in eine lebensfreundlichere Welt

Dem ging ein **Paradigmenwechsel** voraus. Unter dem jahrhundertlang vorherrschenden mechanistischen und ökonomistischen Weltbild und den damit verbundenen Technologie- und Omnipotenzphantasien wurden die Menschenwürde und unsere Mitwelt dem Wachstumsdogma untergeordnet. Der enge Fokus auf die Produktivitätssteigerung und ein entsprechendes Förderwesen begünstigten ein kapital- und ressourcenintensives, industrielles Agrarsystem. Im Zentrum standen Rationalisierung, Spezialisierung und Effizienz; es galt, sich im macht- und profitorientierten, internationalen Wettbewerb zu behaupten. Allerdings konnten Weltmarkt und Freihandel keine effiziente und bedürfnisgerechte Versorgung aller Menschen gewährleisten. Vielmehr hatte die Liberalisierung vor allem den starken Wirtschaftsakteuren in die Hände gespielt und bei zunehmender Marktmachtkonzentration einiger weniger Konzerne zu einer Umverteilung nach oben geführt. Die sozialen und ökologischen Kosten wurden der Allgemeinheit aufgebürdet – bis die negativen Auswirkungen zu offensichtlich wurden. Hunger-, Peak-Oil-, Klima- und Finanzkrise jagten einander aus dem medialen Blickfeld, wobei der Zusammenhang der Krisen als Manifestation einer grundlegenden Krise zunächst nicht erkannt wurde. Die Hungerrevolten und der Sturz von Haitis Premier Jacques Edouard Alexis im April 2008 waren nur ein erster Vorgeschmack auf den sich entladenden Zorn der Menschen über die systemimmanenten Ungerechtigkeiten. Das politische Engagement wuchs zusehends. Immer mehr Menschen waren nicht bereit, den Zerstörungen und dem Elend weiterhin tatenlos zuzusehen und entwickelten Lebensentwürfe für eine gastlichere Welt. Anfangs ignoriert bzw. belächelt, gewannen diese

angesichts ihrer konkreten Erfolge zunehmend an Strahlkraft. Dabei verlief der Widerstand nur in Ausnahmefällen gewaltsam. Weltumspannend schlossen sich Bäuerinnen/Bauernbewegungen, allen voran Via Campesina, Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen zusammen, um für eine andere Landwirtschaft bzw. insgesamt für **alternative**, meist gemeinschaftliche **Wirtschafts-** und **Lebensformen** zu kämpfen.

### Landwirtschaft und Ernährungsverhalten als Ausgangs- und Ankerpunkt nachhaltiger Lebensstile

**Landwirtschaft** war schon immer in sozio-kulturelle und ökologische Zusammenhänge eingebettet und ist mehr als eine Produktionsmethode: Sie ist multifunktional, eine sinnstiftende Lebensform und Ausdruck einer Weltanschauung. Heute ist die Landwirtschaft als **Grundlage der menschlichen Entwicklung** und damit auch der Gesellschaft und Wirtschaft anerkannt. Die multifunktionale, bäuerliche, kleinstrukturierte und biologische, kreislauforientierte Landwirtschaft ist weltweit das agrarpolitische Leitbild, freilich an die jeweils kontextspezifischen Bedingungen angepasst. Für das gesamte Lebensmittelsystem gelten die von der internationalen Dachorganisation des ökologischen Landbaus formulierten **Prinzipien**: Gesundheit, Ökologie, Gerechtigkeit und Fürsorge. So werden heute Lebensmittel im Einklang mit den lebendigen Ökosystemen und unter Erhaltung bzw. Mehrung der bio-kulturellen Vielfalt in vorsorgender, verantwortungsvoller Weise hergestellt, verarbeitet und verteilt und zubereitet, wobei die Gesundheit des Bodens, von Wasser und Atmosphäre, der Pflanzen und Tiere sowie der Menschen als unteilbares Ganzes geschützt und gestärkt werden. Entlang der ganzen Wertschöpfungskette herrschen wertschätzende Mensch-Mitwelt-Beziehungen.

Die Zusammenhänge zwischen Produktionsbedingungen, Gesundheit, Ernährung und Lebensgefühl bzw. -qualität wurden zunächst über die neuen Kommunikationskanäle diskutiert und zunehmend von den konventionellen Medien aufgegriffen. Groß angelegte Informationskampagnen zeigten auf, dass wir für die Billigware im Supermarkt, die mit Menschenrechtsverletzungen und Umweltzerstörungen einhergeht, letztlich einen sehr hohen Preis bezahlen. Bereits 1989 wurde die internationale Slow Food-Bewegung gegründet, die den Genuss bio-kulturell vielfältiger, guter, sauberer und fairer Lebensmittel propagiert. Heute essen wir bekömmliche, vorwiegend pflanzliche, biologische, saisonale, regionale und fair gehandelte Lebensmittel, und zwar am liebsten frisch gekocht – von Frauen wie Männern. Auf Lebensmittelzusatzstoffe, unnötige Verarbeitung und Verpackung wird verzichtet. Traditionelle Speisen wurden wiederbelebt, freilich angepasst an die heutigen Lebensrealitäten. Verarbeitungs- und Kochhandwerk sowie eine gemeinschaftliche **Esskultur** werden wertgeschätzt. Unser – drastisch eingeschränkter – Fleischkonsum beschränkt sich auf Tiere, die in der unmittelbaren Nähe artgerecht gehalten, gefüttert und geschlachtet wurden. Seuchen und Lebensmittelskandale haben nicht zuletzt dazu beigetragen, dass wir mittlerweile bereit sind, angemessene Preise für Lebensmittel zu bezahlen. Es ist kaum mehr vorstellbar, dass die Menschen einst den Bezug zu den Tieren und Pflanzen wie auch zu den Bedingungen der Lebensmittelproduktion, -verarbeitung und -vermarktung weitgehend verloren hatten.



### Auf Wissen + Werten basierende Veränderungen

Die Erkenntnis, dass uns Geld, Konsum und der Besitz von Macht- und Statussymbolen zutiefst unbefriedigt lassen, sondern insbesondere Selbstwert, soziale Beziehungen und positive Erlebnisse zu unserem Glück beitragen, hat sich weitgehend durchgesetzt. Bruttosozialglück ist an die Stelle des Bruttoinlandsprodukts gerückt. Nach Überwindung der Krise steht das Gemeinwohlinteresse, das auch unsere Mitwelt umfasst, im Zentrum. Unser **Menschen- und Weltbild** sowie unser Verhältnis zur Mitwelt haben sich grundlegend verändert, die frühere Trennung Mensch-Umwelt-Ressourcen existiert nicht (mehr). Wir verstehen uns heute als integraler Bestandteil größerer Systeme in einem offenen Evolutionsprozess – und wir sind uns darüber im Klaren, dass wir längst nicht am Ende unserer Entwicklung angekommen sind. Diese Unsicherheit macht uns aber weniger Angst, als dass wir vielmehr eine große Chance darin sehen. Mit dem Ideal eines weisen und liebevollen Selbst-Bewusst-Seins wurden bislang ungeahnte menschliche Potentiale und Kreativität freigesetzt.

Entscheidend für unsere Entwicklung zum „homo integralis“ war nicht zuletzt, dass das **Bildungssystem** grundlegend reformiert wurde: Aus der Ausbildung für den Arbeitsmarkt wurde eine ermächtigende Bildung für nachhaltige Entwicklung. Vom Kindergarten bis an die Universitäten als auch in den Erwachsenenbildungseinrichtungen wird auf Grundlage des humanistischen Bildungsideals einem Denken in Systemzusammenhängen sowie den Gestaltungskompetenzen zentraler Stellenwert eingeräumt. Der einstige Fokus auf die naturwissenschaftliche **Forschung** und Technologieentwicklung machte einer transdisziplinären Forschung Platz, die auch dem traditionellen Erfahrungswissen den gebührenden Stellenwert einräumte. Neben entsprechenden Bildungs-, Beratungssystemen und Informationskampagnen von, mit und für Bäuerinnen/Bauern, Verbraucher/innen und Multiplikator/innen hat die Reform öffentlicher Forschung sowie adäquate Finanzierung von Forschung für biologische Landwirtschaft und alternative Lebensmittelsysteme maßgeblich zur Agrarwende beitragen. Private Forschung unterliegt heute einem verbindlichen Verhaltenskodex für nachhaltige Entwicklung.

Auch das **Förderwesen** für Landwirtschaft wurde gänzlich umgestaltet und trägt den Nachhaltigkeitserfordernissen und der Multifunktionalität der Landwirtschaft Rechnung. Staatliche Unterstützungsmaßnahmen können in der landwirtschaftlichen Produktion und Verarbeitung ausschließlich dann beansprucht werden, wenn ökologische und soziale Kriterien eingehalten werden. Zudem ist deren Höhe an die Arbeitsplatzanzahl gekoppelt. Für Ungunstlagen sind Ausgleichszahlungen vorgesehen. Erhalt und Stärkung der Ökosystem-Dienstleistungen werden durch Direktzahlungen honoriert, ebenso die Schaffung und Pflege sozialer und kultureller Gemeingüter“.

### Partizipation, politischer Wille und eine neue Handelsarchitektur

Eine wesentliche Grundlage für den Kurswechsel lieferten die Berichte des Weltagrarrates. Doch tobte zunächst noch ein erbitterter und ungleicher Kampf, denn Saatgutunternehmen, Düngemittelproduzenten, Getreidehändler und Nahrungsmittelverarbeiter sowie Supermärkte waren nicht bereit, auf ihre milliardenschweren Gewinne zu verzichten. Aber das Versprechen der industriellen Landwirtschaft, das Welthungerproblem durch höhere Erträge und an ungünstige Umweltbedingungen anpassungsfähigere sowie ernährungsphysiologisch verbesserte, gentechnisch veränderte Pflanzen zu lösen, wurde nicht eingelöst. Die „Neue Grüne Revolution“ in Afrika scheiterte kläglich und verschärfte

Armut und Hunger. Auf Basis des **Vorsorgeprinzips** wurde das riskante und teure Gentechnik-Experiment schließlich beendet. Die Biotech-Unternehmen wurden entsprechend dem **Verursacherprinzip** verantwortlich gemacht. Dass letztlich der politische Wille aufgebracht wurde, das Übel an der Wurzel zu packen und einen Strukturwandel in die Wege zu leiten, hing auch damit zusammen, dass die Grundlage des industriellen Agrarsystems, billiges Öl, wegbrach und neben den Input- und Transportkosten auch die Kosten im Zuge des Klimawandels ins Unermessliche wuchsen. Die OECD-Länder haben letztlich ihre historische Verantwortung akzeptiert und großzügige Unterstützung bei der Entwicklung von Vermeidungsstrategien sowie der Anpassung an den Klimawandel geleistet.

Nach umfassenden gesellschaftlichen Wertediskussionen und einer Reform des Parteiwesens ist es zusehends gelungen, verantwortungsvolle, vorausschauende und kohärente politische Programme unter ausbalancierter Partizipation aller relevanten Stakeholder zu entwickeln. Die jeweiligen nationalen Programme und Budgets orientieren sich am Leitbild starker nachhaltiger Entwicklung. Zu dessen Operationalisierung wurden verbindliche, konkrete Ziele und Zeitpläne gesetzt, wobei die Umsetzung im Sinne von **Subsidiarität** und **Dezentralisierung** auf der jeweils geeigneten untersten Ebene erfolgt. Die aktive Beteiligung der Bevölkerung – von der Planung und Budgetierung über Monitoring und Evaluierung als auch Rechenschaftslegung – hat die Selbstbestimmung gefördert und lokale Lebensmittelsysteme gestärkt.

Nachhaltige Entwicklung und Ernährungssouveränität sind in den meisten Verfassungen explizit verankert. Nicht nur die bürgerlichen und politischen **Menschenrechte**, sondern auch die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte – wie gesunde Nahrung, sauberes Trinkwasser, Gesundheit, Bildung und Arbeit – sowie die Solidarrechte, beispielsweise auf intakte Ökosysteme, auf Frieden und auf nachhaltige Entwicklung, sind von den Bürger/innen einklagbar. Prozesskostenhilfefonds wurden dafür eingerichtet.

Die hochqualifizierten politischen Entscheidungsträger/innen genießen heute Ansehen in der politisierten Bevölkerung. Unvereinbarkeitsklauseln haben die Praxis des Job-Wechsels von Agrarunternehmen zu Behörden bzw. in politische Funktionen und umgekehrt beendet. Strenge **Antikorruptionsgesetze** und empfindliche Strafen waren erforderlich, um den politischen Einfluss mächtiger Lobbygruppen zurückzudrängen. Die marktbeherrschenden Unternehmen wurden zerschlagen, Unternehmensgröße und Marktanteil sind heute beschränkt. Anti-Kartellgesetze und eine **multilaterale Anti-Kartellaufsicht**, die die Marktmachtkonzentration insbesondere bei Agrarinput-, Verarbeitungsunternehmen und Supermärkten verhindert, gehören auch zur neuen, bei den Vereinten Nationen angesiedelten und auf Nachhaltigkeit und Fairness abzielenden Handelsarchitektur. Ein eigens eingerichteter Streitschlichtungsmechanismus sorgt bei ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Zielkonflikten für einen Interessensausgleich im Sinne nachhaltiger Entwicklung.

Die Einsicht, dass menschliches Wirtschaften auf natürlichen Grundlagen aufbaut und nur dann dauerhaft gesund sein kann, wenn es dieses „Naturkapital“ zumindest erhält, hat sich langsam aber sicher durchgesetzt.

In allen Staaten wurden an die jeweiligen Umweltbedingungen angepasste ökologische **Standards** eingeführt, an deren Entwicklung Bäuerinnen und Bauern, Verarbeiter/innen und Vermarkter/innen

ebenso beteiligt waren wie Verbraucher/innenorganisationen, NGOs, Wissenschaftler/innen sowie Mitarbeiter/innen der Verwaltung. Die Länder der südlichen Hemisphäre wurden dabei finanziell unterstützt und im Sinne eines gemeinsamen Lernens begleitet. Auf internationaler Ebene gelten prozessorientierte Metastandards. Vorbei sind die Zeiten, als Konzerne ein Umwelt- und Sozialdumping vorantrieben. Unternehmen sind heute zur Einhaltung der Menschenrechte verpflichtet; Rechtsverstöße werden dokumentiert und geahndet. Menschenunwürdige, ausbeuterische, gesundheits- und sicherheitsgefährdende Arbeitsbedingungen gehören damit der Vergangenheit an. Begrenzte Arbeitszeit, angemessene Mindestlöhne, soziale Absicherung und Vereinigungsfreiheit zählen zu den international festgelegten sozialen Mindeststandards entlang der gesamten Wertschöpfungskette, die durch unabhängige Einrichtungen kontrolliert werden. In einer Übergangsphase wurden Produkte, in deren Herstellung und Verarbeitung Menschenrechte verletzt bzw. die Sozial- und Umwelt-Standards nicht eingehalten wurden, gekennzeichnet. Mittlerweile hat sich eine neue Unternehmenskultur für Nachhaltige Entwicklung herausgebildet, die sich nicht zuletzt auch in der Werbe- und Medienwelt durchgesetzt hat. „Schwarze Schafe“ gibt es zwar immer wieder; durch gesellschaftliche Ablehnung, eine weitgehende **Kosteninternalisierung** sowie empfindlichen **Sanktionen** bei Verstößen ist nicht-nachhaltiges Verhalten aber reizlos geworden.

### Fairness, Gestaltungsspielräume und Re-Regionalisierung

Gemäß dem Prinzip der **extraterritorialen Verantwortung** können Staaten für die negativen Folgen ihrer Politik in anderen Teilen der Welt verantwortlich gemacht werden. Die früher übliche Dumpingpraxis der EU und USA, also der Export subventionierter Überschüsse, die lokale Märkte in den Ländern der südlichen Hemisphäre zerstörten und die einheimischen Bäuerinnen und Bauern ruinierten, wurde verboten. Zudem wurde die Überschussproduktion durch eine multilaterale Vereinbarung zur **Steuerung des weltweiten Angebots** eingedämmt, wodurch die Preise auf einem Niveau stabilisiert werden konnten, welches den Bäuerinnen/Bauern in Kombination mit der Abgeltung für den Erhalt der Gemein„güter“ ein Auskommen sichert. Damit gehören drastische Preisschwankungen, die das Einkommen und die Lebensgrundlagen bäuerlicher Betriebe gefährden, der Vergangenheit an. Darüber hinaus haben eine wirksame Regulierung der Börsen sowie eine Besteuerung die Spekulationen mit Land und Nahrungsmitteln stark eingedämmt.

Die nationale Souveränität ist durch das Prinzip der **Fairness** begrenzt: Im Sinne der globalen Verantwortung dürfen keine Vorteile auf Kosten anderer und unserer Mitwelt erzielt werden. Nachdem vertrauensbildende Maßnahmen zu greifen begannen, ist es heute möglich, kooperativ Lösungsansätze für die globalen Herausforderungen zu entwickeln. Die Spielräume nationaler Politik wurden erheblich erweitert: Regierungen können eine weitgehende Selbstversorgung mit Grundnahrungsmitteln sicherstellen. Sie können die Produktionsbedingungen im eigenen Land kontrollieren und Auslandsinvestitionen steuern. Zudem kann der **Binnenmarkt** durch gezielte Importpolitik **geschützt** werden. Schwächere Länder genießen zum Ausgleich der historischen Machtasymmetrien sowie der benachteiligten natürlichen Gegebenheiten eine systemische Sonder- bzw. Vorzugsbehandlung.

Handel ist durch langfristige Beziehungen, die auf einer gemeinsamen Wertebasis aufbauen, charakterisiert. Welthandel gibt es nach wie vor; in unseren Breitengraden können auch unter den veränderten klimatischen Bedingungen weder Kaffee, Tee, Kakao, noch gewisse Gewürze, Früchte und andere

Kostbarkeiten fremder Länder angebaut werden. Mit dem übergeordneten Ziel, dem Gemeinwohlinteresse zu dienen, unterliegt der **Welthandel** allerdings strengen Regulierungen zugunsten nachhaltiger Entwicklungen. Zudem hat er **nur mehr** eine **ergänzende Funktion** zu den gestärkten regionalen Wirtschaftskreisläufen. Im Sinne von Umwelt und Entwicklung wird so viel Wertschöpfung wie möglich vor Ort erzielt und damit auch ein Beitrag zur Demokratisierung der Lebensmittelsysteme geleistet. Mit der Einführung einer neuen Raumordnung wurden die entsprechenden Rahmenbedingungen geschaffen, wobei die selbstbewussten, weltoffenen Regionen von Heimattümelei weit entfernt sind. Kaum zu glauben, dass die Flucht hunderttausender Menschen, die in ihrer Heimat keine Überlebensperspektive mehr hatten, vor noch nicht allzu langer Zeit vor den gesicherten Küsten Europas tödlich endete.

### Multiple sustainable livelihood-Strategien und verantwortungsvolle Regierungsführung

Umfassende Entschuldungsmaßnahmen haben unter anderem dazu beigetragen, dass die unheilvolle cash-crop-Exportorientierung zahlreicher Länder der südlichen Hemisphäre einerseits sowie ihre Abhängigkeit von Nahrungsmittelimporten andererseits, zurückgedrängt werden konnte. Zudem hat die erstarkte Zivilgesellschaft in den meisten Ländern der Welt den Boden für Ernährungssouveränität aufbereitet und verantwortungsvolle Regierungen eingesetzt. In den letzten Jahrzehnten sind große Fortschritte im Hinblick auf Demokratieentwicklung, Rechtsstaatlichkeit und Korruptionsbekämpfung sowie Dezentralisierung zu verzeichnen. Eine **nachhaltige, integrierte ländliche Entwicklung** mit Fokus auf die ärmsten und benachteiligsten Menschen ist ins Zentrum umfassender Armutsbekämpfungsprogramme gerückt. Ein eigens dafür eingerichteter Fonds lieferte die finanzielle Unterstützung, um eine adäquate Infrastruktur – von Gesundheits- und Bildungseinrichtungen über Abwassersysteme, Wasser- und Energieversorgung hin zu Transport und Kommunikationssystemen sowie Marktstrukturen und Lagerhaltung – auf- bzw. auszubauen. Soziale Sicherungssysteme verbessern die Situation gefährdeter Gruppen.

Mit dem Ziel der Ernährungssouveränität wurde auch dem „Land grabbing“, also der Landnahme (Landkäufe und -verpachtungen) durch ausländische Investor/innen, die häufig mit Enteignung und Verdrängung der Bevölkerung einherging, ein Riegel vorgeschoben. Die Landlosen-Bewegung, die in Brasilien ihren Ausgang nahm, hatte maßgeblichen Anteil daran, dass es zu umfassenden **Landreformen** und -umverteilungen kam und die lokalen Landnutzungsrechte der Kleinbauern, vor allem auch der Bäuerinnen, sowie der Hirt/innen und der Menschen, die in und von den Wäldern leben, heute gesichert sind.

Die Entscheidung, wie und was unter welchen Bedingungen und unter wessen Kontrolle produziert, verarbeitet, verteilt, zubereitet und konsumiert wird, liegt heute bei der Bevölkerung. Partizipativ werden auf lokaler Ebene kontextspezifische, den jeweiligen Lebenswirklichkeiten, Prioritäten und Potentialen der Menschen entsprechende, möglichst ganzheitliche und ergebnisorientierte Konzepte ausgearbeitet und umgesetzt. Dafür wurden nicht nur die **Kapazitäten** öffentlicher Institutionen, sondern auch der zivilgesellschaftlichen Organisationen entwickelt.

**Frauen**, die traditionell die meiste Arbeit im Bereich der Ernährung leisten – von der Produktion über die Verarbeitung und Vermarktung bis zur Zubereitung –, genießen aufgrund ihrer besonderen Rolle

entsprechendes Ansehen. Nach umfassenden Maßnahmen zur Geschlechtergerechtigkeit haben Frauen heute gleiche Rechte wie Männer sowie wirtschaftliche und politische Macht, was nicht zuletzt wesentlich zu nachhaltigen Entwicklungen beigetragen hat.

### Freier Zugang zu Saatgut, nachhaltige Tierhaltung, Fischerei und (Agro)forstwirtschaft

Das ehemalige, auf Ertragsmaximierung ausgerichtete und auf fossilen Energieträgern beruhende industrielle Landwirtschaftsmodell hatte zur Zerstörung fruchtbarer Böden, zur Verschmutzung von Oberflächen- und Grundwasser sowie zur Verknappung von Süßwasser geführt und die biologische Vielfalt dramatisch reduziert. Da wir den natürlichen „Ressourcen“ Boden, Wasser und Wald sowie der biologischen Vielfalt einen Wert an sich beimessen, diese zudem ein breites Spektrum von ökologischen, ökonomischen, soziokulturellen Funktionen erfüllen und wir deren wechselseitige Abhängigkeiten und Interaktionen auch mit uns Menschen heute besser verstehen, ist ein **integriertes Ökosystem-Management**, also Erhalt, Schutz und nachhaltige Nutzung selbstverständlich.

So haben etwa nachhaltige Waldbewirtschaftungskonzepte und Agroforstwirtschaftsmethoden die Situation der **indigenen Bevölkerung** spürbar verbessert. Dem Handel mit illegal eingeschlagenem Holz wurde u.a. durch Zertifizierungssysteme ein Riegel vorgeschoben.

Ähnliches leisteten Siegel für die Nachhaltige Fischereiwirtschaft. Fische spielen nicht nur eine existentielle Rolle in der Nahrungskette der Weltmeere, sie dienen auch Millionen Menschen als Lebensmittel sowie Einkommensquelle. Die **Rechte** der lokalen Fischer/innen sind heute durch faire Fischereiabkommen geschützt. Noch Anfang des Jahrtausends hatten die großen Fangflotten die Meere nahezu leer gefischt. Meeresschutzgebiete, Fangverbote, neue Fangmethoden, die Auslistung von Fischen aus nicht nachhaltiger Fischerei im Handel sowie ein hohes Verbraucher/innenbewusstsein haben zur langsamen Erholung der Bestände beigetragen.

Der drohenden genetischen Monokultur durch Patente auf Pflanzen und Saatgut sowie auf Tiere und deren Gene konnte gerade noch Einhalt geboten werden. Es gibt keine Eigentums- und Patentrechte auf Leben. Im internationalen, völkerrechtlich verbindlichen Vertrag über pflanzen- und tiergenetische Ressourcen sind u.a. der freie Zugang zu Saatgut sowie das Recht, dieses zu bewahren, zu vermehren und weiter zu entwickeln, zu nutzen, zu tauschen und zu verkaufen als „Farmers' Rights“ verbrieft.

Ackerbau und Tierhaltung befinden sich im Gleichgewicht. Seit Jahrtausenden nutzen Menschen die Tiere als Nahrungs- und Existenzsicherung. Sie dienen als Lasttiere, helfen bei der Feldarbeit und ihr Mist findet als Dünger oder Brennstoff Verwertung. Der Verkauf von Tieren und Tierprodukten stellt eine wichtige Einkommensquelle dar. Ihr Austausch bzw. die rituelle Schlachtung bei festlichen Anlässen hat eine wichtige Funktion in den sozialen Beziehungen. Als Züchter und Hüter regional angepasster, widerstandsfähiger Haustierrassen tragen Hirtenvölker und kleinbäuerliche Tierhalter/innen seit Generationen zu deren Erhaltung und Vermehrung als Grundlage zukünftiger landwirtschaftlicher Entwicklungen bei. Nachhaltige Tierhaltung leistet einen wichtigen Beitrag zur Landschaftspflege und biologischen Vielfalt. Der Niedergang nomadischer Hirtenvölker und Verlust ihrer als unproduktiv abgewerteten Tiere durch den Import von Hochleistungsrassen aus Nordamerika und Europa konnte

abgewendet werden. Heute sind eigenständige züchterische Entscheidungen und Weiderechte – auf den für den Ackerbau ungeeigneten Weideflächen – sowie der Zugang zu Wasser gesichert.

Die Hauptursachen der Bodendegradation – Überweidung, intensive Bearbeitung, Entwaldung und Bodenversiegelung – konnten eingedämmt werden. Konsensorientierte Verhandlungsverfahren helfen, Nutzungskonflikte weitgehend zu vermeiden. Um die **Bodenfruchtbarkeit** der begrenzten, weltweit agrarisch nutzbaren Flächen zu erhalten und zu stärken, wurden umfassende Maßnahmen zum Erosionsschutz sowie zur Regeneration bzw. Sanierung ausgelaugter Böden und einer nachhaltigen Bodenbewirtschaftung als auch integriertem Wassermanagement getroffen.

### Ernährung und Lebensunterhalt durch biologische Landwirtschaft

Neben kollektiven Eigentumsrechten bzw. dem gleichberechtigten Zugang zu fruchtbarem Boden und zu Wasser sind der Zugang zu Saatgut, organischem Dünger und anderen, angepassten Produktionsmitteln wie Werkzeug, Maschinen, Technologien heute ebenso gesichert wie der Zugang zu hochwertigen Informationen, Bildungsmaßnahmen und Märkten, zu Krediten und anderen Finanzdienstleistungen. Dies führte dazu, dass die ehemals Hunger leidenden Menschen heute **selbst genug** für ihren Eigenbedarf und die Gemeinde **produzieren** können.

Dabei hat sich die biologische, kreislauforientierte Landwirtschaft für ehemals marginalisierte Kleinbäuerinnen und -bauern als ideal erwiesen: Unter Einsatz von – reichlich vorhandener – Arbeitskraft und wenig Kapital konnten Produktivität und Einkommen mit lokal verfügbarer Technologie erhöht und langfristig stabilisiert – und damit Ernährung und **Lebensunterhalt** von Milliarden Menschen gesichert – werden. Durch den Verzicht auf teure synthetische Düngemittel und Pestizide und den Verkauf der Mehrerträge, die zudem höhere Preise als konventionelle Produkte erzielen, bleibt heute Geld für den Kauf zusätzlicher Lebensmittel sowie für Bildung und Gesundheit.

Die biologische Landwirtschaft ist auch angesichts der verheerenden Auswirkungen des Klimawandels auf die Ernährungssituation, insbesondere der ärmsten Menschen vorteilhaft: Sie erhält und schützt die Ökosystem-Dienstleistungen, von denen sie auch abhängt und trägt nicht nur zum Klimaschutz bei – u.a. durch Aufbau von Bodenhumus –, sondern zeichnet sich auch durch höhere **Resilienz** aus, d.h. sie ist widerstands- und anpassungsfähiger gegenüber klimatisch bedingten Veränderungen. Im Zusammenspiel von traditionellem mit modernem Wissen konnte bspw. die Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit der Böden gesteigert werden. Die verbesserte Wasserspeicherkapazität unterstützt das Pflanzenwachstum. Die zunehmende biologische Vielfalt erhöht die Stressresistenz etwa gegenüber Schädlingen, Krankheiten oder Dürren. Wo dennoch erforderlich, wird biologischer Pflanzenschutz eingesetzt. Vielfältiger Mischbau mindert nicht nur das Risiko vollständiger Ernteaufälle, eine **ausgewogenere Ernährung** wird damit gefördert, wodurch die Mangelernährung stark zurückgegangen ist. Zudem haben Informations- und Bildungsmaßnahmen, die bereits bei Kleinkindern ansetzen, zu einer Verbesserung bzw. Wiederherstellung von Ernährungswissen und entsprechender Verwendung und Verwertung von Lebensmitteln geführt. Weiterverarbeitung und eine geeignete Vorratshaltung tragen zur besseren Selbstversorgung bei. Die Ernährungssicherheit ist für alle Familienmitglieder über das Jahr hinweg in hohem Maße gewährleistet. Zudem hat sich

durch die bessere Ernährungssituation auch die körperliche und geistige Entwicklung der Menschen verbessert.

Im Zuge der Stärkung lokaler Lebensmittelsysteme sind nicht nur zahlreiche, menschenwürdige Arbeitsplätze in der Landwirtschaft selbst, sondern auch in dem damit verbundenen Gewerbe vor- und nachgelagerter Bereiche entstanden. Mit den verbesserten Lebensbedingungen und Perspektiven im ländlichen Raum konnte die **Landflucht gestoppt** werden – vielmehr hat sich allen Prognosen zum Trotz der Trend des Städtewachstums umgekehrt. Die Kleinbauern und -bäuerinnen versorgen die Stadtbevölkerung, neue Formen von Gemeinschaften wurden eingegangen und zahlreiche Gärten angelegt.

### Selbsthilfe, Netzwerke und Resilienz

Indem biologische Landwirtschafts- bzw. Lebensmittelsysteme auf traditionellem Wissen, den eigenen Stärken und Fähigkeiten der Menschen aufbauen und ihre Kreativität unterstützen, stärken sie das Selbstvertrauen, die Selbstbestimmung und Selbsthilfekapazität – und damit das menschliche **Potential** sowie die sozio-ökonomische Kapazität eines Landes. Für Ernährungssouveränität waren und sind nicht zuletzt Beziehungen, die auf gegenseitigem Vertrauen und Respekt aufbauen, essentiell. Der erhöhte Wissenstransfer, etwa der Austausch von Informationen über die Herstellung von Saatgut, verbesserte Anbaumethoden und lokale Vermarktungsstrategien, trägt zur selbstständigen Weiterentwicklung bei. Auf Gemeindeebene konnten durch die Bildung von Produktions-, Verarbeitungs- und Vermarktungsgemeinschaften die Arbeitskosten gesenkt und neue Märkte erschlossen werden. Durch Organisation und Beteiligungsverfahren können die Menschen politische Macht aufbauen und besser für ihre Rechte eintreten; darüber hinaus werden der Zusammenhalt und die Zusammenarbeit in der Gemeinde gestärkt. Soziale Netzwerke und Nachbarschaftshilfe sind insbesondere in schwierigen Zeiten hilfreich, z.B. bei Krankheit oder Dürren. Mit der Verbesserung der ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ist über die Jahre hinweg die Krisenanfälligkeit und Verwundbarkeit durch externe Schocks wie Umweltkatastrophen, wirtschaftlichen Krisen oder gewalttätige Konflikte gesunken und die **Widerstandskraft** gestiegen.

Wir verfügen heute über gut ausgebaute Instrumente der zivilen Krisenprävention und Konfliktbearbeitung. Nicht zuletzt spielte nachhaltige Entwicklung eine entscheidende Rolle für die Befriedung und Stabilisierung von Krisenregionen. Ein globales Informations- und Frühwarnsystem wurde eingerichtet, damit kritische Entwicklungen rechtzeitig erkannt und Nahrungsmittelkrisen vermieden werden können.

Die **agrarpolitische Wende** war weit wirkungsmächtiger als alle vorangegangenen Bemühungen der Entwicklungshilfe bzw. -zusammenarbeit, zumal diese seit Anbeginn von Eigeninteressen getragen war und an Unterfinanzierung sowie qualitativen Mängeln litt. Statt Symptombekämpfung, abstrakter Programmierung und Verwaltung der Entwicklungszusammenarbeit stehen heute ein intensiver Dialog auf gleicher Augenhöhe, der Austausch von Wissen und Erkenntnissen sowie gemeinsames Lernen und die konstruktive Zusammenarbeit zur Lösung der „glokalen“ Probleme im Zentrum, wofür es nicht zuletzt einer **Ermächtigung der Menschen** und eines gestärkten Handlungsvermögens der Länder der südlichen Hemisphäre insbesondere auch im Rahmen internationaler Verhandlungen sowie eines entsprechenden Machtausgleichs und fairer Handelsbedingungen bedurfte.

### Publikationen (Auswahl):

- Gruber, P. C. (2010) (Hrsg.): *Wie wir überleben! Ernährung und Energie in Zeiten des Klimawandels*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Gruber, P. C. (2009) (Hrsg.): *Die Zukunft der Landwirtschaft ist biologisch! Welthunger, Agrarpolitik und Menschenrechte*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Gruber, P. C. (2008) (Hrsg.): *Nachhaltige Entwicklung und Global Governance*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Gruber, Petra C. (2005) (Hrsg.): *Identität und Nachhaltigkeit in einer globalisierten Welt*. Schriftenreihe Bildung & Nachhaltige Entwicklung.
- Gruber, Petra C. (2005) (Hrsg.): *Zeit für Nachhaltigkeit*. Schriftenreihe Bildung & Nachhaltige Entwicklung. Wien / Münster: Monsenstein & Vannerdat Verlag.
- Gruber, P. C. (2004): *Fallbeispiel nachhaltiger Zusammenarbeit: Ländliche Entwicklung in Zimbabwe* In: Andreas J. Obrecht (Hrsg.) *Wozu forschen? Wozu entwickeln? Möglichkeiten und Grenzen der soziologischen Forschung für eine partizipative Entwicklungszusammenarbeit*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel Verlag.
- Gruber, P. C. (2003): *Von der Notwendigkeit zukunftsfähigen Bewusst-Seins & Global Governance in einer interdependenten Welt* im Bericht an den Club of Rome „Nachhaltigkeit schafft neuen Wohlstand“, hrsg. von Karin Feiler / Europäisches Forum für Nachhaltigkeit des Club of Rome. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag.
- Gruber, P.C. (2001): *Armut und Entwicklung im Wandel der Zeit*; In: Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (Hrsg.): *Nach der Jahrtausendwende, Zur Neuorientierung der Friedensforschung*. Friedensbericht 2001. Münster: Agenda Verlag.
- Gruber, Petra C./Hazdra, Peter (2001) (Hrsg.): *Friede im 21. Jahrhundert - eine entwicklungspolitische Herausforderung?* Wien: Institut für Umwelt - Friede - Entwicklung / Institut für Internationale Friedenssicherung der Landesverteidigungsakademie.
- Gruber, Petra C. (2000) *Zukunftsfähige Entwicklungswege jenseits einer durchkapitalisierten Weltgesellschaft*. Linz: Universitätsverlag Rudolf Trauner.

### Zum Weiterlesen:

- IAASTD (2009): *Synthesis Report*. Washington, D.C.
- Heinrich Böll Stiftung, MISEREOR/Sachs, Wolfgang/Santarius, Tilman (2008): *Slow Trade – Sound Farming; Handelsregeln für eine global zukunftsfähige Landwirtschaft*. Aachen.
- Pimpert, Michel (2008): *Towards Food Sovereignty*. iied, Gatekeeper 141. London.
- Forum Umwelt & Entwicklung (2005): *Ökologische Landwirtschaft. Ein Beitrag zur nachhaltigen Armutsbekämpfung in Entwicklungsländern?* Bonn.



*Ein herzlicher Dank gilt Philipp Braun, Florian Huber, Karin Okonkwo-Klampfer, Elisabeth Loibl und Manfred Schnitzer für ihre hilfreichen Anmerkungen und Unterstützung.*

---

## Petra C. Gruber



geb. 18. August 1971 in Eisenerz

### **Laufbahn:**

Sozialwirtschaft-Studium an der Univ. Linz; Schwerpunkte: Umwelt- & Entwicklungspolitik. Von 1996 – 1999 Forschungsassistentin am Interdisziplinären Forschungsinstitut für Entwicklungszusammenarbeit (IEZ) / Linz; 2000 Assistentin des Direktors der African Medical Research Foundation (AMREF); Seit 2001 Geschäftsführung des Instituts für Umwelt – Friede – Entwicklung (IUFÉ) / Wien: [www.iufe.at](http://www.iufe.at).  
Forschung bzw. Bildungsreisen nach Südafrika 1995, Tanzania 1996, Zimbabwe 1998, Uganda 2002, Sri Lanka 2005, Bolivien 2006, Äthiopien und Mosambik 2007. Österreichisches Delegationsmitglied bei der UN Konferenz über Nachhaltige Entwicklung (WSSD), Johannesburg 2002; Mitglied des Forums Nachhaltiges Österreich und des Akteursnetzwerks "Nachhaltiges Österreich"; Vorstandsmitglied Slow Food Linz; Lektorin an der Universität Wien (Internationale Entwicklung).

---



Lokale, eigenmächtige Aktivitäten



## Wer die Zukunft mitgestalten will, muss die Vergangenheit verstehen

*Monika Gruber*

Das Leben kann nur in der Schau nach rückwärts verstanden, aber nur in der Schau nach vorwärts gelebt werden. Mit diesem Gedankengang des dänischen Philosophen und Essayisten Sören Kirkegaard schaue ich auf die Lebensmittelversorgung der Zukunft.

### Gestern

Blicke ich zurück in die 1940er Jahre, als mein Vater ein Schulbub war, da ernährte sich die Familie mit vier Kindern und den Großeltern überwiegend von dem, was am Hof wuchs. Nur die übrige Milch, die nicht zur Selbstversorgung gebraucht wurde, brachten die Buben mit dem Hundewagerl ins Dorf. Dazu wurde am Morgen vor dem Schulgehen der Haushund eingespannt. Die Milchkanne wurde noch vor dem Beginn des Unterrichts in der Molkerei entleert. Den Hund banden die Buben in der Nähe des Schulhofs an einen Baum, wo er wartete, bis er zu Mittag wieder mit heim genommen wurde.

Das Geld für etwas, das zugekauft werden musste, verdiente sich der Großvater mit dem Binden von Reisigbesen und dem Zimmern von Leitern, die gerne von den Leuten im Dorf gekauft wurden.

Das Essen in meiner eigenen Kindheit am Bauernhof empfand ich als paradiesisch. Das war Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre. Es bestand für mich aus Farben, Düften und Geschmäckern. Auf den Tisch kam, was die Jahreszeit schenkte - für mich gab es zu allen Jahreszeiten etwas zu freuen. Der Herbst war die Zeit der vollen Körbe, an den Obstbäumen hingen köstliche Früchte und die Kartoffeln waren zum Roden. Im Winter freute ich mich auf das Sauerkraut und den Kartoffelschmarren. Im Frühling konnte ich es kaum erwarten, bis die Bachkresse hervorkam. Im Sommer lief ich auf den Krautacker<sup>65</sup>.



Für uns Kinder war es das Schönste, Gemüse frisch von der Erde weg zu essen. Die zartgrünen, süßen Erbsen naschten wir direkt aus den Schoten. Am Krautacker zerrte ich Karotten aus der Erde, rieb mit den Fingern die Wurzeln sauber und knabberte sie. Wenn das Kraut dicke Köpfe gebildet hatte, öffnete ich die äußeren, groben Blätter und aß vom weißen Inneren des Krauts, das mir wunderbar schmeckte.

65. Krautacker ist ein größerer Gemüsegarten für den Eigenbedarf: Neben dem hausnahen "Kuchgarten", in dem Kräuter und Feingemüse gezogen werden, das besondere Aufmerksamkeit verlangt und/oder rasch zur Hand sein soll (wie z.B. Salat), gibt es die so genannten Krautäcker. Diese sind größere Feldstücke am Rande oder in der Nähe des Bauernhofes (respektive Einfamilienhauses). Dort werden Gemüsearten gezogen, die in der Pflege weniger anspruchsvoll sind und größeren Platz beanspruchen, wie z.B. Kraut, Erdäpfel, Bohnen, Rüben. (Quelle: Michaela Arndorfer unter <http://www.arche-noah.at/etomite/index.php?id=188#selbst>).

Aus den Himbeeren und den Brombeeren, die wir Kinder am Waldrand pflückten, machten wir uns eine einfache Marmelade. Die Früchte zerdrückten wir mit der Gabel, streuten ein wenig Zucker darüber und fertig war die Köstlichkeit, die wir aufs Butterbrot strichen. Das schmeckte mir so sehr, dass ich mich darauf freute, neue Waldlichtungen zu entdecken, wo wir Beeren finden konnten.

Entlang des Weges zwischen Schule und Elternhaus standen eine Menge Obstbäume. Die Äste hingen voller Kirschen, Zwetschken, Birnen und Äpfel, die wir pflücken und essen durften. Öfters schweiften wir beim Heimgehen von der Schule ab und streiften durch den nahegelegenen Wald, um Schwammerl zu suchen. Aus den gefundenen Schätzen bereitete die Großmutter einen Schwammerlsterz zu oder wir Kinder legten Brätlinge auf die heiße Herdplatte. Manchmal schwänzten wir sogar die Schule. Viel lieber durchstreiften wir die Wälder in der Gegend, um nach Kastanien zu suchen, als im Unterricht zu sitzen. Kiloweise schlepten wir mit dem Rucksack Kastanien heim. Oder wir stopften sie zu den Heften und Büchern in die Schultasche. Daheim kochten wir die Früchte in einem Topf mit Wasser und ich mochte sie zu jeder Mahlzeit essen: Frühstück, Mittagessen, Jause. Den mehlig süßen Geschmack liebte ich so sehr, dass ich mich jedes Jahr im Herbst ein paar Wochen lang überwiegend von Kastanien ernährte. Den Rest des Jahres schwelgte ich in der Vorfreude auf die nächste Ernte.



Einmal pro Woche wurde Brot gebacken. Das Mehl dazu stammte vom hofeigenen Getreide, das am Körnerboden, dem Dachboden des Bauernhauses, gelagert wurde. Jahr für Jahr wurde Saatgut erhalten, das wieder angebaut wurde, oder mit Nachbarn getauscht, damit es vital blieb. Alle paar Monate fuhr der Vater zur nächstgelegenen Mühle in der Nachbargemeinde, wo das Brotgetreide gemahlen wurde, und kam mit den Mehlsäcken heim. Wenn dann die Großmutter den Brotteig hergerichtet hatte, bettelten wir Kinder darum, sie möge uns einen Teil des Teiges überlassen. Daraus konnten wir Fladenbrote backen, die wir Brandflecken nannten. Wir Kinder rollten kleine Teigstücke mit dem Nudelholz dünn aus. Diese legten wir auf die heiße Herdplatte in der Küche. Warfen die Brandflecken kleine Blasen und nahmen auf der Unterseite eine hellbraune Farbe an, wendeten wir sie, damit jede Seite eine schöne Farbe bekam. Noch warm bestrichen wir sie mit Butter, salzten ein wenig und rollten sie wie Zigarren auf, bevor wir sie verputzten<sup>66</sup>. Das war eine Köstlichkeit! Hie und da stibitzten<sup>67</sup> wir soviel Teig aus der Schüssel, dass der Großmutter kaum etwas blieb für die Brotlaibe. Wenn sie uns dafür schimpfte, bekümmerte uns das wenig, denn der Genuss der Brandflecken entschädigte für jeden Ärger, den wir uns mit dem Teigdiebstahl eingehandelt hatten.

Fleisch gab es, abgesehen von Speck und Geselchtem, höchstens am Sonntag. Doch ich freute mich am Sonntag am meisten auf den Rote-Rüben-Salat und Großmutter's Erdäpfelknödeln.

Gab es am Hof mehr als genug davon, wurden Eier, Milch, Butter und Speck im Dorf verkauft. Wenn der Vater fortfuhr oder die Großmutter ins Dorf ging, nahmen sie Lebensmittel mit und brachten sie

---

66. umgangssprachlicher Ausdruck für essen

67. verniedlichende Form für stehlen

Bekannten und Verwandten ins Haus. Meine Mutter sagte, die Leute zahlten gern. Hie und da wurden die Lebensmittel auch gegen Arbeitsleistung, Werkzeug oder Reparaturarbeit getauscht.

Wegen der Milchlieferung an die Molkerei hatten sich die Eltern mit anderen Bauern und Bäuerinnen zu einer Fahrgemeinschaft zusammengeschlossen. Jede Woche wurde abgewechselt. Wer an der Reihe war, fuhr mit Traktor und Anhänger zu jedem Hof, der zur Gemeinschaft gehörte, holte die Milchkannen ab und brachte sie ins Dorf. Bei der Molkereisammelstelle stellte man die Kannen aufs Förderband. Die Molkereiarbeiter entleerten sie in einen Tank. Die Milch aus dem Tank wurde in der zehn Kilometer entfernten Molkerei als Babyfrischmilch in Literflaschen abgefüllt. Oder man verarbeitete sie zu Butter, Joghurt und Käse, die im angeschlossenen Molkereigeschäft verkauft wurden. Damals gab es noch in jeder Gemeinde eine Sammelstelle und in jedem Tal mindestens eine Molkerei.

## Heute

Wehmütig stelle ich fest, kein einziger Kirsch-, Apfel-, Zwetschken- und Birnbaum aus meiner Kindheit, die dreißig Jahre zurückliegt, steht heute noch. Aber nicht, weil die Bäume an Alterschwäche gestorben wären. Sie fielen den Planierungen zum Opfer, die die Bauersleute auf ihren Wiesen durchführen ließen. Sogar das kleine Brunnlein, an dem ich meinen Durst entlang des Schulwegs stillen konnte, ist längst verschwunden. Nasse Wiesen wurden drainagiert.

Im Jahr 2009 angekommen gibt es auch keine einzige Milchlieferungsstelle mehr im Pielachtal. Nach dem EU-Beitritt Österreichs stellte die Molkerei Obergrafendorf ihren Betrieb ein und die Anlieferungsstellen in den Gemeinden des Tales wurden geschlossen. Diese seien nicht mehr rentabel, redeten sich die Verantwortlichen frei. Die Milch wird jetzt von LKW-Unternehmen mit großen Tankwagen bis nach Baden bei Wien gekarrt und in ganz Österreich verscherbelt.

In diesem Jahr gerieten wir Bauern und Bäuerinnen nicht nur durch die anhaltende agrarpolitische Ausrichtung auf den Weltmarkt, den so genannten Strukturwandel und durch häufiger auftretende Unwetterkatastrophen unter Druck: Molkereien kündigten Lieferverträge, sodass hunderte Höfe in Niederösterreich und im Burgenland wochenlang nicht wussten, ob und wann sich welcher Abnehmer für ihre Milch finden würde. Hinter vorgehaltener Hand erzählen mir später Milchbauern von einem gefinkelten Akt von Molkerei und Landwirtschaftskammer, mit dem einer widerständigen, unliebsam gewordenen Bauernschaft eins ausgewischt werden sollte.

Die einst bäuerliche Haltung von Nutztieren für die Versorgung wurde mit der agrarpolitischen Ausrichtung auf den Weltmarkt in eine staatlich kontrollierte und sanktionierte Bürokratieangelegenheit umgewandelt. Von jeder Geburt, jedem Abgang und jedem Zugang im Stall muss Meldung erstattet und ein Bestandsverzeichnis geführt werden. Jedes Rind, jedes Schaf, jede Ziege muss mit zwei Ohrmarken gekennzeichnet sein - und bei der AMA gemeldet werden. Es kommt immer wieder vor, dass beim Weidegang Ohrmarken verlorengehen und die Bauersleute das nicht gleich bemerken. Wird dann bei einer Vorortkontrolle der AMA ein Tier ohne einer Ohrmarken angetroffen, so wird das im schlimmsten Fall mit einer behördlich angeordneten Tötung des betreffenden Tieres sanktioniert - auch wenn es sich um ein völlig gesundes Tier handelt oder sogar wenn es trächtig ist. Die AMA mit der damit verbundenen Aufzeichnungspflicht für Bauern und Bäuerinnen beherrscht beobachtend, kontrollierend und sanktionierend die Landwirtschaft. Big Brother is watching you.<sup>68</sup>

Ich bin auch wütend darüber, wie von staatlicher Seite mit Saatgut umgegangen wird. Das wirtschaftseigene Saatgut von Getreide unterliegt in Österreich mit dem Saatgutgesetz von 1997 einer umfangreichen gesetzlichen Regelung. Das am Hof erzeugte Saatgut darf nur am eigenen Hof verwendet werden. Würde ich als Bäuerin Saatgut an eine Nachbarin weitergeben, stellt das bereits einen Gesetzesverstoß dar. Dieser wird vom Bundesamt für Ernährungssicherheit mit einer Anzeige und Sanktionen geahndet. Was für eine pervertierte Situation! Die jahrhundertalte Tradition des Saatguttausches, die für robuste und dem Klima der Gegend angepasste Getreidesorten sorgte, wurde zur Gesetzesübertretung erklärt.

Mit einem strafenden Vorgehen gegen unliebsames Verhalten und der kontrollierten Verteilung von Geld wird Agrarpolitik betrieben: Die des gesteuerten Belebens oder Absterbens. Finanzielle Mittel für bäuerliche Initiativen und ländliche Regionen werden über Projekte ausgeschüttet. Die müssen aber erst einmal ausgetüfelt, formuliert, eingereicht und dann erst bewilligt werden, bevor das Geld Bauern und Bäuerinnen zugute kommt. Wenn überhaupt! Vorher muss jemand die bürokratische Sprache erlernen, die im Förderdschungel herrscht, um überhaupt ein Projekt einreichen zu können. Ein umständlicher (Schotter-) Weg. Bis hier Geld zu Bauern und Bäuerinnen fließt, vergeht wertvolle Zeit – vergehen Höfe, denen mit der bisherigen Agrarpolitik Brot mitsamt Butter vom Teller geschnappt wurde. Warum ist der Widerspruch zwischen der herrschenden Agrar- und Förderpolitik und einer nachhaltig bäuerlichen Landwirtschaft so groß? Es ist eher eine Förder- als eine Förderpolitik.

Erschütternd finde ich darüber hinaus, was an Nahrung für weite Bevölkerungsschichten angeboten wird. Nahrungsmittel, die üblicherweise im Supermarkt über das Förderband zur Kasse laufen, in Imbissbude, Kantine, Restaurant, Cafe und Wirtshaus auf den Tisch kommen, stammen überwiegend aus industrieller Erzeugung. Zum Teil werden diese Produkte aus Abfallprodukten hergestellt, aufgepeppt mit Aromastoffen und durch ausgeklügelte Werbung schmackhaft gemacht. In Österreich und Deutschland geht 2009 eine Welle der Empörung über diese Machenschaften der Nahrungsmittelindustrie durchs Land. Zwischen Unwetterkatastrophen und Schweinegrippe berichten die Medien von Schummelschinken, Kunstkäse und Formfleisch. Eiscreme ohne Milch, Schinken ohne Fleisch, Käse, der niemals Milch gesehen hat, solche Ersatzprodukte landen unerkannt auf den Tellern: Die Menschen greifen im guten Glauben an einen günstigen Einkauf zu Mozzarella, Pizza oder Fischstäbchen und werden stattdessen mit Analogkäse, Schinkenersatz oder panierten Fischresten aus industrieller Produktion abgespeist. Der beliebte Erdbeergeschmack im Joghurt stammt nicht von Erdbeeren, sondern aus dem Extrakt von Sägespänen. So führt die Nahrungsmittelindustrie uns Menschen an der Nase herum - anstatt mit unverfälschten Lebensmitteln aus bäuerlicher Landwirtschaft für Bekömmlichkeit und Gesundheit zu sorgen. Anstatt Bäuerinnen & Bauern eine bäuerliche Produktion von wirklichen Lebensmitteln zu erleichtern, behauptet die Nahrungsmittelindustrie den Lebensmittelmarkt mehr und mehr für sich. Es ist nicht abwegig, anzunehmen, dass sie wesentlich zur Beschränkung der Direktvermarktung Lobbying betreibt.

Das sind Beispiele einer langen Liste an Missständen in den agrarpolitischen Rahmenbedingungen der Lebensmittelversorgung.

---

68. Der Große Bruder beobachtet dich. Dieser Satz wurde formuliert in Anlehnung an George Orwells Utopie „1984“, die heute weitgehend Realität ist, nicht nur in der Landwirtschaft.



## Morgen

Bevor ich den Blick fünfzig Jahr nach vorne richte, erwähne ich noch eine Erfahrung mit meinem ersten Gartentagebuch. Als ich es 2007 anlegte, stellte ich bald fest, Küche, Garten und Landwirtschaft sind so eng miteinander verbunden, dass man sie nur zusammenhängend betrachten kann. Sogar das Wetter und die sozialen Kontakte beeinflussten meinen Speisezettel. Was sich draußen ereignete, spiegelte sich in der Küche wider. Als beispielsweise ein Hagel die Tomatenernte zerstörte, gab es in diesem Sommer keine frischen Tomaten zur Jause. Gab es ein gutes Jahr für die Apfelernte, so kamen reichlich Apfelspeisen auf den Tisch. War ich oft reisend unterwegs, so vernachlässigte ich bedauerlicherweise den Garten und das Anlegen von Vorräten. Verbrachte ich jedoch viel Zeit daheim, so kochte ich Kompotte für den Wintervorrat, legte Sauergemüse ein und trocknete eine Menge Kräuter. Und ich sammelte Wildkräuter, aus denen ich Salben und Tinkturen ansetzte, die ich in der Haus- und Stallapotheke brauche.

Ich erwähne diese Erfahrung, da sie beispielhaft für das bäuerliche Leben steht, ja, das Leben überhaupt: Alles ist miteinander verbunden. Der Süden mit dem Norden, die Agrarpolitik mit den Regenwürmern im Erdboden, das Brot mit dem Straßenverkehr, der Kopf mit dem Herzen, die Füße mit den Händen, die Maschinen mit dem Treibstoff, die Vergangenheit mit der Zukunft, das Land mit der Stadt, die Tiere mit den Pflanzen, der Magen mit der Verdauung, das Öl mit dem Badewasser, das Denken mit dem Dünger, die Lebensmittel mit dem Geld in und an der Börse. Der österreichische Schriftsteller Alfred Komarek sagte in einem Interview: „Wenn man etwas im Kleinen erkannt hat, kann man daraus auf das Große schließen.“ Mit diesem Gedanken lade ich sie ein auf eine Reise in die Zukunft.

Wie wird es weitergehen? Werden in dreißig Jahren die größten Missstände in der Landwirtschaft und Lebensmittelversorgung beseitigt sein? Die Krankenkasse gesundgeschrumpft und in ein Gesundheitssystem verwandelt? Die einengende und lähmende Politik überwunden? Oder werden Menschen und Organisationen, die mahnen und aufzeigen, weiterhin ignoriert, denunziert und schikaniert? Wird der Staat noch mehr seine Bürger und Bürgerinnen bespitzeln und unter Kontrolle zu bringen suchen? Hat Sören Kirkegaard geahnt, wie die züngelnden Zeichen der Zerstörung von Umwelt und Lebensgrundlagen falsch gedeutet werden, als er beispielhaft schrieb: „In einem Theater brach hinter den Kulissen Feuer aus. Der Pierrot trat an die Rampe, um das Publikum davon zu unterrichten. Man glaubte, es sei ein Witz und applaudierte. Er wiederholte seine Mitteilung; man jubelte noch mehr. So, denke ich mir, wird die Welt eines Tages untergehen.“

Wie wird die Erde in fünfzig Jahren sein? Über und über vergiftet? Die Ressourcen restlos ausgebeutet und verschwunden oder vergiftet? Das Trinkwasser mit Chemikalien restlos verseucht? Afrika, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Türkei und Lateinamerika ausgebrannt durch den Klimawandel? Die Wüsten mit Solarzellen bebaut, die Strom für Europa liefern, während die stromliefernden Länder mit leeren Händen ausgehen? Halb Europa mit Eis bedeckt? Müllberge so hoch wie der Großglockner? Massenweise Atomkraftwerke, die den Planeten wie eitrige Pusteln übersäen? Und der Mensch? Werden wir degeneriert sein? Missgebildet in unserer Gestalt? Krank, depressiv, verzweifelt - ein Schatten unserer selbst? Ist die Landwirtschaft zur Angelegenheit der Staatssicherheit geworden, die mittels Satelliten, Kameras und Agenten überwacht wird? Stehen in den europäischen Ställen Einheitskühe? Agieren in der Agrarpolitik anstelle der klügsten Köpfe eines Landes Kasperlfiguren? Geführt an den versponnenen und fest verzwirnten Fäden der Agro-Multis?

Wie wird die Lebensmittelversorgung der Zukunft aussehen? Hat eine unbegrenzte Leistungssteigerung zum ökologischen und wirtschaftlichen Bankrott der Viehzucht geführt? Gibt es in jedem Dorf höchstens noch drei Bauernhöfe, von Beamten verwaltet? Mit fremdsprachigen Arbeitskräften, die man als Landschaftspflegesklaven über die Felder treibt? Bauern und Bäuerinnen als staatlich entlohnte Rasenmäher und Furchenzieher? Kurven computergesteuerter Erntemaschinen ohne Fahrer oder Fahrerinnen auf den Äckern? Wird Obst und Gemüse auf gemahlene Plastikabfälle gezüchtet? Von wenigen Großproduzenten in Etagenfarmen? Ist die alpenländische Milchwirtschaft ausgestorben und gibt es anstatt Kuh-, Schaf- und Ziegemilch nur noch Gentech-Sojamilch zu kaufen? Ist nur noch solches Brot erhältlich, das mit staubfeinen Abfällen aus der Baumwollindustrie gestreckt ist, weil das Getreide für die Treibstoffproduktion verheizt wird? Gehen Menschen mit einem unter die Haut gepflanzten Chip einkaufen, der aufs Handy meldet, welche Nahrungsmittel und Packungen ausgewählt werden sollen? Liefern Ernährungsagenturen, von der Nahrungsmittelindustrie finanziert, die passenden Kochrezepte, mit denen sie den Menschen noch mehr synthetische Aromastoffe und Nahrungsergänzungsmittel schmackhaft machen?

Erschreckende Szenarien, die ich nicht weiter ausführen will. Lieber richte ich meinen Blick auf eine freundliche und lebenswerte Zukunft. Eine die dem Planeten und den Menschen gut tut. Eine die aufbauend wirkt, statt zu zerstören und zu vernichten. Denn Gedanken sind Saaten, die aufgehen und wachsen.

Wir landen im Jahr 2059. Was sofort ins Auge fällt: Viele Menschen sieht man auf den Feldern arbeiten, Kinder spielen vergnügt im Freien. Es liegt Gesang und eine Stimmung von Freude in der Luft. Es gibt zahlreiche kleine Bauernhöfe in den Dörfern. Die Bauern und Bäuerinnen wirtschaften ökologisch und sie bewirtschaften ihre Höfe so, wie es ihren individuellen Neigungen und den regionalen Gegebenheiten entspricht. In ihrer Vielfalt versorgen sie mit ihren Erzeugnissen hauptsächlich die Umgebung. Die Menschen in den 2050er Jahren schätzen unverfälschte Lebensmittel, die bevorzugt aus der Umgebung stammen. Produkte, die mit dem goldenen Samenzeichen gekennzeichnet sind, sind besonders begehrt. Sie zeichnen höchste Qualität von transportfreien Produkten aus. Nachdem die Erdölvorräte stark zurückgegangen sind, besinnt man sich wieder auf die ressourcenschonenden Herstellungsarten in der Region, mit möglichst kurzen Transportwegen; sei es bei den Waren des täglichen Bedarfs, Lebensmitteln, Dienstleistungen oder der Bautätigkeit. Nur was an Überschüssen in der Region anfällt kommt in den fairen Handel oder wird getauscht.

Der faire Handel hat sich weltweit durchgesetzt, nachdem eine rätselhafte Krankheit auftrat, die Menschen befiel, die zu unfairen Bedingungen Handel betrieben. Sie litten unter zermürbenden Kopfschmerzen und Alpträumen. Erst wenn sich diese Menschen dem fairen Handel zuwandten, verschwanden die Beschwerden.

Zum Teil nutzen die Menschen vermehrt den direkten Einkauf am Bauernhof. Da für jeden klimaschonenden Kilometer, jeden Fußmarsch und jede Radfahrt, Gesundheitspunkte für den Gesundheitspass gesammelt werden können, nutzen das viele Menschen für die Wege zum Einkauf, zur Arbeitsstätte oder zum Dienstleistungsunternehmen. Gemeinden stellen als Service zahlreiche Fahrräder zur Verfügung. Sie können kostenlos ausgeliehen werden. Wer ein speziell markiertes Rad braucht, nimmt

es für die Fahrt und stellt es an beliebiger Stelle im Dorf ab. Dieses System funktioniert bereits seit Jahren hervorragend.

In den Dörfern gibt es bunt gemischte, selbstverwaltete Läden, in denen alles Mögliche angeboten wird, von der Schraube bis zur Glasflasche, von der Strickwolle bis zur Ribiselmarmelade. In diesen Läden werden saisonales Obst und Gemüse, eine Vielfalt an Hülsenfrüchte und Getreidesorten aus der Region angeboten, alles in großem Sortenreichtum und in geschmacklicher Vielfalt. Nach den bitteren Erfahrungen, die mit hybriden und gentechnisch verändertem Saatgut gemacht wurden, ist man vor mehr als vierzig Jahren zu den robusten alten Sorten von einst zurückgekehrt, wie sie in bäuerlicher Hand bereits über Jahrtausende erhalten wurden (und nur rund zwanzig Jahre durch industrielle Interessen und Gesetzgebung unterbrochen war). Außerdem wird in nahezu jeder Gemeinde einmal pro Woche ein Wochenmarkt abgehalten, der sich zu einem beliebten Treffpunkt entwickelt hat und die soziale Gemeinschaft nährt.

Bereits ein Drittel der Bevölkerung arbeitet in Gärten, in der Landwirtschaft oder in Handwerksberufen, die alle ein hohes Ansehen genießen. Schon die Schulkinder verbringen ab der ersten Schulstufe jeweils ein Viertel des Schuljahres auf einem Bauernhof, in einem Gemeinschaftsgarten oder auf Handwerksplätzen. Als all-gemeine Schulform kristallisierte sich eine Mischform aus der Waldorf-, Wild- und der Montessorischule heraus, die als menschengemäße Erziehungsformen allgemein anerkannt sind.



Bevor die jungen Menschen nach der Pflichtschule in eine Mittelschule eintreten oder eine Lehre beginnen, arbeiten sie ein Jahr lang auf einem Bauernhof. Die Kinder in den Pflichtschulstufen können sich aussuchen, welches Gebiet der Land-, Teich-, Garten- oder Forstwirtschaft sie besonders interessiert und dort ihre Praktika verbringen. Erst dann erfolgt die jeweilige gewünschte Berufsausbildung.

Zwischen dem zwanzigsten und dem dreißigsten Lebensjahr können die jungen Erwachsenen ein ganzes Jahr in einem anderen Land verbringen, um die dortige Kultur und Landwirtschaft kennenzulernen - und um neue Einsichten zu gewinnen. Dabei arbeiten sie ein halbes Jahr lang auf Bauernhöfen, Handwerksplätzen oder in Gemeinschaftsgärten. Das restliche halbe Jahr können sie in anderen Bereichen mitarbeiten, für die sie sich begeistern.

Auch handwerkliche Berufszweige wie etwa die des Körbler oder der Körblerin haben sich etabliert. Nachdem es kaum noch Erdöl gibt, sind Gefäße, Behältnisse und Verpackungen aus Plastik Mangelware. Es werden horrend Preise dafür verlangt. Deshalb wurde altes Wissen um die Herstellung von Körben und anderen Behältnissen aus umweltfreundlich hergestellten Materialien aufgegriffen: Zum schimmelsicheren Aufbewahren von Lebensmitteln im Haushalt werden beispielsweise Behältnisse aus Birkenleder hergestellt.

Menschen, die nicht in einem landwirtschaftlichen oder in einem handwerklichen Beruf arbeiten, werden jedes Jahr für zwei Monate frei gestellt. In dieser Zeit sind sie auf einem Bauernhof, im Handwerksbereich, im Gartenbau, in der Gesundheitspflege oder im Kunsthandwerk tätig. Das trägt zu einem hohen Wohlfühl der Menschen bei und senkt zugleich die Kosten, die sonst für Therapien, Rehabilitationen und Heilanwendungen aufgebracht werden müssten.

Beim Haus- und Wohnungsbau setzt man auf nachwachsende und umweltfreundliche Materialien. Es wird mit Ziegel, Stroh, Lehm, Stein, Holz, Hanf, Schilf, Flachs und anderen einheimischen Werkstoffen gebaut, die zum Teil auch aus der Landwirtschaft stammen. Auch ungewöhnlich erscheinende Bauten aus Rundholz, Strohballen, gepressten Karton oder aus lebenden Bäumen, deren Astwerk über Jahre hinweg zu einzelnen Räumen und Dachkonstruktionen geformt wird, haben sich bereits bewährt.

Getreide wird wieder im Berggebiet und bis in höhere Lagen angebaut. Besonders der Urdinkel hat eine Renaissance erfahren. Er ist inzwischen zum wichtigsten Getreide geworden, das den vergifteten, ausgelaugten Böden ihre Fruchtbarkeit zurückbrachte. Und er sorgt für eine bekömmliche Ernährung des Menschen. Überhaupt wird jegliches Saatgut von den Bauern und Bäuerinnen gezüchtet, erhalten und vermehrt. Saatgut wird dezentral in Dorfgemeinschaften verwaltet und man pflegt rege Kontakte mit anderen saattugterhaltenden Gruppen. Es sind begeisterte Menschen, die eine besondere Fähigkeit und Kenntnis zur Tätigkeit der Saattugterhaltung mitbringen und sich mit aller Liebe dem Saattug verschrieben haben. Die häusliche Saattugvermehrung ist ein Teil des Schulunterrichts. So lernen bereits die Volksschulkinder, eigenes Saattug zu erhalten, das eine wertvolle Ressource darstellt.

Das ist auch etwas Wunderbares an diesen 2050er Jahren: Die Menschen gehen jenen Tätigkeiten nach, die ihnen am Herzen liegen. Sie tun das, womit sie ihre Talente zum Glänzen bringen. Niemand muss wegen des Geldes einer ungeliebten Arbeit nachgehen. Die eingeführte Basissicherung bewirkt, dass die Menschen die besten Seiten in sich entfalten und ihrer innersten Berufung nachgehen. Das ist mitunter auch ein Grund, weshalb sie mit den Ressourcen der Erde achtsam umgehen. Menschen, die einer erfüllenden Tätigkeit nachgehen, fühlen sich mit ihrem innersten Seelenwesen verbunden. Daher fühlen sie auch die Verbindung mit der äußeren Natur, die unser aller Lebengrundlage bedeutet. Daher meiden sie es, den Planeten weiterhin zu verschmutzen, die Ressourcen des Planeten auszubeuten, das Wasser, die Luft, den Boden oder die Nahrung zu vergiften. Der blaue Juwel, die Erde, ist zur Herzensangelegenheit geworden.

Insgesamt haben sich Ernährungsformen durchgesetzt, die auf Getreide, Hülsenfrüchte, Sprossen, Samen, Nüssen, Obst und Gemüse basieren. Die Gepflogenheit, Getreide an Tiere zu verfüttern und sie damit zu mästen, und aus Getreide Treibstoff herzustellen war mit der Ressourcenverknappung und dem Klimawandel unhaltbar geworden.

Die Schweinemast und die Rinderhaltung sind stark zurück gegangen. Vor allem die schwergewichtigen Rassen wie das Fleckvieh und andere Hochleistungsrassen erwiesen sich als ungeeignet für die Weidehaltung. Vielmehr wird jetzt Ziegen- und Schafhaltung betrieben, wobei Schafe neben der Milch die wertvolle Wolle liefern für das Wohnen und die Bekleidung. Auch Lamas und Alpakas werden gerne gehalten. Der Baumwollanbau mit dem hohen Wasserbedarf nimmt nur noch einen kleinen Teil der weltweiten Faserproduktion ein. Die Baumwolle bleibt vorwiegend den Ländern vorbehalten, in denen sie wächst. Hingegen haben in Österreich Nessel, Hanf, Flachs und vor allem Wolle einen hohen Stellenwert gewonnen, auch weil die daraus hergestellten Kleidungsstücke ein angenehmes Tragegefühl vermitteln und über eine hohe Selbstreinigungskraft verfügen. Das spart kostbares Wasser, Waschmittel und vermindert die Abwasserbelastung.

Außerdem bestätigt das Wollforschungsinstitut durch Langzeitstudien, dass Wolle zur Entgiftung und Verbesserung der Raumluft wesentlich beiträgt. Das kommt besonders dort zum Tragen, wo Menschen

in älteren Häusern oder Wohnungen leben, die mit Materialien aus Erdölprodukten ausgestattet worden sind.

Wird im Dorf ein Kind geboren, so kommen Frauen und Männer des Dorfes zusammen, um gemeinsam ein Wollnest für das Neugeborene zu filzen. Darin kann das Baby in den ersten Jahren schlafen und fühlt sich geborgen in der wohligen Wärme des Wollnestes. Überhaupt gehört ein Wollnest für jeden Menschen zur Grundausstattung in der Wohnung, auch für Erwachsene. Das freut auch die Bauern und Bäuerinnen. Denn die Wolle der Schafe wird für das Filzen gebraucht und findet so einen guten Absatz. Wollnester schaffen das ganze Jahr über ein heimeliges Schlafklima, im Winter sparen sie außerdem Heizmaterial, da die Raumtemperatur kühl gehalten werden kann.

Auch für die Wärmeregulierung der Wohnung werden vermehrt Webdecken, Filzmatten und Filzteppiche eingesetzt. Sie werden handwerklich hergestellt und ermöglichen Bauernhöfen und Handwerkenden ein gutes Einkommen. Neben den Strickarbeiten nehmen bei den Filzarbeiten künstlerische Motive und Muster, die Werkstücke zieren, eine große Rolle. Dank der Wiederbelebung der Woll- und Filzkultur ab 1995, entwickelte sich eine breitgefächerte Form der Filzkultur und der Strickkultur. Diese ist zum Teil inspiriert von den Werken finnischer, türkischer und mongolischer Völker, die auf eine lange Tradition der Wolle und des Filzens aufbauen.



Einer der zentralen Orte für das soziale Leben im Dorf ist der Gemeinschaftsgarten geworden. Es gibt solche Gärten fast in jedem Dorf. Überhaupt sehen wir im Jahr 2059 in den Dörfern und Städten zahlreiche Gärten, die sich großer Beliebtheit erfreuen: Therapiegärten, Schulgärten, Lehrgärten, Ruhegärten, Handarbeitsgärten, Altersgärten, Meditationsgärten, Labyrinthgärten, Traumgärten, Cafegärten, Schlafgärten, Farbgärten, Kräutergärten, Duftgärten, Rosengärten, Färberpflanzengärten, Staudengärten, Steingärten, Elementgärten, Obstgärten, Beerengärten, Bauerngärten, Balkongärten, Spielgärten, Naschgärten, Topfgärten, Heilkundegärten, Permakulturgärten, Nutzgärten. Seit langem ist die heilsame Wirkung des Gärtnerns bekannt und hat breiten Einzug gefunden in die Volksgesundheit. Menschen, die gärtnern, erhalten sich ihre Gesundheit oder genesen schneller. Das entlastet das Budget der Gesundheitskassen. Außerdem gewinnt man mit jeder Stunde Gartenarbeit Punkte, die in den Gesundheitspass eingetragen und als Vergütung gutgeschrieben werden.

Meinte man zu Beginn des Jahrtausends noch, der Beruf des Imkers sei ein aussterbender Beruf, so entwickelte sich die Herstellung von Honig und anderen Produkten der Bienen in späteren Jahren Gegenteilig. Mit den starken Einbussen der Häfen und des Schiffsverkehrs nach der weltweiten Wirtschaftskrise 2008 bis 2015 gelangte kaum noch Zucker nach Europa. Die Zuckerrübenenernte in Europa war gering, da gehäuft auftretende Unwetter weite Flächen durch Hagel oder Überschwemmung zerstört hatten. Außerdem trat eine neue unbekannte Rübenkrankheit auf, wonach sich die Pflanzen zumeist kümmerlich entwickelten oder im Jugendstadium rasch verfaulten. So geschah es, dass der Zuckerrübenanbau auf ein Minimum sank. Ernährungsfachleute bedauerten den Rückgang des Zuckers kaum. Ihrer Meinung nach richtete eine zuckerreiche Ernährung im Stoffwechsel des Menschen großen

Schaden an, mit allen Folgekosten für das Gesundheitssystem. Umso mehr begrüßten sie die maßvolle Verwendung von Honig bei der Speisenzubereitung. Inzwischen ist die Imkerei wieder ein attraktiver Einkommenszweig der Landwirtschaft geworden.

Sie meinen vielleicht, das klingt utopisch. Sie fragen sich, wie das alles in die Wege geleitet worden wäre? Nun, die Finanz- und Wirtschaftskrisen der Jahre 2008 bis 2015 beendeten die verschwenderische Wirtschaftsweise der Industrialisierung. Darüber hinaus fand während dieser Jahre ein tiefgreifender Bewusstseinswandel statt, der das Leben der Menschen von Grund auf verändert hat, sowohl politisch, als auch wirtschaftlich und kulturell wie sozial. Die Menschen haben wieder begriffen: sie leben von der Erde und sind aufeinander angewiesen, wenn sie ein gutes Leben führen wollen.

---

## Monika Gruber



Alle Fotos: Margit Gruber

*geb. 1966, verheiratet, zwei Kinder, Biobäuerin am „Unterholz-Hof“, einem Bergbauernhof im Voralpengebiet des Mostviertels*

*Als Kind gefragt nach dem Beruf, wollte sie Klosterfrau werden und einen Klosterbruder heiraten. Im Alter von zwölf Jahren träumte sie davon, als Lehrerin zu unterrichten, aber wollte auf keinen Fall - wie ihre Mutter - Bäuerin werden. Mit Vierzehn änderte ein Autounfall, bei dem sie schwer verletzt wurde und der Vater tödlich verunglückte, die Lebensansichten und -pläne.*

*Mit siebzehn entschied sich Monika Gruber, auf den Hof ihres späteren Mannes zu ziehen: auf eigenen Füßen stehen und Bäuerin sein. Nachdem sie mit zwanzig das erste Kind geboren hatte, beschäftigte sie über Jahre hinweg die zentrale Frage: „Was brauchen Kinder wirklich für ein gesundes Aufwachsen?“. Das führte auch dazu, bei einem Heilpraktiker die Ausbildung zur Gesundheitsberaterin zu absolvieren - und ein Diplomstudium zur integrativen Kinesiologie.*

*Seit der Jugend pflegt sie das Handwerk des Wollspinnens, Pflanzenfärbens und Strickens. Sie strickt am liebsten keltische Pullover und feine Ajourtücher und filzt Taschen und Accessoires.*

*Gelesen hat sie schon immer gern. Das Schreiben hält Monika Gruber für eine wesentliche Ausdrucksform und sie schätzt das regelmäßige Tagebuchschreiben. 2006 gründete sie die Literaturgruppe „Pielachtaler Schreiberlinge“, mit der sie Lesungen hält.*

*Monika Gruber engagiert sich im Frauenarbeitskreis von ÖBV-Via Campesina Austria. Zudem bringt sie agrarpolitische Themen als Akteurin des Bäuerinnenkabarets „Miststücke“ in die Öffentlichkeit. Seit 2004 ist sie in der Redaktion der Zeitschrift „Wege für eine bäuerliche Zukunft“ tätig. Und dort arbeitet sie daran, dass die Leser und Leserinnen eine interessante Zeitschrift und kritische Ansichten vorfinden.*

---

## Langsam aber sicher ...

### 3 Slow Food Episoden zur Lebensmittelversorgung im Jahr 2040

*Kerstin Rohrer*

#### Episode 1 – gute neue Zeit

Heute habe ich mir nach vielen Jahren wieder einen uralten Film angesehen: „Brust oder Keule“ (L'aille ou la cuisse) mit Louis de Funès aus dem Jahr 1976. Wenn ich zurückdenke, wie es vor dreißig Jahren um die weltweite Lebensmittelversorgung bestellt war, müsste man den Filmemachern von 1976 fast hellseherische Fähigkeiten zugestehen. In diesem Zusammenhang ist mir ein Dialog besonders gut in Erinnerung geblieben:

*Koch:* Na, schmeckt es?

*Duchemin:* Nein, und man kann sich auch nicht daran gewöhnen.

*Koch:* Man wird sich aber daran gewöhnen müssen, denn bald gibt es nichts anderes mehr.

Charles Duchemin ist Restaurantkritiker und Herausgeber eines Gourmetguides. Weil er sein Restaurant schlecht bewertet hat, zwingt der Koch Duchemin, sämtliche Gerichte seiner Speisekarte nochmal zu verkosten. Diese sind ungenießbar, zubereitet aus billigst am Fließband produzierten Halbfertiggerichten des Lebensmittelindustriellen Jacques Tricatel: Geflügel, das mit überdimensionalen Bruststücken in Form gegossen wird, dazu mit knackig-grüner Farbe überzogener Gummisalat, feingarnierter Schinken, geformt aus einer gallertähnlichen Masse, Fisch der Sorte „Imitat“ mit „fangfrisch“-Aroma.

Unmittelbar nach der Zwangsverkostung zeigt der genötigte Duchemin allergische Reaktionen in Form von Ausschlag und verliert schließlich auch Geruchs- und Geschmackssinn.

All das erinnert stark an die Zeit nach der Jahrtausendwende, wo viele miserable Nahrungsmittel vom Fließband für wenig Geld die Supermarktregale füllten. Eine Folge davon, dass sich viel zu lange zu wenige mit den Auswirkungen der Industrialisierung der Landwirtschaft, der Macht der Lebensmittelkonzerne und deren Einfluss auf die Gestaltung landwirtschaftlicher Strukturen, Umweltzerstörung und das Verschwinden von Artenvielfalt und der damit in enger Verbindung stehenden, immer schlechter werdenden weltweiten Nahrungsmittelversorgung auseinandergesetzt haben. Vielmehr war es „in“, nicht mehr stundenlang in der Küche stehen zu müssen, um eine Mahlzeit zuzubereiten. Dafür wurde Halbfertiggerichten oder einem Schnellimbiss im Vorbeigehen der Vorzug gegeben. Auf Kosten von Vielfalt, Geschmack und Gesundheit.

Zur selben Zeit wurde an den internationalen Börsen aus purer Geldgier mit Grundnahrungsmitteln spekuliert und tausende Menschen in den Ländern des Südens ihrer Lebensgrundlage beraubt. Und

nicht nur dort. Die Märkte waren mit von öffentlichen Geldern subventionierten Bergen von Weizen und Gen-Mais und anderen essbaren „Rohstoffen“ überschwemmt, die man eher einfach vernichtete oder umweltbelastend zu Agrartreibstoffen verarbeitete als Lösungen für eine gerechte Verteilung der Güter zu finden. Während wir in den Industrieländern vor lauter Überfluss verlernt haben, den Unterschied zwischen hoch- und minderwertigen Lebensmitteln zu erkennen und deshalb auch „Gutes“ nicht mehr wertschätzen konnten, verhungerten anderswo tausende Menschen. Es war eine Zeit der quantitativen Überernährung und der qualitativen Unterernährung.<sup>69</sup>

Dies spiegelte sich u.a. in den sinkenden Haushaltsausgaben für Ernährung bei gleichzeitig steigenden Gesundheitsausgaben infolge des enormen Anstiegs von Fettleibigkeit wider - bei Erwachsenen und immer öfter bei Kindern und Jugendlichen. Auch die Beeinträchtigung des Geschmackssinnes infolge von häufigem Verzehr von künstlich aromatisierten und geschmacksverstärkten Nahrungsmitteln (wie zynisch!) war an der Tagesordnung. Dass die geschmackliche Unterscheidungsfähigkeit bei der fortschreitenden Vereinheitlichung der Geschmäcker ohnehin nicht mehr von allzu großer Bedeutung war, war nur ein schwacher Trost.

Dass wir uns letztendlich doch nicht an all das gewöhnen mussten, wie es der Koch prophezeit hatte, grenzt an ein Wunder. Zu einem guten Teil ist es einigen internationalen Organisationen und Bewegungen von engagierten Privatpersonen zu verdanken, die sich ab dem Ende des 20. Jahrhunderts nicht nur über die Zukunft der Lebensmittelversorgung Gedanken machten, sondern auch ganz gezielt für das Recht auf Genuss und somit auf die Verfügbarkeit nahrhafter, gesunder Lebensmittel für alle Menschen der Welt einsetzten. Wie die Ende der 1980er Jahre in Italien entstandene Slow Food Bewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, der Schnellebigkeit durch Rückbesinnung auf das Gemütliche Einhalt zu gebieten, eine lokale Esskultur und traditionelles Lebensmittelhandwerk zu schützen und die Vielfalt und Qualität der Produkte und faire Entlohnung für ErzeugerInnen sicher zu stellen. Gut, sauber und fair war und ist bis heute der Anspruch an die Lebensmittel und deren Verteilung: **Gut**, im Sinne von qualitativ hochwertig, schmackhaft und verantwortbar – gegenüber uns selbst, unseren Mitmenschen, künftigen Generationen sowie der Natur. **Sauber**, und damit im Einklang mit der Natur hergestellt, vereinbar mit der Gesundheit des Bodens, der Pflanzen und Tiere sowie der HerstellerInnen und KonsumentInnen. Genveränderte Organismen haben hier keinen Platz. Und **fair**, wenn Lebensmittel unter fairen Bedingungen erzeugt und zu erschwinglichen Preisen für EndverbraucherInnen verfügbar sind.<sup>70</sup>

Es ist fast wie ein Traum, der wahr geworden ist....

---

69. vgl: Braun, Philipp: Verantwortungsvoller Genuss am Beispiel der Slow Food Bewegung. In: Gruber, Petra C. (Hrsg): Die Zukunft der Landwirtschaft ist biologisch! Welthunger, Agrarpolitik und Menschenrechte, Verlag Barbara Burdrich, Opladen & Farmington Hills, MI, 2009, S. 193

70. vgl: Wiener Deklaration – Terra Madre Austria, Oktober 2009



## Episode 2 - Zurück in die Zukunft...

Immer, wenn ich Gemüsesuppe esse, wird in mir eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen wach. Ich war damals drei oder vier Jahre alt und spielte am Sandhaufen im Hof. Neben mir saß meine Urgroßmutter mit einem riesigen Berg frischer Karotten. Sie rochen noch nach feuchter Erde. Während ich spielte, schichtete sie die Karotten in eine Holzkiste und bedeckte jede Lage sorgfältig mit einer Schicht Sand. Weshalb man die Karotten erst aus dem Boden zog, um sie dann erst recht wieder im Sand zu vergraben, war mir ein Rätsel. Ich war sehr beeindruckt als ich erfuhr, dass man die Karotten auf diese Weise mehrere Monate im Keller lagern konnte. Und das ganz ohne Kühlschrank oder Kühltruhe.

Der Duft der dampfenden Wurzelgemüsesuppe, die an kalten Wintertagen Großmutter's Küche erfüllt hat, hat sich für alle Zeit in mein sensorisches Gedächtnis eingepägt. Das damit untrennbar verbundene wohlige Gefühl von Geborgenheit und Zuhause lässt sich faszinierender Weise bis heute mit jeder selbstgekochten Mahlzeit wieder herstellen.

Der Geschmack der Kindheit ist weit mehr als sentimentale Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Er ist Teil unserer Identität und Persönlichkeit, besteht aus Erfahrungen und Wissen über die Herkunft und Verwendung von Lebensmitteln, was wiederum die Grundlage für die Wertschätzung der Produkte und all jener ist, die sie erzeugt haben.

All das liegt viele Jahre zurück. Den Kindern von 2040 kann man in Sachen Essen längst kein X mehr für ein U vormachen. Die Geschmackserziehung fängt schon im Kindergarten an, mit kleinen Gartenprojekten, in denen die Kinder von den KindergartenpädagogInnen und VertreterInnen der örtlichen Slow Food Gruppen durch das Gartenjahr begleitet werden. Einer der Höhepunkte ist mit Sicherheit jener Moment, wenn die Kinder stolz die ersten eigenen Radieschen ernten und gemeinsam bei einer Jause im Freien verspeisen. Wie selbstverständlich zupfen sie dann noch wilde Kräuter aus der Wiese, die sie natürlich alle schon beim Namen kennen, und verfeinern ihre Butterbrote damit.

Die bewusste, praktische Auseinandersetzung mit Lebensmitteln, deren Herkunft, Herstellungsweisen und das Wissen um deren geschmackliche Besonderheiten ist heute genauso Bestandteil des Lehrplanes wie Singen, bildnerisches Gestalten oder Mengenlehre.

Erfreulicher Weise haben die Verantwortlichen für Kinder- und Jugend-Pädagogik erkannt, dass bewusstes, gemeinsames Essen und genießen nicht nur den Grundstein für Sozial- und Konsumkompetenz, sondern auch für verantwortungsvollen Umgang mit natürlichen Ressourcen legt und zudem eine von Grund auf „gesunde“ Einstellung zum Essen im Allgemeinen mit sich bringt.

Slow Food unterstützt seit vielen Jahren weltweit Initiativen für Geschmackserziehung, um bereits den jüngsten GenießerInnen praxisorientierte Erfahrungen über die Nahrung, die sie zu sich nehmen und selber anbauen, zu sammeln. Auf diese Weise werden spielerisch die Sinne geschärft, die Wahrnehmung verfeinert und zugleich die Neugierde nach Neuem und Unbekanntem geweckt. „Nur mit diesem Wissen können wir das, was wir essen und trinken, in der Qualität beurteilen.“ (Petrini 2007a: 85)

Mittlerweile hat jeder Kindergarten und jede Schule im Land zumindest einen kleinen, eigenen Garten, wo – je nach verfügbarem Platz – verschiedene Kräuter sowie Obst- und Gemüsesorten gezogen, aber auch Sorten rekultiviert werden, die bis vor einigen Jahren noch vom Aussterben bedroht waren. Die 100 Prozent Finanzierung der Gartenprojekte teilen sich Lebens- und Unterrichtsministerium. Die SchülerInnen pflegen die Gärten in eigens dafür vorgesehenen Schulstunden, in denen sie auch lernen, wie sie die frischen Produkte selbst zubereiten können. Damit die Kinder auch Lebensmittel kennenlernen, die nicht im eigenen Garten wachsen oder nicht in der Schule hergestellt werden können, werden regelmäßige Besuche bei ProduzentInnen durchgeführt. Direkt vor Ort erfahren die Kinder die Grundlagen artgerechter Tierhaltung und alle Details zur Fleischverarbeitung oder Käseherstellung.



Foto: Margit Gruber

Überschüssige Erntemengen aus größeren Gärten werden entweder an andere Schulküchen weitergegeben, an einkommensschwache Menschen verschenkt oder an Privatleute und die Gastronomie in der Umgebung verkauft. Die Einnahmen fließen zum Teil in das eigene Gartenprojekt zurück, ein anderer Teil kommt Partner-Schulgartenprojekten in anderen Teilen der Welt zugute.

Was nicht oder nicht in ausreichender Menge im Schulgarten verfügbar ist, wird täglich von Bio-Bauern oder nahe gelegenen Gemeinschaftsgärten geliefert und in den Schulküchen jeden Tag frisch zu regionstypischen Speisen zubereitet. Somit liegt es in der Natur der Sache, dass nur saisonale Zutaten auf den Tisch kommen.

Damit ist die Verordnung von 2013, dass in den Kantinen von Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen sämtliche Zutaten, die in einem Umkreis von 30 Kilometern in ausreichender Menge verfügbar sind, auch von dort bezogen werden müssen, um die Transportwege kurz zu halten, mittlerweile überflüssig.

All die Traditions- und Regionsbezogenheit hat uns nicht in die Steinzeit zurück befördert. Im Gegenteil, dank moderner Kommunikationsmedien - die wir uns mittlerweile gezielt zunutze machen und die längst nicht mehr umgekehrt unseren Alltag diktieren - ist die Welt enger zusammengewachsen. Nicht in Form einer Vereinheitlichung oder Reduzierung von Vielfalt. Vielmehr wurde durch den intensiven Wissens- und Erfahrungsaustausch mit Menschen in anderen Ländern bestehendes Wissen bewahrt, mit neuen Erkenntnissen bereichert und für nachfolgende Generationen dokumentiert. Durch den Transfer von Know How konnten die regionalen Besonderheiten, Vielfalt und Identität sogar noch gefestigt und den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend weiterentwickelt und für neuen Wohlstand verwendet werden.

Sobald die Kinder lesen und schreiben können, wird der Umgang mit neuen Medien im Rahmen von Austauschprojekten mit Schulen in allen Ländern der Welt mit dem Fremdsprachenunterricht kombiniert. Wie wichtig dieser interkulturelle Austausch ist und welche zentrale Rolle Lebensmittel dabei spielen, hat Carlo Petrini (2007b: 204), gastrosophischer Visionär und Gründer von Slow Food, bereits am Anfang dieses Jahrtausends festgestellt: „Die Nahrung ist ein *Netzwerk*: von Männern und Frauen, von Wissensformen, Mitteln, Umgebungen und Beziehungen. Der multidisziplinäre Charakter

der Gastronomie macht es uns möglich, sie zu verstehen, zu analysieren, zu bewerten und eventuell auch diejenigen kennen zu lernen, die sie ausmachen.“

### Episode 3 – über die Demokratisierung der Ernährung

Es gab eine Zeit, da war es modern, Lebensmittel mit allen möglichen mehr oder weniger seriösen Labels zu zertifizieren. Resultat dieses Wildwuchses war, dass die KonsumentInnen, für deren Orientierung diese Gütezeichen ursprünglich erfunden wurden, nicht mehr nachvollziehen konnten, wofür welches Zeichen stand, welches besser oder schlechter war und schlichtweg die Übersicht verloren. Der nächste Clou der Lebensmittelindustrie bestand darin, entweder gleich mehrere Gütesiegel, denen ihr Produkt entsprach, auf die Verpackung zu drucken oder unterschiedlichste Qualitätskriterien wiederum unter einem Dach-Label zusammenzufassen.

Auch das brachte keine zufriedenstellende Erleichterung für verantwortungsbewusste KonsumentInnen, die wissen wollten, wer oder was hinter einem Produkt steht und ob es mit gutem Gewissen verzehrt werden kann. Es dauerte Jahre, bis die Label-Flut aus den Regalen verschwand und einem einzigen Label Platz machte, das jene Produkte kennzeichnete, die weder ökologisch noch sozialverträglich und auch nicht den geschmacklichen Qualitätskriterien des heute allgemein gültigen und längst selbstverständlichen Standards von gut, sauber und fair entsprechen. Nur diese Produkte wurden mit dem „sicher nicht!“-Logo (abgeleitet von „nicht sicher“) gekennzeichnet. Da diese Unternehmen solange finanzielle Abgaben für Projekte zur Förderung kleinbäuerlicher Strukturen in benachteiligten Ländern leisten mussten, bis sie den strengen Standards der Gemeinsamen Europäischen Lebensmittel- und Agrarpolitik von 2013(!)<sup>71</sup> entsprachen, waren die meisten Produkte mit dem *sicher nicht!*-Label teurer als alle vergleichbaren Produkte. Damit war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die *sicher nicht!*-Produkte ein für alle Mal aus den Regalen verschwunden waren.

Parallel dazu kam es zu einer weiteren spannenden Entwicklung: Immer mehr verunsicherte EndverbraucherInnen, aber auch ProduzentInnen trafen den Entschluss, nicht länger von der Lebensmittelindustrie abhängig sein zu wollen. Man verbündete sich und suchte gemeinsam nach neuen transparenten und direkten Vertriebswegen für lokale, „sichere“ Lebensmittel. Die Slow Food Bewegung prägte schon früh den Begriff des Ko-Produzenten als jemand, der die Probleme der Lebensmittelproduktion kennt und versteht: niemand, der nur konsumiert, sondern jemand, der wissen und auch mitentscheiden will. Damit geht die bewusste Entscheidung einher, wen oder welches System ich mit meiner Kaufentscheidung unterstütze – oder nicht. Somit hängt die Lebensmittelqualität im weiteren Sinne immer vom Verbraucher bzw. Ko-Produzenten ab (Pollan 2009: 218). Das Zeitalter der Demokratisierung der Lebensmittelversorgung war angebrochen.

Seither sind verschiedenste Initiativen entstanden, bei denen nicht nur der Bezug zwischen KonsumentInnen und ProduzentInnen wieder hergestellt, sondern durch Vernetzung und persönlichen Austausch eine nachhaltige Vertrauensbasis zugunsten aller Beteiligten geschaffen wurde.

Die Urform der Selbstbestimmung über die Nahrung, die wir zu uns nehmen, sind Selbstversorgungsgärten. Viele Menschen haben wieder damit begonnen, selbst Obst und Gemüse für den Eigenver-

71. Vgl. <http://www.europeanfooddeclaration.org/declaration/de>

brauch anzubauen. Da dies v.a. in den Städten aus Platzgründen nur begrenzt möglich ist, sind heute Gemeinschaftsgärten am Stadtrand genauso wie in ländlichen Regionen, aber auch KonsumentInnen-ProduzentInnen-Partnerschaften nach dem Vorbild der Community Supported Agriculture (CSA) keine Seltenheit mehr, sondern selbstverständlicher Bestandteil der lokalen Nahversorgung: Die Ko-ProduzentInnen und BäuerInnen oder GärtnerInnen entscheiden gemeinsam darüber, was angebaut wird und tragen auch gemeinsam das Risiko von Ernteausfällen.

*Es ist kein Rückschritt, wenn man jedem die Chance gibt zu kultivieren, was er selbst essen möchte und was die Gesellschaft um ihn herum möchte. Im Gegenteil, es ist die Grundlage eines demokratischen Ernährungssystems, überprüfbar und in der Lage, angemessene Erträge zu liefern, ohne die Rechte von jemandem zu verletzen, auch nicht jene der Natur: Ein System, in dem Nahrung in erster Linie dafür erzeugt wird, um gegessen zu werden und erst an zweiter Stelle um verkauft zu werden.<sup>72</sup>*

Das gemeinsame Landwirtschaften führte dazu, dass die Abhängigkeiten von der industrialisierten Agrarwirtschaft und Lebensmittelproduktion längst Vergangenheit sind und Systeme wie CSA neben den großen Supermarktketten gleichberechtigt nebeneinander bestehen können. Im demokratischen Sinne, wo jede/r die Chance hat, die für sie oder ihn richtige Wahl zu treffen.

Als weitere wichtige Plattform für die Verteilung von Lebensmitteln haben lokale Märkte stark an Bedeutung gewonnen. Mittlerweile gibt es zumindest in jedem Bezirksvorort einen eigenen und regelmäßig stattfindenden „Markt der Vielfalt“. Wie die CSAs werden diese Märkte von lokalen VerbraucherInnen-ProduzentInnen-Gemeinschaften organisiert und verwaltet. Um Zwischenhandel auszuschließen, kommen die ErzeugerInnen persönlich zu den Märkten und bieten ausschließlich hochwertige, handwerklich und mit umweltschonenden Methoden hergestellte Lebensmittel zu fairen Preisen an. Die Märkte sind sehr schnell zu beliebten sozialen Treffpunkten geworden, wo man sich bewusst die Zeit zum Miteinander-Reden nimmt, Neues zu erfahren und zu lernen, und nicht zuletzt – um gemeinsam zu genießen!

Durch den regelmäßigen persönlichen Austausch mit den Ko-ProduzentInnen bietet sich den ProduzentInnen die einzigartige Gelegenheit Wünsche, Lob, aber auch Kritik aus erster Hand zu erfahren.

Der direkte Kontakt mit den KäuferInnen hat den positiven Effekt, dass der Produzent und die Produzentin aktiv gefordert sind, den hohen Qualitätsansprüchen zu genügen, den authentischen Geschmack ihrer Produkte und damit vielfach auch typisch traditionelle Herstellungsverfahren zu bewahren. Die Informationen über die Nachfrage nach bestimmten pflanzlichen oder tierischen Erzeugnissen sind eine wichtige Hilfestellung für langfristige Planung, um die Verfügbarkeit dieser Produkte gewährleisten zu können. Darüber hinaus tut sich die Chance auf, fast vergessene Sortenraritäten und alte, regionale Haustierrassen im wahrsten Sinne des Wortes wieder marktfähig zu machen.

Auf diese Weise erfüllen die Märkte eine wichtige Rolle zum Schutz der lokalen kulinarischen Kultur und der biologischen Vielfalt von Pflanzen und Tierrassen und zur Förderung einer nachhaltigen Land-

---

72. Vgl: Carlo Petrini: Terra Madre: Forging a New Global Network of Sustainable Food Communities, In: <http://chelseagreen.com/content/sovereigns-of-sustainability> - April 2010

wirtschaft. Die neue Vielfalt spiegelt sich nicht nur auf den Esstischen der Privathäuser und Gaststätten wider, sondern auch im Erscheinungsbild der ländlichen Regionen.

Dies funktioniert u.a. nur, weil die MarktbesucherInnen auch die Möglichkeiten haben, Neues bzw. Wiederentdecktes zu verkosten und zu erfahren, wie diese Produkte zubereitet werden können. Auch Köchinnen und Köche haben längst erkannt, dass diese Märkte durch die regelmäßige Verfügbarkeit frischer, hochwertiger Zutaten schlussendlich auch für ihr Geschäft von größtem Vorteil sind. Deshalb stellen sie in eigenen Marktküchen gerne ihre Kenntnisse in den Dienst der Sache und zeigen vor Ort, wie auch aus weniger bekannten Fleischteilen, Gemüse, Getreide oder Fischen die herrlichsten Gerichte gezaubert werden können.

Über die Jahre sind langsam aber stetig zahlreiche Lebensmittelgemeinschaften gewachsen, die im partnerschaftlichen Miteinander in der Lage sind, die Sicherung einer lokalen Lebensmittelversorgung nachhaltig zu gewährleisten, die den Bedürfnissen aller Beteiligten entspricht.

Um das Wissen und die Erfahrungen allgemein zugänglich zu machen, wurde via Internet eine offene, mehrsprachige Plattform geschaffen: Sie umfasst Bezugsquellen für Lebensmittel, deren Eigenschaften und Herkunft genauso wie die Namen und Kontaktdaten der ProduzentInnen. Die Daten werden laufend aktualisiert und ergänzt, sodass man jederzeit und überall herausfinden kann, welche Produkte gerade wo Saison haben und wo sie erhältlich sind, aber auch, wie sie zubereitet werden. Auf diese Weise finden die Marktplätze der realen Welt in der virtuellen Welt eine äußerst effiziente Erweiterung.

Das Bindeglied zwischen all diesen Aktivitäten und Einrichtungen heißt Terra Madre, ein überregionales, im Jahr 2004 gegründetes Netzwerk, das mittlerweile tausende lokale Plattformen (so genannte Lebensmittelbündnisse) aus der ganzen Welt mit dem einen Ziel zusammenführt, „nachhaltige Methoden der Lebensmittelproduktion im Einklang mit der Natur, der Landschaft und der Tradition zu bewahren, zu ermutigen und zu fördern. Sie verleihen dem Qualitätskonzept von Slow Food *gut, sauber und fair* eine konkrete Dimension“<sup>73</sup>.

Mit Hilfe von Erfahrungswerten von, aber vor allem durch Austausch und die konkrete Zusammenarbeit mit anderen Gruppen aus diesem Verbund haben es bis zum heutigen Tag zahlreiche kleine und schwächere Gemeinschaften geschafft, aus eigener Kraft Wege aus der Abhängigkeit hin zu einer selbstbestimmten Lebensmittelversorgung zu finden.

Hätte man mich vor dreißig Jahren gebeten, meine Visionen über die Entwicklung der Lebensmittelversorgung festzuhalten, hätte ich wohl mit folgendem Reim von Wilhelm Busch begonnen:

*Gar wunderbar geht's manchmal zu - hienieden auf der Erden!*

*Die Suppe, die ein anderer kocht, muss dennoch gegessen werden.*

73. Vgl. [www.terramadre.info](http://www.terramadre.info)

Aus damaliger Sicht wäre ich sehr wahrscheinlich davon ausgegangen, dass wir bis heute, im Jahr 2040, damit beschäftigt wären, die Suppe auszulöffeln, die wir uns durch den anhaltenden verantwortungslosen Umgang mit der Natur, der Verschwendung und Zerstörung natürlicher Ressourcen eingebrockt hätten. Möglicherweise hätten wir sogar längst den Löffel abgegeben...

Umso schöner ist es zu beobachten, dass es heute niemand mehr für nötig erachtet, anderen in die Suppe zu spucken und beispielsweise aus künstlich geschaffenen Abhängigkeiten Nutzen und Profit zu ziehen. Die Menschheit hat gerade noch rechtzeitig verstanden, dass die Erde für alle genug zu bieten hat. Die Wege zu einer gerechten und für alle ausreichenden Lebensmittelversorgung erforderten letztlich nur ein bisschen Flexibilität im Denken und Handeln, den Mut, festgefahrene Denkmuster aufzubrechen und Platz für Austausch und Miteinander zu schaffen.

### Literarnachweis / Quellenverzeichnis:

Braun, Philipp 2009: Verantwortungsvoller Genuss am Beispiel der Slow Food Bewegung. In: Gruber, Petra C. (Hrsg): Die Zukunft der Landwirtschaft ist biologisch! Welthunger, Agrarpolitik und Menschenrechte, Verlag Barbara Burdrich, Opladen & Farmington Hills, MI

Petrini, Carlo 2007a: Slow Food. Genießen mit Verstand, Rotpunktverlag, 2. Auflage, Zürich,

Petrini, Carlo 2007b: Gut, sauber & fair. Grundlagen einer Neuen Gastronomie, TreTorri, Wiesbaden.

Petrini, Carlo 2010: Terra Madre: Forging a New Global Network of Sustainable Food Communities, In: <http://chelseagreen.com/content/sovereigns-of-sustainability> - April 2010

Pollan, Michael 2009: Lebensmittel. Eine Verteidigung gegen die industrielle Nahrung und den Diätenwahnsinn. Goldmann Verlag, 1. dt. Ausgabe.

Wiener Deklaration – Terra Madre Austria, Oktober 2009

[http://www.terramadre.at/fileadmin/downloads/deklaration\\_pdf/NEU\\_Wiener\\_Deklaration\\_Terra\\_Madre\\_Austria\\_2009\\_20091029\\_1549uhr.pdf](http://www.terramadre.at/fileadmin/downloads/deklaration_pdf/NEU_Wiener_Deklaration_Terra_Madre_Austria_2009_20091029_1549uhr.pdf)

[www.europeanfooddeclaration.org/declaration/de](http://www.europeanfooddeclaration.org/declaration/de)

[www.terramadre.info](http://www.terramadre.info)

[www.slowfood.com](http://www.slowfood.com)

## Kerstin Rohrer



*Geboren 1976, aufgewachsen im elterlichen Weingut in Lutzmannsburg. Studium der Publizistik- / Kommunikationswissenschaften und Politikwissenschaften an der Universität Wien (1994 – 1999), Absolvierung des postgradualen Universitätslehrgangs für Öffentlichkeitsarbeit (2000) sowie des WSET-Diplomstudiums an der Weinakademie in Rust (2006). Seit 1998 als PR-Beraterin in diversen Agenturen in Österreich tätig. 2003-2004 Eventmanagement für FAIRTRADE Österreich, 2004-2008 Leitung des Österreich-Büros der Schweizer Fair Trade Organisation Label STEP – für fairen Handel mit handgefertigten Teppichen. 2009 Gründung der Agentur fair PR e.U. (Schwerpunkt Public Relations und strategische Kommunikationsberatung für ProduzentInnen handwerklich gefertigter Erzeugnisse, Gastronomie/Hotellerie mit Anspruch auf Nachhaltigkeit, ökologische und soziale Verantwortung. 2009 Mit-Initiatorin zur Neugründung von Slow Food Burgenland.*

Foto: Christine Andorfer

---

Langsam aber sicher ...

---



## Die LebensmittelBEsorgung der Zukunft Utopien und Visionen für das 21. Jahrhundert

*Johann Untersberger*

### Vorwort

Lebensmittelbesorgung – eine Kette mit vielen Gliedern.“, ist der Titel eines Buches, herausgegeben vom Springer Verlag.

Im österreichischen Wörterbuch wird Lebensmittelforschung, Lebensmittelhandel, Lebensmittelindustrie und sogar Lebensmittelvergiftung jeweils vor dem Begriff „Lebensmittelversorgung“ aufgelistet, nachgereiht wird noch Lebensmittelvorrat, lebensmüde, Lebensversicherung, Lebenswandel und knapp vor dem Leberkäse erliest man die Begriffe Lebensstandard, Lebensweise, Lebensweisheit.

Kann man daraus schließen, dass es sich beim Lebensmittelversorgungsthema um eine Materie handelt, die sozusagen zwischen dem Leberkäse und die Lebensmittelgeschäfte gezwickt ist und als Lebensweg begleitend und Lebensweisheit begründend wahrgenommen werden muss?

Bemerkenswert ist auch die weibliche Codierung des vorgegebenen Arbeitstitels („Die Lebensmittelversorgung“...), was durchaus als besondere Wertschätzung für die überragenden Leistungen der Frauen für das Menschen- und Naturwohl über den gesamten Zeitraum der Menschheitsgeschichte hinweg betrachtet werden darf.

Mit keinem Wort wird im österreichischen Wörterbuch der Begriff Lebensmittelherstellung, Lebensmittelproduktion erwähnt und werden interessierte Leser und Leserinnen auch nicht auf verwandte Suchbegriffe wie "Landwirt" (Lebensmittelproduzent), "Bauer" (Lebensmittelhersteller) weitergeleitet, was durchaus freundlich kommentiert werden muss, weil die Schicksal beschreibenden Erklärungen zur Bauernexistenz einen erbärmlichen Status beschreiben:

- ◆ Bauer 1 das, -s/- (auch mit Art.der):Vogelkäfig
- ◆ Bauer 2 der, -n(s)/-n:Landwirt / eine Schachfigur

Die zukünftigen Tage der Menschheit werden weit reichende Entwicklungen sehen, die im Bereich der Ernährung, Versorgung, Benützung etc. die Kultur und die Landschaft auf einem völlig anderen Weg erschließen (bereisen).

Die Zukunft gehört dem Homo sapiens sapiens sapiens, und die Grundlage seines Wohlbefindens wird die im 21. Jahrhundert weiterentwickelte Kulturtechnik der Lebensmittelbesorgung sein – die Lebensmittelversorgung wird er nur noch im Rückspiegel und eventuell zur Notabwehr nach Katastrophen wahrnehmen.

Auf in die Zukunft!

## **Bewegende Besorgungen - Schritte zu einer zukunftsfähigen Kulturentwicklung im 21. Jahrhundert**

Spätestens seit einigen Wochen, in denen sich unser „bedürfnisaktives“ Wirtschafts- und Ökonomisierungssystem buchstäblich als Krisenszenario geoutet hat und wir durch eine irrtümlich offen stehende Türe den Lebensraum der „nachhaltigen Fehlentwicklung“ besichtigen können, ist sozusagen „Feuer am Dach“ und an vielen Orten auch am Tisch!

Unser Lebenswandel wird in diesem Augenblick auf eine große Bewährungsprobe gestellt, und würde man Pessimist sein, bräuchte man wohl nicht mehr viele Gedanken in Zukunftskonzepte hineinzulegen.

Faule Werte in den „Papieren“ (Beteiligungspapiere, Forderungspapiere, Derivate etc.) kommunizieren mit faulen Werten in der Ernährung (Trinkwasserverunreinigung, Schadstoffbelastung, ungesundes Ernährungsverhalten, Lebensstilprobleme, Imitate, Genfood etc.) und schlechten Absichten in ethischer Hinsicht (Ressourcenraub und -plünderung, Klimabeeinflussung, Wegsperrung ganzer Völker bzw. Volksgruppen, etc.) mit dem Ergebnis, dass Milliarden von Menschen und ein erheblicher Teil unserer Leben ermöglichenden Ressourcen (Boden, Wasser, Luft) schwer geschädigt oder belastet sind und das Feuer der Kulturentwicklung weltweit zu erlöschen droht.

Ob eine bewegende Besorgungsstrategie für Lebensmittel (Nahrungsmittel) im 21. Jahrhundert erfolgreich umgesetzt werden kann, hängt jedenfalls davon ab, in wieweit

- ◆ die Benützung von Boden, Wasser, Luft und Feuer – an allen Orten allen Menschen möglich ist,
- ◆ ethische und moralische Ressourcenbenutzungsregeln entwickelt und vermittelt werden können,
- ◆ das „prächtig“ entwickelte Dollar/Euro Geldmarktsystem entsprechend rückentwickelt werden kann sowie
- ◆ die Subventionierung der „Unvernunft“<sup>74</sup> beendet wird und
- ◆ weit reichende Strategieänderungen im Bereich der Baukultur, der Verwaltung, des Lebensstiles, des Tierschutzes, der sozialen Wohlfahrtsentwicklung etc. von vielen Menschen mitgestaltet und umgesetzt werden.

Auf dem Weg dorthin (Lebensmittelbesorgung) werden wir lernen, dass Bauern und Landwirte (entsprechend der Begriffserklärung im Österreichischen Wörterbuch Schulausgabe, 39. Auflage, Seite 85 und 354) jedenfalls keine Notwendigkeit im Zusammenhang mit der Lebensmittelbeschaffung im 21. Jahrhundert sein müssen und nicht mehr sein können (s.o.).

Am Spielfeld der Kulturerfahrung im 21. Jahrhundert werden mehr Akteure beteiligt sein als auf dem „Küchen“-Schachbrett, wo ein König, von 8 Bauern abgeschirmt, das Spiel erlebt. Eine Renaissance handwerklicher Subsistenz-Lebensmodelle wird viele Menschen zu Gärtnern, Gärtnerinnen, Sammlern, Sammlerinnen, Lehrenden, Wissenschaftlern, Wissenschaftlerinnen, Künstlern, Künstlerinnen, Politikern, Politikerinnen, Bettlern, Bettlerinnen bzw. Reisenden qualifizieren, die jedenfalls

---

74. In Anlehnung an das Buch „Die subventionierte Unvernunft“ von Hermann Priebe Siedler Verlag Berlin 1985

der Freundschaft mit den Menschen und der Freundschaft mit der Natur einen sehr hohen Stellenwert in ihrem Denken und Handeln beimessen werden.

Das „einschrittige“, geradlinig, ausschließlich vorwärts treibende Bewegungsprofil, das für Bauernfiguren im traditionellen Schachspiel festgelegt ist, kann in einem Zukunftsmodell zur Lebensmittelunterhaltsbesorgung nicht mehr angewendet werden. Die Kulturarbeit und Kulturentwicklung des modernen Menschenschlages, der im 21. Jahrhundert reüssieren<sup>75</sup> wird, wird auf Grundlagen eines Bewegungsprofils möglich sein, das in jede Richtung offen ist und auch ein Zurückschreiten ermöglicht.

Ein neues Spiel, das der Homo sapiens sapiens sapiens sozusagen in die Landschaft trägt - alleine zur Freude unserer Nachfahren?

Keineswegs, an vielen Orten habe ich Menschen getroffen, Dinge geschaut, von Forschungsprojekten gehört, die menschenfreundliche und naturfreundliche Entwicklung betreiben und die uns zu freudigem Erstaunen Anlass geben können.

### **Freimütig zu einer menschenfreundlichen und naturfreundlichen Lebensmittelbesorgung im 21. Jahrhundert- geschaute Projekte**

#### *1) Die Ökonomie der Inka-Kultur: Mittels effektiver Landbewirtschaftung zur Hochkultur*

Neueste Forschungsergebnisse eines Wissenschaftlerteams der Universität Graz zur Kulturgeschichte des Inka-Reiches lieferten bemerkenswerte Fakten, die die Grundlage für die mehr als 3 Jahrhunderte andauernde hohe Kultur der Freundschaft mit den Menschen und die Freundschaft mit der Natur in der Gesellschaft der Inka gebildet haben. Die Inka haben keine Kriege zur Ausweitung ihres Siedlungs- und Herrschaftsgebietes geführt und haben keinen dramatischen Mangel an Nahrung, Kleidung und Wohnraum erlebt. Sie erweiterten ihren Lebensbereich auf eine Landesfläche, die wesentlich größer als die österreichische ist.

Grundlage für den langfristigen Erfolg dieser Kulturentwicklung waren:

- ◆ Integration aller interessierten Menschen (Nachbarvölker) auf Grundlage friedlicher Vereinbarungen, besonders auch durch die bedingungslose Weitergabe von Technologie und Wissen zur Kulturentwicklung.
- ◆ Ein Landschaftsbenützungsprogramm zur Kulturerprobung und Kulturentwicklung, das jedem Kind bereits ab dem Tag seiner Geburt entsprechende Möglichkeiten zur Verfügung stellte. Den Kindern wurde sozusagen ein Nutzungsrecht auf ein Landschaftsgebiet in die Wiege gelegt. Es bestand eine Verpflichtung zur Nutzung und eigenhändigen Kultivierung sowie zur Mithilfe bei Nachbarn, wenn die eigenen Arbeiten abgeschlossen waren. Damit war einigermaßen sichergestellt, dass alle Landnutzer eine erfolgreiche Ernte einbringen konnten. Die Benützungsbewilligung endete mit dem Tod und wurde dann neuerlich vergeben.

---

75. Erfolg haben, ein Ziel erreichen

- ◆ Ein beispielhaftes Vorsorge-Konzept konnte bei Notfällen die entsprechende Hilfe zu den Menschen bringen. Jeder Inka musste 1/10 des Erntegutes an den Inka (Kaiser) abgeben, der eine vorbildliche Lagerhaltung betrieb und in Notfällen entsprechende Hilfe leisten konnte.
- ◆ Die Wirtschaft wurde ohne Geldsystem betrieben.

Warum das Kulturentwicklungsmodell der Inkas eine Hochkultur begründet hat, kann damit zusammenhängen, dass es sozusagen die Freundschaft mit den Menschen und die Freundschaft mit der Natur gleichermaßen zu entwickeln imstande war. Die gelebten Prinzipien: Verantwortung, Kooperation, Vorsorge, Management, Bildung und Weisheitsbegründung, Handwerk, Reisen, Integration etc. waren die fundamentalen Bausteine für eine Kulturentwicklung, deren Analyse wir uns, 600 Jahre nach deren Untergang, widmen können und daraus Bausteine für das Fundament eines bewegenden Lebensmittel-Besorgungs-Konzeptes im 21. Jahrhundert erschaffen dürfen.

Der Gedanke, dass die Kinder meiner Kinder wahrscheinlich nach wie vor nackt auf die Welt kommen, aber ausgestattet mit einem Flecken Land, auf dem sie ihre Kulturfähigkeiten erproben können, bereitet mir Freude und nährt meine Hoffnung dahingehend, dass sie einen Wohlstand aufbauen können, der ihnen die Besorgung aller Lebensnotwendigkeiten ermöglicht.

## 2) Die Ökonomie der Anna Gebetsroither

Anna Gebetsroither ist vor mehr als 40 Jahren verstorben. Sie war zeitlebens Landarbeiterin und Bäuerin in Weyregg/Attersee, am Moritz'n Anwesen. Als vor einigen Jahren das Moritz'n-Haus verkauft wurde, habe ich einige noch vorhandene Habseligkeiten von Frau Gebetsroither erworben und damit in ihre Lebenswelt und die zugrunde gelegte „Ökonomie“ schauen dürfen.

In einem einfach gestalteten Holz-Koffer (80 cm lang, 40 cm breit und etwa 50 cm hoch) hatte sie folgende Gegenstände aufbewahrt:

3 lange Kerzen-Stumpfen, 3 Gebetsbücher, 1 Flannelnachthemd,  
1 wollene Tischdecke, etwas Nähzeug, 1 Bild und ein Sackerl mit ungefähr 1kg Hafer sowie den Geruch von Bescheidenheit bzw. Weisheit.

Zum Sackerl mit dem Hafer (*sativa avensis*) habe ich weitere Überlegungen angestellt und glaube, dass das Hafersackerl ein so genanntes Notfallpaket war, welches im Katastrophenfall eine kultur-begründende Wirkung hätte entfalten können. Mit 1kg Hafersaatgut kann man nach erfolgreicher Kulturführung fast einen ganzen Sack Hafer ernten und ein bequemes Strohsack-Lager errichten. Aus dieser Position heraus ist man unter guten Bedingungen befähigt, weitere Lebensmittel zu besorgen und Kulturentwicklung zu betreiben.

Den größten Luxus, den Anna Gebetsroither kultivierte, kann man als Bescheidenheit und Sorgfalt bei der Lebensgestaltung benennen. Die im 21. Jahrhundert aktiven Menschen werden diesen „Luxus“ hegen und pflegen dürfen, besonders auch deshalb, weil auf der Erde nicht (mehr) an allen Orten alles vorhanden sein wird, was für einen grenzenlosen Wohlstand notwendig sein könnte.



Eine einfache Federzeichnung des Anwesens Gebetsroither

Wenn es unseren Kindern gelingt, mit ihrem sorgfältig vorbereiteten „Koffer“ die Schwelle zum 21. Jahrhundert zu überschreiten, ist jedenfalls die Basis für die Entwicklung eines vielfältigen, effizienten und somit auch kulturell wertvollen Lebensmittelbesorgungskonzeptes vorhanden.

Mit anderen Worten und aus einem etwas anderen Blickwinkel beschreibt der Agrarwissenschaftler William Easterberg in einem Interview im Standard (25.9.2009) die Situation der Nahrungsmittelversorgung in der Zukunft, auch im Zusammenhang mit moralischen Verpflichtungen (genügend Kalorien für jeden Erdbewohner) und möglichen katastrophalen Entwicklungen (z.B. Klimawandel). Auf die Frage, was die Menschen brauchen werden, um die katastrophalen Folgen des Klimawandels einigermaßen gut ernährt zu überstehen, sagt er folgendes: ... "Was der Mensch brauchen wird: einen Werkzeugkasten mit unempfindlichen Pflanzen! Und Landwirtschaften müssen viel sparsamer mit Energie umgehen."

So gesehen muss die ökonomische (sparsame) Lebensführung der Anna Gebetsroither als Wegweiser für einen Visionärswandel ins nächste Jahrhundert betrachtet werden.

*3) Erstes dezentrales Naturreisebüro, GAIJA PANNONICA - Echo der Natur, aus dem Projekt von Karina Bartmann (Konsultantin für Naturschutz und Kulturlandsmanagement) und Hans Untersberger (März 2003)*

Bewegende Besorgungen setzen wahrscheinlich eine Reisetätigkeit voraus, die uns mit allen Facetten der menschlichen Existenz, der Kultur sowie der Landschaft in eine Beziehung bringt, mit der wir bei einem guten Benehmen gestärkt aufwachen werden bzw. durch unfreundliches Verhalten zu schlaflosen, rastlosen Herumirrenden in der Finsternis der Kontinente gelangen werden.

Karina Bartmann formuliert in der Projektbeschreibung folgende Ziele:

- ◆ Wir stehen für eine integrative Kontaktaufnahme mit Natur und Landschaft sowie für spurenloses Fairreisen.
- ◆ Wir betrachten neue europäische Dimensionen aus ungewöhnlichen Perspektiven.
- ◆ Wir berühren Zwischenräume.
- ◆ Wir sprechen von bewegender Kommunikation als zukunftsweisende Raumerfahrung, in der Reisende und Bereiste gleichermaßen ihre Bezüge orten.
- ◆ Wir ringen nicht um Zeit.
- ◆ Wir gewärtigen Augenblicke.
- ◆ Wir erfüllen einen engagierten multikulturellen Bildungsauftrag.

Die Rolle (Leistung) der „Bereisten“ wird für das Projekt folgendermaßen beschrieben:

Wenn es dir Freude bereitet, interessierten Naturreisenden deine Lebenswelt zu öffnen, ergreife als Bereister die Initiative und wende Dich mit deinem Angebot an uns. Du bist Teil deiner Landschaft und hütet das Wissen um sie. Lehre bewegten Menschen deine Wurzeln fühlen. Ich bereise meine Wurzeln und erzähle deine Geschichten. Ich erinnere mich deiner Weisheiten. Ich lese in deinen Spuren. Ich verstehe die Vögel und das Vieh. Ich schweige mit den Fischen. Ich weiß von deinen Pflanzen. Ich kenne deine Wildheit. Ich spiegle mich in deinen Wassern. Ich durchstreife deine Wälder. Ich bestelle deinen Garten. Ich koste von deiner Landschaft. Ich lebe deine Rhythmen. Ich atme deine Leidenschaft. Ich bewohne den Wind, so ist es mit dir mittelsame Natur.



Höhlenmalerei: Eindrücke aus der Welt des Reisens in einer Höhle

Lebenslanges Besorgungsreisen auf der Basis lebenslanger Bewegung, lebenslangen Lernens, lebenslangen Genießens, lebenslanger Freundschaft wird in den Genen des Homo sapiens sapiens sapiens festgelegt sein und sein Größenwachstum soweit beschränken, dass ihm die Riesenwachstumserfahrung der Dinosaurier erspart bleibt.

Entsprechend einer Theorie von Prof. McNab von der University of Florida (aus der Standard Wissenschaft, Juli 2009) wurden die Saurier deshalb so groß, weil die Dinos kalorienreiches Futter im Übermaß zur Verfügung hatten und sich nur wenig bewegen mussten. Ihr Schicksal hat sich bereits lange Zeit vor dem 21. Jahrhundert entschieden, obwohl die Lebensmittelversorgung gut war.

Die Frage, wie Milliarden Reisende (hungrige, dürstende, flüchtende, suchende, forschende,...) von den „sitzenden“ Gesellschaften des 21. Jahrhundert integriert werden, wird entscheidend ihre Zukunftsfähigkeit bestimmen und zweifellos neue Modelle der Lebensmittelbereitstellung erfordern.

#### *4) Sri Lanka HOME GARDEN, ein Kulturerhaltungs- und Entwicklungsmodell*

In weiten Teilen Sri Lankas wird ein agrarkulturell hinterlegtes Landnutzungsmodell durchgeführt, das, wie neuere Untersuchungen zeigen, ein großes Potential für eine menschenfreundliche und naturfreundliche Kulturentwicklung hat und langfristig die Bedürfnisse (insbesondere der Ernährung) der dort lebenden Menschen erfolgreich bedienen kann. Die klimatischen Voraussetzungen sind gut und die verfügbaren Ressourcen (Landschaft,...) knapp. Das Land ist nicht so groß wie Österreich und hat mehr als doppelt so viele Einwohner, was eine hohe Effizienz bei der Besorgung des Lebens erfordert. Die Siedlungsdichte ist sehr hoch und gestreut.

Jedem Siedler steht ein kleines Stück Land zur Verfügung, auf dem sein Anwesen (Haus) steht und von dem die Nahrung, Energie für die Feuerstelle, Baumaterial und die Weisheit der Vorfahren benutzt wird.

Die „Home Gardener“ benutzen die Landschaft an einem Ort (Grundstück) auf mehreren Ebenen. Durch eine Bepflanzung mit Bäumen wird die Grundwasserreserve in der Erde stabilisiert, durch geschickte Kulturführung wird die fruchtbare Erde erhalten und darauf Lebensmittelproduktion betrieben (Getreide- und Gemüseanbau, Pilzkultur, Tierhaltung, ...) und der üppige Gehölzbestand

liefert sozusagen aus der „Himmelszone“ kostbare Früchte, Futter und Baumaterial sowie den nötigen Schutz vor Witterungs- und Klimaeinflüssen.

In Anlehnung an bedeutungsvolle Worte des Johann Nepomuk Nestroy kann man formulieren, dass „Home- gardening“ eine Form der Kulturlandnutzung ist, die gleichzeitig „zur ebenen Erde und im 1.Stock“ stattfindet und dem Lumpazivagabundus, der uns einen himmelschreienden Mangel an Nahrung an vielen Orten der heutigen und künftigen Welt beschert, den Führerschein entzieht. Dass sich das Home-Gardening in jenem Landteil Sri Lankas entwickelt und erhalten hat, der am dichtesten besiedelt ist, lässt ein hohes Kulturentwicklungspotential erahnen.

Dass ich ähnliche Kulturentwicklungen im relativ dünn besiedelten Alpenraum an vielen Orten gesehen habe, erfreut meine Seele, und ich habe die Hoffnung, dass der Homo sapiens sapiens sapiens auf den Ebenen und den Hängen sowie in und auf der Erde Kulturentwicklung betreiben wird, die den Wohlstand erschafft, den eine friedlich Zukunft braucht.

Die Herstellung einer essbaren Landschaft wird die Menschen der Zukunft in die neue Zeit führen!

#### *5) DAS "LEBENSMITTEL-Bildungsmodell" von LAUSSA*

In der Schulchronik der Gemeinde Laussa ist die Entwicklung des Schulwesens seit dem Jahr 1870 sehr anschaulich dokumentiert. In den Jahresberichten wird die Situation der Schüler bis in die sechziger Jahre beschrieben und in fast jedem Bericht ist der Mangel an Nahrung, Kleidung, Gesundheit und Beschreibungen von katastrophalen Ereignissen (Unwetter, Lawinen, Krieg, Missernten etc.) ein Thema.

Es findet sich auch ein außergewöhnlicher Bericht in diesem „Schüler wertschätzenden“ Buch, den ich im Folgenden kurz darstellen möchte.

In den fünfziger Jahren hat ein Lehrer (vermutlich der Direktor) den Schülern das Pfropfen und Veredeln von Obstgehölzen angelernt und den Schülern erlaubt, die gelungenen Veredelungen im Schulgarten anzupflanzen. Als im Schulgarten keine brauchbaren Pflanzstellen mehr vorhanden waren, haben die Schüler ihre Obstbäume auf den angrenzenden Nachbargrundstücken und später auch noch auf anderen Grundstücken im Dorf angepflanzt.

Dieses beispielhafte Entwicklungsprojekt wurde erst in den sechziger Jahren bekannt, weil im Zuge von Vermessungsarbeiten für einen Straßenneubau die Grundstücke rund um das Schulgebäude vermessen wurden. Erstaunt hat ein Anrainer, der Besitzer von Schloss Kogl, welcher auch das Grundstück für den Schulgarten gestiftet hat, festgestellt, dass große Teile seiner Grundstücke mit Obstgehölzen bepflanzt sind, die er nicht selbst dort ausgesetzt hat. Der Besitzer von Schloss Kogel war vom Unterrichtserfolg im Gegenstand „Theorie und Praxis der Kulturentwicklung“ so begeistert, dass er lediglich nur mehr jenes Grundstück zurück haben wollte, auf dem der am weitesten vom Schulgarten entfernte Baum gepflanzt war. Die anderen Grundstücke und den Baumbestand überließ er der Schule mit dem freundlichen Hinweis, dass der "Laussinger" Baumveredelungsunterricht eine vorbildliche Kulturleistung sei.

Ich habe große Sorge, ob die Menschen im 21. Jahrhundert noch derartige Gelegenheiten wahrnehmen können, obwohl riesige Kulturfleichen gar nicht mehr genutzt werden können. Groß wäre der Verlust

an Kultur, wenn die vollständige und flächendeckende Bepflanzung des öffentlichen Raumes mit so genannten „Stadtbirnen“-Bäumen (gezüchtete Gehölze, die keinen Früchteretrag erbringen) erfolgt. In vielen Dörfern, Gemeinden, Städten, Hausgärten etc. sind so genannte Nahrungsmittelverweigerungspflanzen ein fixer Bestandteil der aufwändigen Garten- und Grünraumgestaltung geworden. Dadurch wird die Lebensmittelversorgung in vielen Gegenden, im 21. Jahrhundert unnötig verkompliziert werden.

Alleine das Laussinger Erntedankfest wird immer noch ein Freudenfest sein. Und irgendwann wird sicherlich eine Jubiläumsallee zur Erinnerung an vergangene Schulerfolge gepflanzt werden, die im 21. Jahrhundert beerntet werden kann.

#### Weitere Modelle:

- ◆ SVETI ROCK: Kleintiermuseum der Familie Braya
- ◆ HIMMELSTRASSE: Hühnerzucht und Bienenhaltung in der Stadt
- ◆ MOUSION: Lebensmittelversorgung am Bildungshügel im 21. Jahrhundert

Zusammenfassend möchte ich feststellen, dass der Weg von der Lebensmittelversorgung hin zur Lebensmittelversorgung, den die Menschen im 21. Jahrhundert begehen dürfen, von einer „Visionen-Allee“ besäumt sein wird, wo viele Menschen viele Möglichkeiten der Lebensmittelversorgung wahrnehmen können. Die neuen Menschen werden sich zunehmend den guten Orten (definiert durch Kaspanaze Simma) zuwenden, an denen die Bedürfnisse des Lebens ohne unnötigen Aufwand besorgt werden können und die geistigen, spirituellen,.. Fähigkeiten entsprechend den hohen Anforderungen in der Zukunft, aufgeschult werden können.

Ob die Menschen des 21. Jahrhunderts an dem einen oder anderen Aspekt meiner kurz angedachten visionären Überlegungen vorbeigehen werden, wird sich weisen. Sie werden IHREN Weg sorgfältig wählen, und wenn von meiner Kulturarbeit noch ein Fruchtast in der Allee vorhanden ist, wird die Freude groß sein. Selbstverständlich auch nach meiner Zeit.

In meiner Zeit werden umfangreiche Weichenstellungen zur Benutzbarmachung eines vielfältigen Wegnetzes für eine zukünftige Lebensmittelversorgung vorgenommen werden müssen.

Ein akuter Handlungsbedarf besteht in folgenden Bereichen:

- ◆ Eine Bodenreform soll in Diskussion genommen werden, die vertikale und horizontale Aspekte der Landnutzung zusammenführt (z.B. die Nutzung der Auwiese mit der Nutzung des aubegründenden Baches, die Nutzung der österreichischen Seen mit den anliegenden Erholungseinrichtungsbewirtschaftern in der Region, die Nutzung von Wald und Wild, Baulandnutzung und Ressourcenbenutzung bzw.-versorgung..) und die Grundlage für eine menschenfreundliche und naturfreundliche Ökonomie sein kann.
- ◆ Erholungsflächen für die Bildungs- und Kulturentwicklung in der Landschaft bereitstellen.
- ◆ Den sozialen Wohlstand in die Naturgrenzen einfangen.
- ◆ Die Stilllegung widerstreitender und ausgrenzender Naturschutzkonzeptionen (alter Naturschutz, neuer Naturschutz) und Etablierung eines umfassenden Entwicklungsprogramms für die Bereitstellung einer essbaren Landschaft.



- ◆ Entwicklung gesellschaftsbegründender Rahmenbedingungen für eine zukünftige Ressourcenbenützung.
- ◆ Die Praxis der ökonomischen Landnutzung ausweiten und – besonders wichtig – ökologisch oder ethisch bedenkliche Projekte einstellen.
- ◆ Die Integration der „hungernden“/hungrigen Menschen sorgfältig durchführen, damit sich die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts unter friedlichen Bedingungen begründen kann.

Schaffen wir es, den Frieden in die Zeiten zu bringen, so wird die Lebensmittelbesorgung und Lebensmittelversorgung im 21. Jahrhundert ein „Kinderspiel“ sein.

Mit einer Grußbotschaft, die ein tschechisches Mädchen - nachdem es vom Wasser einer Quelle im Wald getrunken hatte - sozusagen zur „Quelle“ gesprochen hat, beende ich meinen Aufsatz über Visionen zur Lebensmittelversorgung der Zukunft:

**AHOI!**



Bild: entspannen, loslassen im Augenblick  
Simone Müller, Bearbeitung Helene Müller

## Johann Untersberger



*Hans Untersberger, geb 1957 in Weyregg am Attersee, absolvierte sein Studium für Forstwirtschaft an der BOKU Wien und einen Internationalen Universitätslehrgang für Naturschutz- und Kulturlandschaftsmanagement in Österreich, Ungarn, Tschechien und Slowakei. Er ist Handwerker, Land- und Forstwirt und Gärtner.*

Foto: Hans Untersberger auf pannonischem Boden blickt in die Zukunft  
Alle Abbildungen: Johann Untersberger



## Die silbrig glänzenden Tauperlen werden von der Sonne aufgetrunken

*Michael Machatschek*

Die Menschen leben nicht von ihren begehlichen Träumen, sondern von der Wirklichkeit, die unverleugbar drängt. Und sie überleben garantiert, wenn sie diese nach ihrem Bedarf selber in die Hand nehmen, sich selber organisieren. Aber gehen nicht irgendwann auch Träume in Erfüllung? Zumindest ist das reale Leben zum verwirklichten Traum unserer Vorfahren geworden, den sie vielleicht schon vor Jahrzehnten oder vor Jahrhunderten als Wunschgedanken formuliert hatten. Heute fließen Errungenschaften in den Alltag ein, die sich unsere Ahnen nicht einmal zu erträumen wagten, denn das Fortschreiten der Entwicklungen hat zwei Seiten einer Medaille. Neue Ideen und Lebenseinstellungen werden in politischen Konzepten vereinnahmt und richten sich dann gegen die Menschen. Gerade in dieser Zeit neuer Repressalien gegen anders Denkende und Fühlende sind Fragen zu den Situationen angemessener als Antworten und Erklärungen, auch wenn sie naiv erscheinen mögen.

Das Alte und Vergangene wird belächelt und der Fortschritt sei das wahre Erstrebenswerte. In Heiligenblut liefert nur mehr ein Bauer Milch an die Molkerei und am Grafenberg in Flattach gibt es nur mehr eine einzige Kuh, die gemolken wird. „Es ist eine Frage der Zeit, wie lange der Milchwagen noch ins Obere Mölltal fährt. Ist es eine wünschenswerte Welt, wenn in den Tälern nicht mehr gebaut wird? Und wenn dort die Bauern aufhören, wird der Erholung suchende Mensch ausbleiben. Geh einmal durch verlassene Täler in den Westalpen, tagelang kein Mensch, nur Gehölzbrachen so weit das Auge reicht. Da bekommst du eine Gänsehaut. Derselbe Geschichtsverlauf beginnt nun hier im ländlichen Raum der Ostalpen verstärkt einzusetzen. Irgendwann unterliegt die angepasste, abgehobene Landwirtschaft dem Verfall ähnlich den Spekulationsgeschäften der Börsen und Banken und wird der gesteuerten Entwicklung entglitten sein. Die veranlasste Modernisierung erzwingt einen Wandel, der den Bauern die Existenzen nimmt und der öffentlichen Hand viel Geld kostet. Die Art der Modernisierung rafft bewährte Kenntnisse weg, sie beschneidet die Bauern und Bäuerinnen beständig.“ Erboost nimmt Bonifaz seinen Hut und geht aus der Stube hinaus zu seinen Ziegen, um sie aus dem Stall zu lassen. Entfernt hört man ihn noch wütend schreien: „Das ganze Tal zu Tode beraten...“ ehe die Glocken der Geißen sein Selbstgespräch übertönen.

An einem Freitag, als eine leichte Windprise die Fenstervorhänge des alten Holzhauses bewegt, biegt Anton unweit der Möllmündung ins Tal ein und ruft uns während der Busfahrt an, um seinen Besuch mit einer Delegation anzukündigen. Der Heustock und Weidekorb strömen stärker als sonst ihren typischen Geruch aus und die Ziegen bleiben beim Auslassen an der Stalltür stehen, die Nase gegen den Himmel gerichtet – alles Ankündigungszeichen eines Wetterumschwungs mit einem heftigen Gewitter.

Der nationale Agrarberater und die Leute aus den politischen Verwaltungsämtern kommen noch einmal auf den Berg herauf, um diese Gemeinschaft von gut dreihundert Leuten zum Verlassen umzu-

stimmen. Im gesamten Tal gab es einst viele tausende, kleinere und größere Bauernwirtschaften. Im Schnitt ist im Verlauf von 150 Jahren von vielleicht siebzig Höfen gerade einmal einer übrig geblieben, der bewirtschaftet wird, wenn überhaupt. „Die Zukunft ist eine andere“, behauptet Anton. „Die vielen Kleinbetriebe stellen eine unnötige Konkurrenz zu den Großbetrieben in den Niederungen der EU dar und die Infrastruktur der aufgegebenen Region wird über kurz oder lang aufgelassen werden, da sich bei wenigen TalbewohnerInnen die Versorgung durch die öffentliche Hand nicht mehr lohne.“

„Es ist zu mutmaßen, dass euer System unseren Interessen feindlich ist. Soll doch das Tal auf die externe, öffentliche Aufrechterhaltung einer Verkehrserschließung oder Stromversorgung verzichten“, meint ein Bauer, „wir machen uns das selber.“ Und doch ist es nicht der Grund, warum man die TalbewohnerInnen forthaben wolle.

### **Förderung der Intensivierung und Extensivierung von Politikern Gnaden**

Zuerst förderte man über die Jahre die Berg- und Kleinlandwirtschaft, bis sie von den jährlichen Zahlungen abhängig wurde. Im ganzen Land bekamen die größeren Grundbesitzer mit günstigen Standortsbedingungen für einen stillgelegten Acker, ohne dafür viel Aufwand leisten zu müssen, mehr als die Bergbauern, welche die steilen Hänge großteils von Hand bearbeiten mussten. Und viele Ackerbaugebiete wandelte man in Grünland um und konkurrierte somit die Viehhaltung im Gebirge. Die Ausgleichszulagen für die Berggebiete waren Gnadenbrote. Niemand erkannte die Zweischneidigkeit der viel versprechenden Förderungen. Nur wenige verstanden die Ausgleichszahlungen benachteiligter Gebiete zur langfristigen Existenzsicherung einzusetzen, anstatt den laufenden Betrieb aufrecht zu erhalten.

Mit der Aufgabe der Berglandwirtschaft sind Hänge ins Abrutschen gekommen und im siebzig Kilometer langen Tal verwüsteten bei Unwettern die Hochwässer das Land, die Unterlieger-Siedlungen, Straßen und Infrastruktureinrichtungen. Die Leute halten die Einsamkeit in ihren Häusern nicht mehr aus, wenn die verbleibenden Nachbarn immer weniger werden. Die Talbetriebe mit ebenen Flächen haben sich mit der Vergrößerung der Wirtschaftsflächen verschuldet.

Wieder wird der Agrarberater kommen und in der Debatte nach Konzepten verlangen. „Warum müssen Bäuerinnen und Bauern im Gegenzug zu den zerstörerischen Plänen der Obrigkeiten Lösungen anbieten und ihre Existenzbestrebungen begründen? Warum verfügt jemand über ihre Existenzen? Ihr Dasein und ihre selbst bestimmte Ökonomie außerhalb der üblen staatlichen und EU-weiten Ökonomie erfordert keine Rechtfertigung“, verlautbart Bonifaz erregt. Anton, der Agrarberater, warnt: „Die autonome Haltung, ein Wirtschaftsgebilde außerhalb des Staates aufzubauen, darf auf keinen Fall Vorbild für andere Bauern und Regionen werden.“

### **Brot und das hinter den Dingen Liegende**

Anton, selber ein Sohn von Bergbauern aus dem Tale, zog in den 1960er Jahren zum Studium der Landwirtschaft in die Stadt. „Warum studieren sie die Ruinierung des ländlichen Raumes? Wäre er bei der Arbeit geblieben, hätte er von den Leuten hier zum Überleben sehr viel Praktisches gelernt. Was nützt ihm sein internationales Wissen? Die Deckungsbeitragsrechnung geht in der Theorie auf und wohl eher bei den agrarindustriellen Unternehmern in den Gunstlagen Nordamerikas, Australiens oder Neu-

seelands, jedoch nicht in den kleinen Strukturen der Alpenländer, wo andere Wertmaßstäbe zählen. Außerdem werden in diesen Kalkulationen weder die Ausbeutung der Menschen in anderen Ländern, noch die tatsächlichen Gestehungskosten und der Transport berücksichtigt“ meint die Bäuerin Kathi.

„Das Brot allein ist nicht das einzig Zweckmäßige, denn das hinter den Dingen Liegende macht das Leben aus. Der Wert entspringt den einzelnen Herzen, liegt in der Erde und den uns umgebenden Dingen und Zusammenhängen. Blick doch in die bernsteinfarbenen Augen einer Ziege oder in die Blüten der Blumen! Sie sind Ausdruck des Herzens, und sie strahlen eine unbeschreibliche Schönheit aus. Uns wurde gelehrt, die Menschen, die Tiere und die Natur – unser Leben – zu lieben. Die industriellen Agrarbetriebe sehen in den Nutztieren Fleisch und Milch produzierende Maschinen und in den Pflanzen die Futtererträge, die beliebig manipulierbar sind. Sei ehrlich Anton, wo bleiben die Grenzen, die Wertschätzung und die Verantwortung, eine gute Qualität an Lebensmitteln zu erzeugen?“ ergänzt Bonifazius an die Delegation.

Der Bauernsohn blieb in der Stadt hängen, wo man ihm einen sicheren Arbeitsplatz versprach. Man braucht Abkömmlinge, die die Sprache der Bauern sprechen, um diese mit fremden Fachbegriffen und wortgewaltig zur Modernisierung zu überreden und über Wertschöpfungsmechanismen wie Zitronen auszupressen, bis sie in andere Berufssparten abwandern. Ab Beginn der Neuzeit unterwarfen die Konquistadoren die UreinwohnerInnen in den Kolonien durch die neu eingeführte Sprache.

Anton machte lieber Karriere, als für die Anliegen der Landwirtschaft einzutreten. Am Anfang seiner Berufslaufbahn wurde die Milchproduktion auf den Heimbetrieben massiv gefördert und die Hochwässer der Milchfluten mussten mittels Kontingentierung eine Marktregelung erfahren. Zuerst war die Errungenschaft einer Fünftausend-Liter-Kuh und eine dieser Grenze angeglichenen Menge eine erstrebenswerte Höchstgrenze, ehe man auf sechs-, dann auf achttausend, ja auf über zehntausend Liter Milchmenge pro Kuh und Jahr hingezüchtet hat, obwohl die Rinder kaum die prallgefüllten Euter tragen können und diese Höchstleistung nur wenige Jahre aufrechterhalten werden kann, ehe die Kühe ihren Kreislaufproblemen zum Opfer fallen. Die meisten Landwirte spielen bei der Mengenausweitung bis heute ohne weiteres mit.

Auf den Almen und in den abgelegenen Tälern finden sich zunehmend nur mehr kleinere Jungviehherden und weite Teile verbrachen und wachsen in Folge der Vernachlässigung zu. Zu Beginn von Antons Karriere wurden Nationalparks gegründet, um der zu diesen Zeiten noch artenreichen Naturbrache einen Sinn zu geben, und um Politikern Renommee-Projekte angedeihen zu lassen. Wie ist der Kerl zurechtgebogen, sind seine schönen Federn bald gestutzt worden. Freilich trägt er schöne Anzüge und weiße Hemden, er wirkt sehr seriös. Trotzdem bringen seine Ansichten bei den Diskussionen am Wirtshaustisch und die Vergleiche mit der amerikanischen Agrarsituation den Bauern die Galle zum Kochen. Ein alter Spruch erweitert, müsste lauten: Mit der Brache hat die erste Generation wenig Brot, die zweite die Not und irgendwann die dritte oder vierte Generation den Tod.

### Von der bodenlosen Viehhaltung und dem unökologischen Bio-Landbau

Das Gehen ist leichter als das Bleiben. Anton war in eine mutlose Familie hineingeboren worden. Als seine Eltern die Arbeit allein nicht mehr schafften, wurde der Betrieb auf Weide- und Mutterkuhhaltung umgestellt und im Arbeitsaufkommen reduziert. Billiges Futter der Gunstlagen wurde zugekauft

und weite Teile ließ man zuwachsen. Aber die Kühe ausschließlich mit Eiweiß- und Kraftfutter wie Schweine zu füttern, rentierte sich bei ständig ansteigenden Einkaufspreisen à la longue nicht mehr. Hinzu kommt, dass dadurch das Land und der Boden als Lebensgrundlage eine Entwertung erfuhren. Die willensstarke Hilda bringt ein: „Das können wir nicht zulassen! Weite Teile der Regionen verbrachen, weil die Viehhaltung zunehmend bodenlos betrieben wird. Der Billigzukauf wird gezielt mit der Absicht gesteuert, dass die kleineren Betriebe aufgeben. Das ist eine abgemachte Sache und es wird so getan, als ob der freie Markt dies entscheide. Heutzutage fahren die LKW mit großen Mengen betriebsfremden Futtermitteln bis vor die Haustür der Intensivbetriebe. Der Überhang der anfallenden Nährstoffe dieser bodenlosen Wirtschaft stellt ein gravierendes Problem dar. Der organische Dünger, vor allem die Gülle, ist mittlerweile als Müll zu entsorgen.“

Die Kühe wurden bei steigender Milchleistung immer größer gezüchtet. Eine Kuh mit 750 Kilogramm vermag heute bei eiweiß- und getreidereicher Fütterung jährlich neun- bis zwölftausend Kilogramm Milch zu erzeugen. Sie ist für das Berggebiet nicht mehr standortgerecht, weil sie sich auf steilem Gelände nicht bewegen kann. Ihre Lebensdauer und Fruchtbarkeit sinkt gravierend und die Tierarztkosten steigen. „Eine Kuh ist ein Wiederkäuer, der Raufutter für uns Menschen in hochwertiges Milcheiweiß und -fett verwandelt. Das an sie verfütterte Getreide wäre besser und humaner eingesetzt, wenn damit die hungernde Weltbevölkerung ernährt werden würde. Eine Kuh mit 350 Kilogramm Lebendgewicht erzeugt fünftausend Kilogramm Milch pro Jahr. In Zukunft werden wieder kleinrahmige Kühe gefragt sein, die mit ihrem geringeren Körpergewicht Steilhänge beweiden und aus dem natürlichen Grundfutter Milch geben können. Und du meinst das sei unwirtschaftlich? Kennst du nicht den Weideversuch, den wir über mehrere Jahre durchgeführt haben? Wir beobachteten die Produktivität von vierzehn großrahmigen und zwanzig kleinrahmigen Kühen auf gleichgroßen Weideflächen, wobei beide Gruppen in Summe jeweils dasselbe Körpergewicht von zehntausend Kilogramm aufwiesen. Stell dir vor, in all den Beobachtungsjahren lieferten die kleinen Kuhtypen mehr Milch. Sie konnten im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht mehr Futter aufnehmen und umsetzen. Euer arrogantes Lachen ist euch vergangen, als unsere kleinen Kühe im steilen Gelände mit ihrer Leistung den Flachlandkühen nicht nachstanden“, hält Henriette zur Erinnerung entgegen. „Die Landnutzung in den Bergen mit kleinrahmigen Kühen schützt das Unterland vor starken Hochwässern.“

### **Der Biolandbau hat sein Herz in der Geldtasche**

Bonifaz bleibt kontroversiell: „Und noch eins sei euch klar gesagt, warum wir keinem Bioverband beitreten werden. Als die so genannten Bioprodukte in den Großhandel Einzug nahmen, war es vorbei mit dem ‚Bio‘. Die Menge und nicht die Qualität war den Landwirten wichtig geworden. Anton, hast du schon einmal ein wirklich gutes Obst oder Gemüse im Supermarkt gekauft, das aus einer ökologisch nachhaltigen Landwirtschaft stammt? Ich nicht und es ist zu vermuten, dass all die gemästeten Bio-Produkte (auch Fleisch und Milchprodukte) dort mittels Chemikalieneinfluss haltbar gemacht werden. Riech doch einmal an der Plastikfolie, in die der Käse eingewickelt wird. Sie schmeckt wie Waschmittel und nach künstlichen Duftstoffen. Und ein Bio-Apfel fault nicht mehr, weil er künstlich steril gehalten wird. Ist solche Ware unseren Mägen zumutbar und liefert sie uns wirklich einen gesunden Nährwert? Die biologische Landwirtschaft verfährt mit Landschaft und den Nutztieren nicht anders als die herkömmliche agroindustrielle. Es ist Tierquälerei, wenn die Bio-Bauern bei der Kälbermast

angehalten werden, sie ausschließlich mit Milch zu füttern, damit das Kalbsfleisch weiß bleibt, ansonsten gibt es preisliche Abstriche. Hier setzen sich nicht die Vertreter der Verbände für eine artgerechte Kälberfütterung mit Weide-, Heu- oder Grünfutter ein. Der echte Bio-Landbau hat sein Herz woanders, aber sicher nicht in der Geldtasche.“ Wie sehr sich der konventionell gewordene Biolandbau an der Mengenproduktion und den monetären Einnahmen und nicht an einer ökologischen Wirtschaftsweise orientiert, dazu ließe sich noch eine Reihe beschämender Beispiele anführen.

### **Brache, soweit das Auge reicht – wo soll das hinführen?**

Einen ökologisch orientierten Weg in der Landwirtschaft einzuschlagen, ist Antons Eltern – wie den meisten alten Generationen – wegen dem hohen Bürokratieaufwand ebenfalls zu kompliziert. Daher wurde der Hof verpachtet, die Maschinen verkauft und die Alten in ein Pflegeheim gesteckt. Lediglich die guten Standorte unterliegen eine Zeit lang der mechanischen Bewirtschaftung. Auf den aufgelassenen Flächen machen bereits von den Rändern her Zitterpappel, Haselstrauch, Birke und Vogelkirsche breit, wenn sie nicht mit Fichte aufgeforstet wurden. Es nimmt kaum noch jemand einen Motormäher, eine Sense oder einen Rechen in die Hand. Das ungenützte Land verbuscht undurchdringlich mit Dornensträuchern, selbst angebotene Naturschutzgelder helfen beim Offenhalten nicht, weil niemand der überbordenden Pflegearbeit nachkommen kann. Ein St. Stefaner Bauer aus dem Gailtal meint, das Fördergeld alleine helfe nicht, denn eine Wiese mäht sich nicht von alleine und die Weiden werden auch nicht ohne Arbeit beweidet. Irgendwer muss die Arbeit auch tun. Das dafür erhaltene öffentliche Geld stehe jedoch dazu in keinem Verhältnis. Es reicht nicht aus, sich damit die lebensnotwendigen Utensilien am Berg zu kaufen, solange die Marktpreise der Erzeugnisse klein bleiben. Das ist der Grund, weshalb sich auch in diesem Tal der Wald ausbreitet. Auch die Forstbehörden tragen ihren Teil zur Abwanderung bei. Überall, wo Gehölze aufkommen, sind die Flächen deren Verwaltung unterstellt. Einst wurden weite Teile der hofnahen Wälder beweidet, deshalb waren sie von Licht durchflutet. Hinzu kommt, dass die Gehölze sich an den Viehtritt anpassen und durch den Viehgang man Unmengen an Pilzen findet.

### **Ablenkung und Entmutigungspolitik zeigen Folgen**

Im Gailtal ist in manchen Dörfern bereits die Hälfte der Häuser unbewohnt. Hier sind weit und breit keine Mut machenden Geschichten zu hören. Die Ermutigung hat nichts mit Anpassung zu tun, sondern mit Dissidenz. Im Mur- und Mürztal, Außerfern, Montafon, im ober- und niederösterreichischen Alpenvorland, Mühl- und Waldviertel, wie auch weite Teile europäischer Regionen wachsen mit Wald zu. Dafür quellen die Städte mit verslumten Kanichenstallgebäuden über, die die Wolken zu kratzen versuchen. Jede Wohneinheit hat wie in der scheinbar „artgerechten Tierhaltung“, einen Aufenthalts- und Futterbereich und eine Nasszelle – Maurice Chappaz, der Walliser Literat, hat das treffend formuliert. Parallel mit dem Bauernsterben verkommen die Kleingeschäfte in Stadt und Dorf. Der Supermarkt sollte die regulierte Agrarproduktion aufnehmen und die Bevölkerung mit heimischen Nahrungsmitteln versorgen. Aber handeln wie auf einem echten Markt kann man dort nicht. Die Großunternehmen beziehen seit jeher viele Lebensmittel aus anderen Regionen der Welt, vor allem Gemüse und Obst, mittlerweile auch Fleisch-, ja sogar Getreide- und Milchprodukte und zwingen somit die inländische Produktion auf ein niedriges Preisniveau. Damit z.B. der von den Kammern pro-

pagierte Erwerbsobstbau bestehen konnte, gab es vor einigen Jahrzehnten großzügige Prämien für das Fällen der Streuobstgehölze. Heute wird von den Verwertungsstellen das Obst Großteils aus ost- und südeuropäischen Ländern importiert. Ähnlich ist es mit dem Gemüsehandel. Man hat den Bauernmarkt auf dem Dorfplatz geopfert und den Supermärkten großzügig Bauland auf fruchtbaren Böden gewidmet. Das Angebot der steril gehaltenen Supermarktprodukte widerspiegelt das Bild der Entwicklung von intensivierter Landnutzung und Verbrachung der Restlandschaft. Alibihalber und auf der Ebene extravaganter Produkte werden Bauernprodukte punktuell wie eine exotische Ware feilgeboten und so genannte „Genussregionen“ propagiert, um die Kritiker zu besänftigen und abzulenken.

### Extensivierung der Randgebiete

Es begann in den 1960er Jahren mit der Ganzstallhaltung, als man den Bäuerinnen und Bauern hohe Einnahmen aus der Milchproduktion versprach und sie seither deshalb ihre Kühe nicht mehr auf den Almen sömmern. Mit der Spezialisierung auf Milch- und Fleischproduktion haben viele Landnutzer den Anbau des Getreides aufgegeben und beziehen früher selbst hergestellte Lebensmittel aus den Geschäften oder Supermärkten. Auf der Basis eingeführter Gesetze, Mithilfe aufklärender Schulen und der Agrarberatung bringt man die Höfe davon ab, selber Milch und Fleisch zu verarbeiten. Die Kinder schickt man in verschiedene Schulen und verspricht ihnen Wohlstand.

Kleine Betriebe werden zuerst zugepachtet und dann von größeren aufgekauft. Es würde ihnen besser gehen, wenn sie auf größeren Betrieben mehr Masse produzierten, heißt es. Die Landwirte machen das Spiel mit und reagieren bei fallenden Marktpreisen durch Kompensation der Produktionsmenge. Selbst die Bio-Landwirte tragen die Massenerzeugungsschlacht mit ständig billiger werdenden Produktpreisen mit. Durch die Last Geld zu erwirtschaften und dem hohen Arbeitsaufkommen verlieren sie die Wertschätzung für das Bauern und für ihre Mitmenschen. Mit jeder Generation verstricken sie sich in größere Abhängigkeiten. Viele Landwirte müssen außerhalb der Betriebe Geld für die Erhaltung ihrer Existenz erarbeiten und machen Abstriche und Zugeständnisse an die Abnehmer ihrer Rohprodukte. Wenn die Preise zusammenbrechen, ist es um ihre Existenzen geschehen. Selbst die Versprechungen, die Herstellung von Bio-Produkten würde ihre Lebensbedingungen wesentlich verbessern, treffen nicht ein. Wachsen die größeren Betriebe, dann weichen die Kleinen und dann weichen später auch die mittleren Großen. Die großen Einheiten verschulden sich, verwirtschaften die Fruchtbarkeit der Böden und werden unverzüglich von Großgrundbesitzern oder Neureichen, Aktien- und Wasserkonsortien einverleibt. Der unbewirtschaftete ländliche Raum bleibt eine Schlafstätte für wenige, die außerhalb eine Arbeit finden, die meisten sind weggezogen in eine Stadt. Manche Siedlungen sind menschenleer und die Häuser verfallen.

### Aus Halbwahrheiten werden neue Wertmaßstäbe

Mit Halbwahrheiten manipuliert kehrt Anton aus schlechtem Gewissen zurück. Sein Verlassen soll durch das Wegziehen der letzten Bergbauern eine Bestätigung bekommen. Nach kurzer Stille ergreift Bonifaz wieder das Wort: „Für kurze Zeit ist man der Meinung, man liege mit einer Entscheidung richtig, aber so ist es häufig mit dummen Ideen. Warum tut er so, als ob sich nichts Gravierendes geändert hätte, als ob die internationale Entwicklung das Normalste der Welt gewesen wäre? Warum sich in die Abhängigkeit anderer Länder begeben, wenn hier ebenso Nahrung erzeugbar ist? Auch in anderen



Ländern müssen dieselben Arbeiten verrichtet werden, um Lebensmittel zu erzeugen. Warum gibt es keine Wahrheit bei den Arbeits- und Transportkosten? Immer, wenn man von den Gestehungskosten spricht und eine gerechte Entlohnung andiskutieren will, wird man als Terrorist oder Kommunist beschimpft, aber wenn wir an die Armen spenden, deren Armut wir mit unserer Wirtschaftsweise verursacht haben, dann gelten wir als Heilige des reichen Westens.“

„Anton, du meinst, die Bergbauern hätten keine Ahnung von Ökonomie? Die neuen Analogprodukte würden doch auch gut schmecken, da können die mit ihrer Wirtschaft am Berg nicht mithalten. Würden die Erzeugnisse der Verarbeitungsindustrie nicht so gut am Markt verkauft werden, dann wären sie doch nichts wert,“ bringt ein anderer Agrarberater ein.

Das ist ein heftiger Schlag für den alten Bauern. „Warum unsere Bergerzeugnisse am Markt nicht bestehen können, das ist eine ganz andere Geschichte, die ihr nicht verstehen wollt, weil ihr Dornen in den Augen habt. Was haben die Agrarberater auf diesen dilettantischen Universitäten gelernt? Die Arroganz der Gelehrten wird zur Gewohnheit und muss alltäglich von den Leuten ertragen werden. Das Obst bleibt auf den Bäumen hängen oder verfault am Boden“, schüttelt der Alte den Kopf, „und Sie wollen mir weismachen, dass über mehrere Tausend Kilometer transportierte Erzeugnisse billiger, geschweige in der Qualität besser sind? Die Rechte der Bäuerinnen und Bauern trüben sich seit Jahren, sind stumpf und leer geworden. Sie sind das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben stehen. Wir Bauern und Bäuerinnen wollen das Land in Rechtschaffenheit bewirtschaften. Wir sind nicht verpflichtet, uns an die Verordnungen zu halten, die unsere Arbeiten verunmöglichen und uns den Mehrwert abpressen wie die mittelalterliche Feudalherrschaft. Das Bauernsterben wird mit Absicht betrieben und obliegt keiner ungewollten natürlichen Entwicklung.“

Nach Jahren der Gnadenbrote gaben über 97 Prozent aller Betriebe ihre Tätigkeiten auf, weil der Zehent bis heute nicht abgeschafft worden ist und keine echte Bauernbefreiung stattgefunden hat. „Die Bauern und Bäuerinnen in neuen Strukturen verhaftet, werden zu befangenen LandwirtInnen gemacht und sind bis heute Gefangene des Systems geblieben, die jene Lebensmittel, die sie selber brauchen, nicht mehr selbst erzeugen. Zehent hat nichts mehr mit den zehnten Anteil zu tun. Er ist heute ein Mehrfaches und er kann als abgepresster Mehrwert bezeichnet werden. Die forcierten Überschüsse werden von der Lebensmittelindustrie und dem Handel vergoldet. Der Zehent ist von den Herrschenden zu den marktbeherrschenden Betreibern verlagert worden.“ So gibt einer der Bauern seine Ansicht zu den Geschehnissen wieder.

### **Der Hühnerdiebstahl des Fuchses und der sanktionierte Klau**

„Die Angst ließ uns lange Zeit zaudern und missmutig werden und zwang uns da mitzuspielen, wo wir immer weiter in die Tiefen der Abhängigkeit gerieten. Nach mehreren Jahren der Diskussionen und als abzusehen war, dass es keinen gesellschaftlichen Ausgleich für uns Bäuerinnen und Bauern geben wird, fassten wir einen festen Entschluss, uns als Gruppe aus dem versponnenen Netzwerk der Abhängigkeiten loszusagen. Jahrzehnte der aufgebürdeten Desinformationen und frivolen Lügengeschichten waren genug und das Ballen der Fäuste zu wenig, wenn die Bäuerinnen und Bauern immer unfreier werden. Die in Realität geformten Lügen und das weit auseinander klaffende Verhältnis zwischen Aufwendungen und Primärpreisen bestärkten uns in unserem Entschluss,“ meinte Marietta und wendet sich mit einer ruhigen Kopfdrehung Bonifaz zu, der ergänzt: „Alles muss zu Wort, alles erfasst

und gezählt werden, um uns besser auszubeuten und damit die kontrollierbaren Daten der Regulierung des Marktes dienen können. Jeder Obstbaum, jede Henne und ein jeder Kuhfurz müssen bei der Behörde angegeben und im Bezug auf den abhängig machenden Konsum formuliert werden. Wenn allzu viele mitnaschen, bleibt uns selbst nichts mehr zum Leben.“

Der weise Sprecher dieser Bauerngemeinschaft setzt zu einem Vergleich an: „Irgendwann ist lange genug zugeschaut worden. Wenn der Fuchs oder Habicht bereits die dritte Henne geholt hat, dann ist es Zeit, etwas zu unternehmen. Von den Federwolken am Waldrand kann man nicht leben. Der Hühnerdiebstahl des Fuchses kann nicht mit dem Unrecht verglichen werden, das Bauern und Bäuerinnen angetan wird. Hervorquellende Tränen werden nicht ungeweint bleiben und es wird wohl oder übel einmal die Wut ausbrechen müssen. Das Abpressen des Mehrwertes ist eine von oben gesteuerte und genehmigte Sanktion. Das ist der öffentlich sanktionierte Diebstahl.“

### Die Gemeinschaft am Berg – Die Zukunft liegt in der Vergangenheit

Ein alter Mölltaler Bauer und seine Geschwister gelten als Vorbilder für die Gemeinschaft. Diese bauten sich vor einigen Jahrzehnten drei Kleinkraft- und Sägewerke, richteten sich gemeinsam eine Werkstätte ein und besorgten sich zur Arbeitserleichterung gebrauchte Maschinen und Geräte in mehrfacher Ausführung. Eine Halle am Waldesrand ist voll mit ausgemerzten Gerätschaften, Traktoren und Elektrozubehör. „Ohne Schrott im Haus, kommt der Erfinder nicht aus“, meint Matteo. Maschinen werden ausschließlich gemeinsam verwendet und für den Kauf wird das benötigte Geld zusammengelegt.



Foto: Margit Gruber

„Woher wissen Menschen, was man zum Überleben braucht?“ fragt eine interessierte junge Beamtin der Delegation. „Weitergegebenes Wissen und Erfahrungszugewinn in anderen Regionen ist eine wesentliche Voraussetzung. Mit der Reflexion der Vergangenheit können wir in die Zukunft gehen und unser Land als Lebensbasis verfügbar halten. Sieh doch einmal, die Vögel füttern ihre Nestlinge und dann lernen diese das Fliegen und finden selber Futter. Und schon bald weiten sich ihre Flugbahnen aus und sie fliegen bis zum Horizont und von dort wieder zu neuen Ufern. Nicht anders ist es bei unserer Gemeinschaft. Menschen sind in die Welt hinausgegangen und haben bei Angehörigen, Freunden und Freundinnen gearbeitet, die reichlich über Erfahrungswissen verfügen. Auch ihre Söhne und Töchter, Nichten und Neffen sind von der Eigenständigkeit überzeugt. Nach Jahren der Wanderschaft sind sie Meister und Meisterinnen in ihren Interessensbereichen geworden und niemand kann ihnen dreinreden, auch wenn diese Person noch so ausgezeichnet studiert hätte“, erläutert Hilda, die selber weit in der Welt herumgekommen ist.

Die Leute am Berg halten nicht nur an den üblichen Volkspeisen fest. Die Jungen, die in anderen Ländern unterwegs waren, bringen neue Kultureinflüsse des Kochens in die Haushalte mit und bereichern auf den Höfen viele Bereiche. So nehmen z.B. neben der italienischen und der Balkanküche auch japanische, mexikanische oder russische Gerichte Eingang. Mittlerweile werden selten Fachleute in anderen Regionen aufgesucht, da ständig Interessierte auf die Höfe kommen und dort mitarbeiten.

Mittlerweile bewohnen Zugewanderte wieder aufgelassene Höfe und bewirtschaften diese in Selbstversorgung und für Tauschgeschäfte.

Das Zusammenhalten stellt die Basis des Überlebens am Berg dar und alle ordnen sich dieser Gemeinschaft unter, ohne ihre eigenen Interessen aufgeben zu müssen. Im Gegenteil, sie blühen in ihren Tätigkeitsbereichen auf. Ein weiterer Grundsatz ist die Vermeidung des Einsatzes aller synthetisch hergestellten chemischen Mittel, die der Natur Schaden zufügen. Die Bauernwirtschaft orientiert sich an der Naturbeobachtung und nicht an vorgefassten Fachmeinungen und Öko-Richtlinien, die mit artgerechter Tierhaltung und Tierfütterung und einem sorgsamem Umgang mit der Natur nichts mehr zu tun haben. Gelingen kann die Landbewirtschaftung am Berg nur, wenn die Bäuerinnen und Bauern zusammen helfen und sich die Maschinen und Geräte teilen. Jedes Mitglied bringt ihren Anteil an Kenntnissen und Handfertigkeiten in ein größeres Ganzes ein. Die alte Generation vermittelt alte Kulturweisen. Jung und alt arbeiten in Gruppen, teilen sich je nach Fähigkeiten die Tätigkeiten schwerpunktmäßig auf. Sie erzeugen feine Speisen und beste Nahrungsqualitäten und leben damit im Überfluss. Jede große Gemeinschaftsarbeit artet in ein Fest aus. Die Inbrunst dieser Feste schweißt sie zusammen.

### Gut Ding braucht Reife – Subsistenz und Dissidenz



Foto: Margit Gruber

Neben dem Wissen, sich unabhängig zu halten, steht die Gesunderhaltung der MitbewohnerInnen im Mittelpunkt aller Geschehnisse. Die üblichen Spitäler sehen in der Krankenversorgung eine Art von Wirtschaftsträchtigkeit. Und um Subsistenz leben zu können, gehören die Dissidenz und die Vorausschau dazu, alte und neue Techniken aufzuspüren und weiter zu entwickeln, welche an aktuelle Erfordernisse angepasst werden können. Neuen technischen Errungenschaften begegnet man mit Skepsis, da man sich dadurch in neue Abhängigkeiten begeben könnte, wenn man Zubehör und kompliziert werdende Reparaturen benötigt. Strom erzeugt man mit dem Wasser der Seitenbäche. Einige Maschinen und Geräte sind weiter entwickelt worden. Im Tausch besorgt man sich Ersatzteile und neue Hilfsgüter von außen, der Computer findet Eingang in ihre Haushalte.

Die Nutztiere, seien es Pferde oder Rinder, werden bei Strommangel auch zum Antreiben von Seilanlagen für die Ackerung und für den Transport eingesetzt. Eine Tochter übernimmt die Erziehung und Betreuung dieser Arbeitstiere. Werden die Pferde nicht für Feld- und Waldarbeiten gebraucht, so stellt man sie zur Nachweide des überständigen Futters auf die Rinderkoppeln. Ein Cousin pflegt das Wissen um geeignete Holznutzungen, ein Onkel kennt sich bei elektrischen Anlagen aus und eine Tante hat wertvolle Kontakte zu Leuten mit alten Kultursorten. Die mittel- bis kleinrahmigen Kühe einer eigenen Züchtung geben eine ausgezeichnete Milch und Käse. Sie sind an das normale Futter gewöhnt und bekommen im Winter ausschließlich das Heu des ersten und zweiten Schnittes sowie Braunheu und etwas gebrochenes Getreide und Kleie. Christina verdingte sich über Jahre in den Käseereien und Molkereien verschiedener Regionen von den Karpaten bis in die Pyrenäen und nun unterrichtet sie die Menschen in der Milchveredelung. Sie brachte aus Frankreich einen Mann mit, der sich in der Anlage

von Käsekellern und im Veredeln der rohen Laibe auskennt. Sein Leitspruch lautet: „Gut Ding braucht Reife“.

Der Respekt der Generationen und Nachbarn zueinander ist eine geeignete Basis und jene, die in die Familien einheiraten, bringen zumeist neue Einflüsse und Kenntnisse mit, die wohl geprüft einer Bewährungsprobe unterzogen werden. Und der praktisch veranlagte Bonifaz wäre wohl ein guter Pfarrer geworden, wäre er nicht als Chronist bei dieser Gruppe geblieben. Für eine Art von Seelsorge und als soziales Regulativ sorgen Veronika, Claudine und Auguste, auch die Lehrerin Agatha und der Lehrer Jean sind dahingehend akzeptiert. Sie halten u.a. Kontakte mit den freien Frauen in China, Korea, Mittel- und Südamerika und sind für das „Lernen ohne Schule“ zuständig. Bonifazius nutzt seine Fähigkeiten zum Protokollieren und Dokumentieren wichtiger Ergebnisse und Beobachtungen für das gedeihliche Leben in den Bergen. Er bildet gemeinsam mit der Mondforscherin Hilda die sprechende Speerspitze des Ältestenrates. Nicht nur ihre Ziegenherden gehen am unwegsamen Berg miteinander, auch sie haben einander im hohen Alter gefunden und beide steigen täglich dem Klang ihrer Ziegen hinterher. Der Alte braucht nicht von Autarkie zu schwärmen, er strahlt sie mit seinen 85 Jahren aus, so rüstig ist er und duftet nach Wermut und Baumharz. Die Kontinuität des Arbeitens und das Bedächtigbleiben halten die beiden bei Kräften.

### **Bäuerliche Initiativkräfte tragen den ländlichen Raum**

Als in den 1970er Jahren weite Talhänge mit Gehölzen zu vergangen drohten, begannen sie ihre Ziegenherde zu vermehren. Die handsamen Ziegen halten die Weiden der Schafe, die hauptsächlich die Gräser fressen, gehölzfrei. Die hundertköpfige Hörnerschar geht in einem vorgegebenen Landschaftsteil jeden Tag bis auf die Bergweiden dem Futter nach, so wie sie von Bonifaz angelernt wurden, und kommen nachmittags gerne in den Stall zurück. Mittlerweile entsteht eine dritte Ziegenherde, da der gute Käse stark nachgefragt ist. Das Kulturland um die Höfe ist geschickt mit einer Trift abgezäunt worden, sonst würde die genäschtige Herde über Wiesen, Äcker und Obstgärten herfallen. Sie sind den älteren Förstern ein Dorn im Auge, gilt doch die Ziege nach wie vor als „Todfeind des Waldes“. Die Bäuerinnen und Bauern hingegen wollen ihr Land nicht verwildern und zuwachsen lassen, wegziehen und vielleicht schon mit der nächsten Erbgeneration alles den Großgrund-Spekulanten überlassen müssen. Diese Initiativkräfte der Landnutzer tragen das Wirtschaftsleben des ländlichen Raums und nicht, wie behauptet wird, die landwirtschaftlichen Großbetriebe, die kleinen Handarbeiten nicht mehr nachkommen und mit ihrer Massenproduktion die Kleinbetriebe wegkonkurrieren.

Eine wichtige Überlebenserfahrung Bonifazius lautet, immer gegen die Entwicklung zu reagieren und ins Gegenteil zu arbeiten. Bald taten es ihnen jüngere nach, die aus der Milch ihrer Herde Käse machen und diesen regelmäßig von den Betreibern einer Hotelkette, Geschäften und auch von Feinschmeckern abholen lassen. Selbst Hans, der begnadete Käseaffineur<sup>76</sup> aus Südtirol, holt eine vertraglich geregelte Menge an Käserohlinge ab, um durch sein kunstvolles Zutun Köstlichkeiten zu bereiten. Die Hygiene-

---

76. Käseaffinieren ist die hohe Kunst, guten Käse herzustellen. Die KäseveredlerInnen beeinflussen die Ausreifung und verfeinernde Pflege der Käsesorten nach Erfahrungen und unter weitsichtiger Beziehung natürlicher Hilfsstoffe wie z.B. Walnussblätter, Birnen-Kletzenmehl, Asche, Kräuter, Heu, Weintraubentester uvm.

polizei versucht ständig an ihrer Kleinmolkerei etwas ausfindig zu machen, um dem Ziegenbetrieb den Garaus zu machen, doch Christina, Jolanda und Kurt lassen sich nicht aus dem Konzept bringen. Armand, man nennt ihn auch Arpian, ein erfahrener französischer Hirte, ist mit seinen Gehilfen für das Melken zuständig und hat hier eine zweite Heimat gefunden. Die Tierfamilie im Stall verlangt nach dem am Vortag vorbereiteten Futter. Sie ernähren die Familie im Haus. Im Sommer bleibt Armand mit seiner älteren Tochter Ines auf der Alm, um mit den Ziegen die Kraft der Bergkräuter einzuholen, wodurch der Käse an Würze gewinnt. Sie ist seit ihrer Kindheit auf den Savoyardischen Alpen die Stille gewöhnt und wenn nach dem Krähen des Hahns die Almhennen von der Stange hüpfen und sich die umliegenden Berggipfel rosarot färben, springt auch sie aus dem Bett und hilft beherzt bei der Arbeit mit. Eines Tages wird Ines ihren Kindern das morgendliche Eierholen, das Tierverarzten, Feuermachen, Käsen und den aufgehenden Abendstern zeigen und andere kostbare Schätze des Almlebens vermitteln.

Gemeinsam mit Marietta vertreiben Bonifaz und Hilda Heilkräuter, Salben und Destillate, die sie mit ihrem Marcel herstellt. Er ist ein merkwürdiger Kauz, der den Menschen aus den Wegen geht und lieber mit den Schafen und Ziegen zuwege ist. Abseits des besiedelten Raums betreibt er eine Brennerei dort, wo sich wegen des Geländeverlaufs die Winde so verwirbeln, dass man den hochgeistigen Dampf nicht riechen kann. Auf den unterhalb liegenden Weiden, dort wo sich die Bergstraße heraufzieht, siedelte er eine Murmeltierfamilie als Wachposten an, die ihn beim Eintreffen von Fremden mit einem Pfiff warnen. Dann schlüpft er in die versteckte Hütte und löscht das Feuer unter dem Kupferkessel. Er bringt seiner Geliebten das heilsame Kräuterwerk nach Hause und sie veredelt es. Er ist ein begnadeter Zähnerißer und Knochenrichter. Marietta und Nora verstehen es aus einer leichten Keramikmasse Zähne und Gebisse herzustellen und bringen die Menschen mit einem Maul voller Kunstzähne wieder zum Lachen. Marianne, die Hebamme, kennt in jedem Haus die Kinder, die sie half zu gebären. Auch sie ist eine Kräuterkundige.

Die Schweine lässt man auf gemeinschaftliche Sautratten aus und im Sommer gibt man sie auf die Alm. Bevor sie unter das Messer kommen, werden die Tiere im Herbst in den eigens angelegten Eichenwald getrieben, damit sie sich an den Eicheln mästen. Auf den Eichen wächst der beste Speck, heißt es. Die aussortierten und verletzten Kartoffelknollen dämpft man zusätzlich als Futter. Manche Sau wiegt bis zu 250 Kilogramm. Beim Schlachten helfen alle zusammen, wobei alle Teile eines Schweins genützt werden. Diese Zusammenkünfte enden in einem Festessen mit vielen Streit- und Teilgesprächen. Dabei schmieden die Leute Zukunftspläne.

Die Panikmache wegen der Vogelgrippe bestärkt die Bäuerinnen und Bauern, die Hühnerhaltung nicht aufzugeben, sondern auszuweiten und sich vermehrt mit der Züchtung zu befassen. Noch immer schütteln die Bauern den Kopf, wenn sie über die Hühnerhaltung in Österreich sprechen. Wer weiß schon, dass heute 70 Prozent des Eiereiweißes für die Lebensmittelindustrie, Bäckereien und Konditoreien überwiegend aus China importiert werden?

Durch die Arbeit der kleinen Hofeinheiten häufen sich ab und zu die Veredelungsprodukte, die von den Händlerinnen unter der Leitung von Roxana an die Leute gebracht werden. Konrad hilft ihnen beim Tragen und Transport, so kommt er auch zu seiner Frau und den Kindern in die Stadt auf Besuch. Aber lieber essen sie die guten Sachen selber, bevor sie diese unter dem Wert verkaufen.

## Den Kindern eine Erdung geben, damit sie nicht abheben

Von keinem lassen sich diese widerständigen Leute dreinreden und was die Schule anbelangt, so verzichten sie auf die herkömmliche Art von Ausbildung. Vielmehr verfolgen sie das „Lernen ohne Schule“. Die Uranfänge des Wissens erlernen die Kinder von klein auf. Vielfach waren die Bauern früher die ersten Lehrer. Die Kleinen wachsen bei der Landarbeit mit dem Ziel auf, sie nicht zu überfordern. Das gelingt durch lustvolle, spielerische Tätigkeiten. Sie tragen mit den kleinen Körben Mist aus, Heu und Laub heim, Steine von den Feldern hinaus und Holz in die Küche. Sie pressen aus einigen Zitzen die Milch heraus, holen den Käsebruch aus der Molke, kneten ebenso den Brotteig und sie setzen die Schraube zum Befestigen von Brettern an. So beginnt sich z.B. der kleine Matteo für Tiere und die Werkstattarbeit zu interessieren. Mit fünf Jahren sind die Kinder für das Lesen und Schreiben wissbegierig. Auch tippen sie am Computer Gedichte und bedienen die Waschmaschine. Viele Tätigkeiten richten sich an das Zeitverständnis der Kinder und so werden die meisten Arbeiten gemütliche Projekte, denn das Lernen steht im Vordergrund und nicht die Leistung. Die Größeren arbeiten beim Lenz in der Werkstatt mit, wo ein Fahrzeug repariert wird, ein Erntegerät, das auf steilen Hängen das Heu aufsammeln kann. Das Interesse an diesem entwickelten Studiumsobjekt ist bei den Jungen groß. Gerade die Forschungen gebirgstauglicher Agrargeräte und -techniken sind bewusst vernachlässigt worden, damit die Bauern ihre Besitzungen aufgeben. Die Leute bauen sich eine mobile Holzsäge und eine Dreschanlage gemeinsam. Das bestärkt sie in ihrer Gemeinschaft. Tief haben sich die in der Kindheit erlebten Arbeiten eingepägt und bleiben in der Erinnerung warm. Mit dieser Erdung sammeln sie schon im jungen Alter gemeinsame Erfahrungen, die in Fleisch und Blut übergehen und mit denen sie auch in anderen Berufen und im Leben bestehen können.

## Besiedlung, Wassernutzung und Arbeitsstolz

In Gemeinschaft erhalten einige Bäuerinnen, Bauern und HäuslerInnen in den Bergen ihre Existenzen. Die zum Teil in Weilern versammelten Bauernhöfe befinden sich auf den Hangschultern, vom Tal aus kann man ihre Flächen kaum einsehen. Von den Berggipfeln aus vernimmt man die Freiflächen wie blühende Oasen. Ihre Häuser haben die Leute nach neuen Anforderungen und Ideen ständig adaptiert, die alten Gemäuer und vertrauten Holzbalken als Grundsubstanz belassen. Die handwerklich geschickten BewohnerInnen sind gleichzeitig die ArchitektInnen, denn wo nicht gebaut wird, wird auch nicht gelebt. Ihre Wohn- und Arbeitsstandorte sind von den Vorfahren vor vielen hundert Jahren an lawinensicheren und windsicheren Grundstücken in der Nähe guter Wasserquellen ausgesucht worden. Schon bald nach Jahreswechsel wärmt die flachstreichende Sonne die Steiflächen so stark an, dass bald der Schnee abschmilzt und das Vieh tagsüber ausgelassen werden kann, während im Tal noch reichlich Schnee liegt und der kalte Nebel und Frost waltet.

Das Wasser hat hier eine andere, viel wichtigere Bedeutung, als der achtlose und verschwenderische Umgang in den städtischen Siedlungen, deren BewohnerInnen so tun, als ob es Wasser im Überfluss gäbe. Hier ist man vom weit zugeleiteten Gerinne abhängig, wenn die Wolken beharrlich den Regen verweigern. Auch jene Wässer der gespeisten Fischteiche leitet man zu den Flächen, um es zum Bewässern zu nutzen, um auftretender Dürre entgegen zu halten und um dadurch Dünger zu sparen. Wasser ist die Lebensader, wodurch alles ertragreicher wächst.

Das Land muss Erträge aus Wiesen, Äckern und Weiden ermöglichen. Die Spezialisierung auf ein einziges Marktprodukt ist ein Fehler, da bei einem Preisverfall keine Sicherheit mehr gegeben ist. Deshalb setzt sich die Berggemeinschaft für eine hohe Kulturarten-Vielfalt und Neuzüchtungen ein und entschied sich somit für viele existenzielle Standbeine. Entgegen der propagierten Entwicklung bauen die Bäuerinnen und Bauern zur Selbstversorgung wieder vermehrt Getreide aus gebirgstauglichen Sorten an, deren Saatgut sie wie einen Goldschatz aufbewahren.

Die Züchterfahrungen geben Marietta die Sicherheit beim Argumentieren. „Schau, das Nahrhafte, das wir erzeugen, erfordert scheinbar große Flächen. Allein aus den Gärten können große Mengen an Gemüse und Obst bezogen werden. Den Stolz der Bäuerinnen und Bauern stellen die Vorratskammern mit den eigenen Getreide-, Obst- und Gemüsesorten dar, deren Veredelungen sowie die schön behornten und selbstbewussten Rinder und Ziegen und vieles mehr. Sie werfen gedeihlich Erträge ab, welche veredelt in unserer bescheidenen Gastronomie Gewinn bringen. Hingegen sind die „fortschrittlichen Landwirte“ der agrarindustriellen Produktion auf den Besitz großer Ställe und sündteurer Traktoren stolz, für die sie sich zu Sklaven machen lassen.“

### Neugezüchtete Kultursorten – Die Ernte ist der Lohn der Arbeit

Alle paar Jahre findet eine fremde Kulturart oder neue Züchtung auf einem der Betriebe Eingang. Dabei ist man auf die regionsspezifische und standortgerechte Herkunft bedacht, denn wie der Gen-Gau mit der Folge von Abermillionen Hungertoten gezeigt hat, war auf diese Schlaraffenland-Sorten kein Verlass. Die Versprechungen über die Sorten wurden nicht gehalten. Natur ist eben nicht wie die Technik von Menschenhand machbar. Wenn sich eine andere eingeführte Art in ihrer Region bewährt hat, dann kommt sie auch auf andere Betriebe. Die Bäuerinnen und Bauern verstehen sich in den Künsten der Veredelung und Bevorratung aller Lebensmittel, die die Landschaft hervorbringt. Mit dem Gebrauch vieler Wildpflanzen vermittelt man den jungen Generationen die Kenntnisse ihrer Nutzungsmöglichkeiten. Man erspart sich dabei die Kultivierungsarbeit. Und die meisten nutzbaren Wildpflanzen gehen dort auf, wo der Mensch aus der Landnutzung Impulse setzt. Aus den Melden, Kreuz-, Dolden-, Korb- und Schmetterlingsblütlern und Wildobstarten züchten sie neue Arten und sind froh über jede neue Errungenschaft zur Nahrungssicherstellung. Selbst Jolanda ist darüber verblüfft, welche ertragreiche Sorten sie aus der Knack-Erdbeere selektieren kann. Die Züchtungen wachsen auf den Weiden, wo im Frühjahr das Vieh regelmäßig weidet. Bevor die Tiere von der Alm zurückkommen, erntet man von diesen Flächen die wohlschmeckende Frucht. Auch nimmt man nach altem Wissen die Züchtung von widerstandsfähigen Wildgräsern auf. „Mittels alter, für neue Verhältnisse modifizierter Technologien kann man die Ernte aufbereiten und schmackhafte Lebensmittel erzeugen, die schon längst in Vergessenheit geraten sind. Zum Glück haben es die Regierungen verabsäumt, das alte Nutzpflanzenwissen in Forschungsprogramme aufzunehmen. Wenn wir all unsere hochwertigen Produkte dem Handel und der Lebensmittelindustrie überlassen würden, könnten wir vom erhaltenen Geld nicht leben, von der Ernte und unserer Hände Arbeit freilich schon.“

### Alte Weisen und Rentabilität

Einige Leute waren gerade dabei, mehrere Gemüsereihen mit neuen Pflanzenarten auf dem leicht geneigten Feldacker mit dem Pflug zu hacken, als Anton mit den Exkursionsteilnehmern ankommt.

„Ein alter Rumäne zeigte mir diese einfache Art der Unkrautjätung,“ erklärt Jolanda. Ron, der geschickte Nachbarjunge, sitzt auf dem Rücken des Pferdes und glaubt, er würde es lenken, aber es ist anders herum. An einem Ende der Reihen steht sein Vater und wendet den Hackpflug, ehe das Pferd wieder von alleine durch die Reihen geht. Auf der anderen Seite des Versuchsackers wendet eine zweite Person den Pflug. „Und im Wallis lernte ich die Reihen so anzuordnen, dass das nahe Bachwasser zwischen den dürstenden Pflanzen in den Erdrinnen abrieseln kann. Vorne unter der Felswand und entlang der Steinmauern nutzen wir die Wärme, um Tomaten und Melonen aufziehen zu können. Mittels Holzrinnen führen wir Wasser zu den Pflanzen. Die kleine Roxana, unsere Tochter, hat Freude mit dem Ausleiten des Wassers vom Bach. Stundenlang spielt sie dort mit dem Wasser und bringt es zu den einzelnen Pflanzen. Und anderntags gehen wir zu Rons Vater, um das Feldgemüse zu pflegen. Dort verwenden wir das Wasser des Forellenteichs zum Gießen. Roxana freut sich jeden Tag auf ihre Arbeit.“

### Sich der Arbeit befließigen

Der Holzpflug, von alten Ochsen oder Rössern gezogen, wurde durch einen Eisenpflug ersetzt und auf den Steillflächen mit einer Seilwinde elektrisch betrieben. Hilda weist auf die Handarbeit hin: „Trotzdem bleiben an den Händen Schwielen, ist am Hang der Mist einzuackern, sind die Körner zu säen und Kartoffeln in das Erdreich zu stecken. Dann macht die Natur alleine weiter und wir sind von ihr abhängig, so oder so.“ Der Verlauf des Feldwachstums wird behände beobachtet. Wenn mit dem Fingernagel das Korn auf seine Reife geprüft worden ist, beginnt die Ernte.

„Anton, du fragtest, was machen die Bäuerinnen und Bauern nach einem Hagelschlag oder wenn die Sonne das Getreide nicht ausreifen lässt? Du würdest die Agrarbehörden um finanzielle Entschädigungen bemühen, doch in den Bergen ist die Versicherung das Wissen, wie mit solchen Situationen umgegangen wird. Die zerschlagenen Ähren können nicht vom Boden aufgesammelt werden, doch man hat dafür andere Erzeugnisse auf Vorrat angelegt. Oder wir bereiten milchreife Körner nach bestimmter Art und Weise zu.“ Bonifazius erklärt ihm, wie sie das im Mölltal konkret machen, während Armin das Wort ergreift: „Wir arbeiten das ganze Jahr über streng und der Schweiß bleibt nicht aus. Die Waldarbeit wirft dann immer noch etwas ab, vorausgesetzt unsere Großväter haben seinerzeit nicht die industrietaugliche Baumart Fichte forciert, sondern verschiedene Gehölzarten gefördert, die einen Handelsspielraum erlauben.“

Schon längere Zeit scharrt die junge Regina unter dem Tisch mit den Füßen. Glühend ruft sie aus dem Hintergrund der Runde: „Diejenigen, die der Propaganda anheim gefallen sind und sich spezialisiert haben, die haben es heute nicht leicht, sie stecken tief im Morast, weil die Preise sehr niedrig geworden sind. Für die Fichte bekommst du nichts mehr am Markt, ebenso wenig für die Milch und das Fleisch. In der Frage der Existenzsicherung rächt sich die Summe der kleinen Nachlässigkeiten. Die landwirtschaftliche Arbeit in Geldwert umgesetzt, bringt nichts mehr.“ Sie hält für kurze Zeit inne, um Luft zu holen und setzt dann fort: „Schert euch doch nicht um unsere Bauernwirtschaften. Wenn ihr glaubt, die Lebensmittel woanders billiger herstellen zu lassen, so geschehe es, aber nicht um den Preis unserer Existenzen. Wir organisieren und bestimmen über uns selber, so wie wir seit Generationen aus dem Leben und den Schicksalen gelernt haben. Wir haben uns verweigert, am Weltparkett mitzuspielen. Heute können wir getrost lächeln über so viel Unverstand, sich auf den Weltmarkt auszurichten. Wir schaffen gemeinsam und für die Sicherung unserer Nachkommen und wir fürchten uns vor nichts. Aber



all das lernt man nicht auf den Hochschulen und schon gar nicht aus den wissenschaftlichen Blättern. Was uns von euch unterscheidet, wir arbeiten mit gesundem Menschenverstand und den Händen und das geht vom Herzen aus.“

Ruhigen Blickes ergreift wieder Bonifaz das Wort: „Es waltet die Größe der Natur und die Vorsehung des Landnutzers, erst wenn du das verstanden hast, Anton, dann lässt du von den Flausen ab. Merk dir: Heugeruch und Nostalgie, aus Büchern lernst du das Bauern nie, dazu benötigt es mehr als Phantasie. Die großen Nachlässigkeiten haben sich die politisch Verantwortlichen selber eingebrockt. Das ist die Wegzehrung nach Wien.“

In einem zweiten Wortschlag setzt Regina wütend noch eines drauf: „Und Anton, du meinst, unsere Selbstversorgung sei reiner Eigennutz, vielleicht gepaart mit einer Schwarzgeldeinnahme oder sogar mit einem Gewinn? Freilich ist es Eigennutz, oder willst du uns dazu vergattern, diesen bedenklichen, weil krankmachenden Industriefraß zu kaufen? Unseren Speck und die Hauswürste habt ihr uns aus Hygienegründen nicht mehr räuchern lassen, auch die Käsekessel und die Milchqualität habt ihr beanstandet, die Eier und die am Hof geschlachteten Tiere haben wir nicht mehr verkaufen dürfen. Nun nennt ihr es Eigennutz, wenn wir unsere Erzeugnisse für uns selber machen? Würden wir alle Rohwaren abführen, so bekämen wir einen läppischen Preis dafür. Bei der aufgewendeten Mühe von einem Gewinn zu sprechen, steht in keinem Verhältnis zu unserem aufgewendeten Einsatz. Doch unser Buffet mit den Köstlichkeiten hat euch bestens gemundet und trotzdem habt ihr nicht verstanden, was es bedeutet, wenn es euch durch den Magen geht. Ihr müsst erst wieder lernen vom Bauch und Gaumen aus zum Gehirn zu denken. So ein verlogenes Pack, wie ihr es seid, ist mit einem feuchten Fetzen vom Berg zu verjagen.“ Fast wäre sie ihm ins Gesicht gesprungen. Erbost verlässt sie die große Tenne, die für die gemeinschaftliche Veranstaltung benutzt wird, und noch Minuten lang sieht man sie in Richtung Gartenäcker des Weges ziehen, ehe sich die Umrisse ihrer Gestalt in der Landschaft verlieren. Sie widerspiegelt die befreite und selbstbewusste Generation, welche mit den üblichen Entwicklungen in der allgemeinen Welt nicht mehr tauschen will.

### Gutes Essen ja, aber die Gedanken dagegen sind festgefressen

Viele Exkursionen, Regierungskommissionen und WissenschaftlerInnen suchen solche Betriebe auf, um die Lebensweise der Leute und eine vielfältige Landschaft zu studieren und um zu verstehen, warum sie relativ autark auch ohne Versorgung durch die Weltmarktwirtschaft existieren können. Diese Vielfalt geht von einzelnen in einer größeren Gemeinschaft aufgehenden Menschen aus, von ihrer investierten Arbeit zum Erhalt von Erträgen. Immer wieder suchen ehemals abgewanderte Leute die Orte ihrer Kindheit auf und wenn sie das Brot ihrer ersten Jahre verzehren, quellen nicht nur die Geschichten hervor, sondern auch die Tränen. Stets haben sie ausreichend zu essen bekommen, wenn ihnen die Eltern aus dem Vorhandenen mit allen Künsten Speisen zubereiteten. Und war kein Fleisch da, weil es zu Geld gemacht wurde, so ersetzten die Pilze den Fleischbraten. Die Arbeit der Mütter war eine Selbstverständlichkeit, der Geruch der Küche besänftigte die Jungen und rettete die Tage.



Foto: Margit Gruber

Bei der Jause laben sich die ExkursionsteilnehmerInnen wohl am guten Braten und Buffet mit allen möglichen Sorten von Käse, knusprigem Brot, Speck, Wurstwaren und Gemüsezutaten alter Tradition. Sie genießen das gute Quellwasser vom Berg und den köstlichen Apfelwein, den es sonst nirgends mehr zu erstehen gibt. Obwohl sie die lokale Kost wertschätzen und seit langem wieder beim Essen einen Funken von Glück verspüren, hat sich in ihren Köpfen ein anderes Wertverständnis festgefressen. Welch ein gedanklicher Gegensatz: Gut essen und trotzdem sich gedanklich am Gegenteil festfressen. Doch so manchem Besucher, so mancher Besucherin vergeht die Lust am Essen, wenn Schizophrenie aufkommt und sie die Kraft verlässt, weil ihre Erinnerungen aufblitzen und das einstige Dorf- oder Arbeitsgeschehen ihrer Heimat im Sekundenrausche wiederkehrt.

Diesmal ist Anton besonnener und vorsichtiger als sonst. Er macht auf diplomatisch, so als könne er nichts dafür und er unterlässt es, von den Vorteilen der osteuropäischen Tiefebene, von deren billigeren Produktion, von der Rentabilität der Maschinen und des Einsatzes von Chemie vorzuschwärmen. Die Bauern kennen die seinerzeitigen Allüren eines „Arbeiterparadieses“. Auch im Osten wurden keine Arbeiter freier als sonst wo. Trotzdem behauptet Anton, es sei doch verrückt, sich das Gemüse und Getreide selber zu ziehen, wenn doch die großen Saatgutkonzerne die Züchtungen viel billiger betreiben und in den Gewächshäusern, Ackerbaugunst- und weltweiten Wärmegebieten die Waren viel billiger hergestellt würden. „Das sind meines Erachtens Argumente, damit die Lebensmittel knapp gehalten werden, damit die Investoren der Verarbeitung mittels hoher Produktpreise absahnen können. Der Monopolismus hat sich durchgesetzt. Die in den Supermärkten heutzutage aufgezwungenen Lebensmittel mit ihren fragwürdigen Qualitäten stellen die einzige Auswahl dar. Damit müssen die Konsumenten das Auslangen finden.“ Bonifaz schenkt sich noch einmal Apfelwein ein, ehe er in dieser Diskussion fortfährt. „In den Alpen und Randlagen sind mit der Begründung der Rentabilität und durch die Konkurrenz der Importwaren die meisten Täler und Hänge mit Wald zugewachsen. Die Milchprodukte sind in den Niederungen Polens billiger zu haben.“

Den erzwungenen Zustand der Agrarsituation benutzt nun Anton um diesen als Beweis für die Entwicklung anzuführen, wenn er meint: „Aber die Menschen haben doch alles, was sie brauchen. Sie könnten nach ihrer Arbeit alle möglichen Freizeitangebote ausleben.“ „Von welchem Wert sprichst du, Anton?“ fragt ihn Bonifaz. „Meinst du etwa den Fraß und die verdummenden Volksbesänftigungen, die in den Städten angeboten werden? Sind nicht die Bauern zu Konsumenten geworden, welche jene Produkte, die sie früher selbst hergestellt haben, nun einkaufen? Und welche Arbeitsqualität schwebt dir vor? In Anbetracht unserer hohen Arbeitslosenquote frage ich dich, wie sollen denn all jene, die noch von der Landbewirtschaftung abgebracht werden, in Gewerbebetrieben oder Firmen unterkommen? Von welcher Wirtschaftlichkeit der Stadt und von welcher Arbeitsqualität gehst du aus? Die Menschen in der Stadt leben in Gebäuden mit sterilem Abstandsgrün. Beim Fernsehen merken sie gar nicht mehr, welche Scheinwelten ihnen vorgegaukelt werden. Ihre sterilen Parkanlagen, wo das Rasenbetreten verboten ist, und der Balkon können das Gärtnern und das Leben mit der Natur nicht ersetzen. Und hör doch auf, von der Karriere der Kinder zu sprechen. Denen wird ja von klein auf das Rückgrat verbogen, damit sie in die Abhängigkeit jener Zivilisation kommen, wo sie wie Sklaven und Sklavinnen des Systems arbeiten müssen und wo ihnen als KonsumentIn alles abgerungen wird. Der Mensch ist keine Maschine.“ Selten sieht man Bonifaz in solch einer Rage.

## Wer aber sind die Dummköpfe und Dogmatiker?

Auch Marietta bringt es noch einmal auf den Punkt, wenn sie die Delegation zur Rede stellt: „Liebe Leute, ich frage euch, warum sind wir als selbst versorgende Bäuerinnen und Bauern ein Dorn in den Augen von euch Administratoren? Freilich habt ihr ständig die Angst auf eurer Seite, ihr könntet eure Machtverwaltung verlieren und es entstünde Chaos. Und warum versucht ihr uns ständig mit eurer Zukunftsangst zu infizieren? Lasst uns unsere Früchte, Feste und Freudensprünge und verschwindet mit euren Dogmen und Halbwahrheiten. Jene ernähren uns, aber eure Ansichten münden stets in Tyrannei. Nein sagen und nicht einfach alles hinzunehmen, heißt noch lange nicht, sich der Welt zu verweigern. Wenn ihr keinen Nutzen von uns habt, stempelt ihr uns zu Hinterwäldlern, die von der modernen Welt keine Ahnung haben. Wesentlich ist es, zu wem und was man ja und nein sagt. Das Paradies und Zusammenleben auf dieser Erde formulieren wir für uns selber. Wir müssen heute keine Lösungskonzepte planen, wie wir morgen leben, denn wir haben vor dem Prozess der selbst bestimmten Entwicklung keine Angst. Das ist einer unserer Leitsätze. Mit der geschürten Angst und den Irreführungen lassen wir uns das Morgen nicht kaputt machen, wenn wir heute ein ausgefülltes Leben in einem anderen Zeitmaß, vielleicht nur in diesem Augenblick führen können. Unsere Fähigkeiten erhalten wir uns durch das praktische Arbeiten. Wir sind doch keine Dummköpfe, wenn wir unsere Landschaft als Arbeits- und Lebensraum erhalten!“

Der nationale Agrarberater sei traumatisiert vom Wunschdenken des Profits und brauche nicht mehr zu kommen, sagen ihm die Frauen. Er solle dort bleiben, wo seiner Meinung nach sowieso alles besser sei, und sie drücken ihm einen Korb gefüllt mit Walnüssen in die Hand. Dieses fanatische Leitprinzip des Profitdenkens einiger Großköpfe und Dogmatiker allen Leuten aufzwingen zu wollen, sei anmaßend und nicht erstrebenswert. Denn sie wissen genau, was sie tun, müsste es richtigerweise heißen. Fraglos entsteht unter dem Druck des Fanatismus ein Gegenfanatismus, der dann von der herrschenden Schicht als Sektiererei oder gar als Terrorismus bezeichnet wird und tatsächlich gefährlich werden kann. Die Plünderung des Planeten führt zur Zerstörung von Wissen und Ressourcen und zu sozialen Unruhen. Finden geschickte Bäuerinnen und Bauern wieder eine neue Nische, so erfinden die BehördenvertreterInnen ausreichend Entgegnungen, um selbständiges Wirtschaften zu verunmöglichen. Der weise Bonifazius setzt fort: „Ist es nicht vielmehr die Angst, es könne in einer Region etwas entstehen, wo niemand Fremder mehr mitnaschen kann, wo die Wertschöpfung in einer Gemeinschaft und nicht in den wenigen Händen der Profiteure aufgeht? Das Offenhalten der Landschaft aus einem produktiven Zusammenhang wird sich schon früher als richtig erweisen, als ihr glaubt.“

## Verschüttete Infrastruktur

An diesem Nachmittag gelangen keine Sonnenstrahlen durch die Wolken, die ersten Donnerschläge im hinteren Tal begleiten die pochenden Einwände des alten Bauern. Als die ersten Regentropfen niederprasseln, kommt die Erinnerung an den Geruch des Ziegenbocks auf, als er schon am Morgen das bevorstehende Gewitter angekündigt hat. Die Mitglieder der Delegation suchen Unterstand auf der verandaartigen Holzterrasse und betrachten das Naturgeschehen. Als die Leute nach einer Stunde noch einmal hinaus treten, um einen Blick ins Tal zu werfen, schütten die Seitenbäche des Tales Wassermassen herab und der Talboden steht am Beginn einer Überschwemmung.

„Siehst du, Anton? Das habe ich gemeint mit der Auffassung der Almweiden und Aufgabe der Berglandwirtschaft. Der Regen fließt viel schneller ab als auf den bewirtschafteten Flächen, die Seitenbäche schwellen stark an und im Tal entsteht eine Flutwirkung. Auch die Flusskraftwerke können nicht die vollen Wassermengen aufnehmen. Die Häuser der Dörfer entlang des großen Talflusses wurden schon vor Jahren verlassen und nun werden sie und die nahe gelegenen Städte abermals die auftretende Flut ertragen müssen.“ Bonifaz schüttelt den Kopf über die Unvernunft dieser berauschten Gesellschaft als sie in den Bus einsteigt, um in das Quartier der nächstgelegenen Stadt zu fahren. Zum Gasthaus kommt eine Information durch, dass die Talstraße zu den vor 30 Jahren bereits aufgelassenen Ortschaften für Tage nicht mehr passierbar sei, weil sie von einer Mure weggerissen wurde.

### Das Feuer des guten Lebens

Abermillionen Regentropfen und Schneeflocken wird man nicht beeinflussen können, wenn sie der tief hängende Himmel ausschüttet und verteilt. Mit oder ohne den Menschen werden die Wässer talwärts rauschen und sich die Wege graben. „Die vom sintflutartigen Regen gefüllten Wildbäche kann man nicht zügeln, ihnen aber wie den Hochwässern ausweichen. Warum lernst du daraus nichts? Der Wind des um sich greifenden Fortschrittes bläst dir durch den Kopf und hat die Erinnerungen deiner Kindheit weggefegt. Wir lassen uns das Feuer des guten Lebens nicht so einfach wegblasen, wir tragen es mit guter Hoffnung im Herzen. Unsere innere Stimme sagt uns, auf die Bauernwirtschaft und das Handwerk zu beharren, denn der Fortschritt verläuft in Wellenlinien und wird auch eine Entschleunigung, ja vielleicht eine Rückwendung zum Altbewährten erfahren. Manche Erneuerungen können akzeptiert werden, solange nicht wie bei der Gentechnik und beim Chemieeinsatz eine Naturentkopplung stattfindet. Auch der Fortschritt wird das Mühevollere und den salzig schmeckenden Schweiß der bergbäuerlichen Arbeit nicht ersetzen können.“ Bonifaz versucht noch einmal auf Anton einzureden, der ihm gespannt zuhört.

„Nach dem kalten Winter folgen Frühling und Sommer, die Arbeit wird deine Sehnsucht stillen. Mit dem Herbst und der eingebrachten Ernte kehrt Ruhe ein, wird es Zeit für andere Arbeiten. Mit jedem Morgen ruft wieder die Sehnsucht nach dem Lied der Frühlingsknospen, nach dem Atem der Natur und deiner Arbeitsamkeit. Der Verlauf der Natur im Jahreskreis ist ein vorbildlicher Erneuerungsprozess. Er gibt dir die Hoffnung und diese nimmt dich stets zur Hand zum reifenden Leben. Habgier und der industrielle Wohlstand stehen dem entgegen. So kannst du z.B. die silbrig schimmernden Tauperlen an den Wiesengräsern nicht festhalten, wenn sie von den Sonnenstrahlen aufgetrunken werden. Aber mit dem Morgentau kann man wirtschaften, bei der Heu- und Getreideernte und beim Weidegang. Es liegt an meinem Einschätzungsvermögen, wann, wo und wie ich das Richtige tue. Aber das Symposien- und Schulwissen ist dafür zu wenig, es bleibt verkorkste Theorie.“

Er sucht erneut den Blick des nationalen Agrarberaters in der Hoffnung, mit diesen Sprachbildern in Antons Herzen Achtsamkeit für einen anderen Umgang mit der Selbstbestimmung der Menschen zu gewinnen. „Du sprichst von Nostalgie. Aber verstehst du diese Sehnsucht und Erinnerung an die schöne Zeit, von der die Alten schwärmen, wenn sie an das Abschiednehmen denken? Man lebt und man stirbt so und so und wie überall. Die einen sterben mit mehr Staub, Schweiß und Schwielen an den Händen, die anderen mit federleichtem Körper und reichlicher Erfahrung nach dem Moschus des Lebens duftend. Das arbeitsame Leben und die Sonne gerben unsere Haut braun und schreiben die

Lebensgeschichten zwischen Glück, Verzweiflung, Angst und Hoffnung ins Gesicht. Selbst nach dem Tode wird etwas von uns bleiben, werden wir noch für die Nächsten da sein, für die Ufer der Wellen schlagenden Hoffnungen. Und wenn man an etwas glaubt, dann lebt es weiter und kann nicht sterben. Wir haben das Herz in die bäuerliche Landwirtschaft und das Singen und Läuten der Natur gelegt. Wir verbrauchen unser Leben in dieser Berglandschaft.“

Bonifazius, der alte Bauer, schüttelt ob dieser obskuren Gesellschaft den Kopf. Er bleibt kurz in seinen Gedanken versunken und fügt dann mit leidenschaftlicher Hingabe an: „Das freudeerfüllte Leben liegt an euch selber. Wenn ihr von einem besseren Leben woanders sprecht, müsst ihr zuerst eure Gedanken befehlen lernen und die Dinge beim richtigen Namen nennen.“

---

### Michael Machatschek



*geboren 1963 in St. Wolfgang Oberösterreich, nach der Salzburger Landwirtschaftsschule Studium der Landschaftsökologie an der Universität für Bodenkultur in Wien. Freiberuflicher Forscher, Landschafts- und Freiraumplaner, Vegetationskundler, Gutachter, Berater, Buchautor („Nährhafte Landschaft“) und sonst noch Spazieren, Naturbeobachtung, Kräuterkunde, Gärtnern und Bauernwirtschaft uvm. Er war als Hirte, Senn und Bergbauer tätig und lebt nach mehreren Wanderjahren in einem kleinen Bergdorf in Kärnten.*

---

Die silbrig glänzenden Tauperlen werden von der Sonne aufgetrunken

---

## Interkulturelle Gemeinschaftsgärten - Nahrungsvielfalt durch Eigenmacht

*Nadja Madlener & Ursula Taborsky*

*Gemeinschaftsgärten und Interkulturelle Gärten sind Räume des sozialen Miteinanders, der gelebten Nachbarschaft, des Tätigseins, des gegenseitigen Austauschs, des subjektiven Wohlbefindens und des biologischen Anbaus von Obst, Kräutern und Gemüse: Vielfältige Möglichkeitsräume auch im Zusammenhang mit Nahrungsmittelvielfalt und Lebensmittelversorgung der Zukunft.*

Celia hat heuer viele verschiedene Paradeiser- und Paprikasorten neben Salaten und unterschiedlichen Kräutern angebaut. Samen hat sie sich teilweise aus ihrer portugiesischen Heimat schicken lassen. Ihre BeetnachbarInnen kommen aus Polen und Kroatien, gemeinsam mit einigen anderen GärtnerInnen benützen sie einen Wasseranschluss, um ihre Pflanzen und die Gemeinschaftsflächen zu gießen. In einer Gartenhütte werden die Gartengeräte aufbewahrt, die für alle GärtnerInnen des Gartens zur Verfügung stehen.

Gemeinschaftsgärten, wie hier kurz beschrieben, gibt es weltweit. Die Idee der Gemeinschaftsgärten geht auf die sogenannten *Community Gardens* zurück, die seit den 1970er Jahren v.a. in New York entstanden sind. Auf brachliegenden Flächen gründeten sich damals erste gemeinschaftlich getragene Projekte im Stadtteil, die nicht nur neue grüne Freiräume inmitten von einem bebauten und urbanen Umfeld darstellten, sondern außerdem zu einer Revitalisierung und Aktivierung des Stadtteils führten.

Eine ganz bestimmte Form von Gemeinschaftsgärten stellen die sogenannten *Interkulturellen Gärten* in Deutschland dar, die sich an der Projektidee und an Projektzielen der Internationalen Gärten in Göttingen orientieren. Mitte der 1990er Jahre hatten Frauen aus Bosnien, die aufgrund des Krieges ihre Heimat verlassen mussten, die Idee auch in Deutschland wieder Gärten zu pflegen. Das erfolgreiche Konzept wurde zu einem Modellprojekt für viele weitere Interkulturelle Gärten, die in Folge in Deutschland entstanden sind und seit kurzem auch in Österreich zu blühen beginnen. Der Grund für den enormen Erfolg und die rasante Ausdehnung der Idee besteht in der Sache selbst:



Foto: Margit Gruber

In unserer Gesellschaft gibt es nicht so viele Orte, wo Menschen mit und ohne Migrationshintergrund ein Alltagsthema teilen.

Interkulturelle Gärten sind Orte der interkulturellen Begegnung. Über das gemeinschaftliche Tun werden vielfältige individuelle und kollektive Prozesse angeregt, die zu einem sozialen Zusammenhalt der GärtnerInnen führen. Das Säen und Ernten von Vielfalt steht dabei im Vordergrund der dahinter stehenden Idee: der Respekt und der Erhalt der sozialen, kulturellen und ökologischen Diversität im Gartenprojekt wird zu einem Grundprinzip der gemeinsamen alltäglichen Arbeit und des Zusammenlebens.

### Was sind Gemeinschaftsgärten?<sup>77</sup>

Gemeinschaftsgärten sind Gärten, die von einer Gruppe von Menschen betrieben werden. Hier kommen nicht nur die Beethnachbarinnen Celia und Ewa zusammen, sondern auch Jörg, Kerstin, Lin, Danijela, eine Schulklasse und ein Kindergarten. So unterschiedlich die Menschen und ihre sozialen und kulturellen Herkünfte sind, so verschieden sind auch ihre Motive zum Mitgärtnern:

Celia kommt aus Portugal und sehnt sich schon seit Jahren wieder nach einem Garten, wie sie ihn damals in Portugal hatte. Der Garten erinnert sie an ihr "altes Leben" und gibt ihr das "Gefühl, dass sie zu Hause" ist. Das interkulturelle Gartenprojekt ermöglicht es ihr, den roten Faden ihrer Biographie wieder aufzunehmen und fortzuführen. Es wird dadurch eine Brücke zwischen erinnertem 'alten' Leben und dem aktuellen Leben geschlagen.

Die Motivation von Jörg sieht anders aus: er versucht sich im Gemeinschaftsgarten im Anbau von biologischem Gemüse. Die Entwicklung "nur noch Fertignahrung in meinem Leben zu essen oder später irgendwelche Tabletten in mich reinzustecken und ich gar nicht mehr weiß, wie irgendwelche Dinge aussehen und schmecken", betrachtet er kritisch.

Eigenanbau und Subsistenz im Sinne von Selbstversorgung und neuen Konsumgewohnheiten sind zentrale Motive für die Beteiligung von Hans. Der ökologische Gemüseanbau im Gemeinschaftsgarten stellt hier die Möglichkeit dar, sich selbst mit frischem und regionalem Gemüse versorgen zu können und hat die Kaufgewohnheiten des Gärtners entscheidend verändert: *"Ich find's halt ein Unding Mangos von Südamerika einzufliegen und dann hier zu verzehren und dann die Äpfel hier irgendwo verfaulen zu lassen"*.

Eng verbunden mit dem Subsistenzgedanken ist der ökonomische Aspekt, den der Anbau von Gemüse mit sich bringt. Lin braucht für Speisen aus ihrer chinesischen Heimat größere Mengen an bestimmten Kräutern, wie beispielsweise Koriander, die in Wien teuer zu kaufen sind.

Gartenarbeit entspannt und bringt den Kopf frei und die Bewegung in der frischen Luft ist eine wohltuende Kompensation zum Alltag, der meist in geschlossenen Räumen stattfindet. Zu Gärtnern, aber auch mal weg von zu Hause zu sein, wo "Aufräumen, Waschen, Küche, Kinder und Probleme" warten, motiviert Mirsada, eine interkulturelle Gärtnerin aus Berlin.

Ein vermisster Garten, ökologisches Gärtnern, Subsistenz und Eigenanbau, Erholung und Ausgleich können Beweggründe zur Beteiligung in einem Gemeinschaftsgarten sein. In Gemeinschaftsgärten ist

---

77. Im Rahmen des Dissertationsprojekts „Grüne Lernorte - Gemeinschaftsgärten in Berlin“ wurden qualitative Interviews mit Gärtner/innen aus Berliner Gemeinschaftsgärten geführt. Die hier angeführten Zitate sind der Untersuchung entnommen.



nicht nur das Gärtnern an sich zentral, darüber hinaus auch das gemeinsame Arbeiten, die Mitgestaltung des Stadtteils, die Möglichkeit der Partizipation innerhalb einer Gemeinschaft, die Entwicklung eines gemeinschaftlichen Sinns im gemeinsamen Tun und letztlich das kommunikative Zusammensein im Garten.

### Interkulturelle Gärten als neue Allmenden in der Stadt

Gemeinschafts- und Mehrfachnutzung von Boden und Wasser, wie das in Gemeinschaftsgärten und Interkulturellen Gärten der Fall ist, sind nichts Neues: sie bestanden auch als *autochtone*, d. h. bodenständige Landnutzung in Subsistenz orientierten Gesellschaften des mittelalterlichen Mitteleuropas. Diese waren im deutschsprachigen Raum als *Allmenden* bekannt und noch im 19. Jh. weltweit verbreitet, verloren aber durch Intensivierung der Landwirtschaft, Landakkumulation, Privatisierung und Einzäunung, Landflucht, aber auch durch Organisationsmängel vielfach an Bedeutung. Unter Allmenden (englisch: *common field systems* oder allgemein *commons*) versteht man Gemeinde- bzw. Genossenschaftsland und dessen *Früchte* (wozu auch Wasser zählt), die zur gemeinsamen Verwendung geteilt werden. Die Nutzung der Allmende - vom Großbetrieb bis zum Tagelöhner - war Basis aller Landwirtschaft und meist zu gemeinsamem Vorteil. Dies ermöglichte KleinbäuerInnen mit wenig Landbesitz das Überleben durch aufgeteilte Nutzungsrechte an vielfältigem Allmendeland, das sonst nur Großgrundbesitzern offen stand. Wie Elinor Ostrom in ihren Untersuchungen beschreibt, existieren auch heute noch Allmenden z. B. in der Schweiz oder in Japan, und sie gibt Ursachen an, warum manche Allmenden überdauern und andere verschwinden.

Gemeinschaftsgärten stellen eine Form von Allmenden in der Stadt dar und bieten eine Chance, städtisches Grün vielseitig zu nutzen. Die Ergebnisse von Ostroms Analysen, warum manche Allmenden überdauern und andere nicht, sind auch für Gemeinschaftsgärten von Bedeutung, auch wenn sie adaptiert werden müssen. So wie für Allmenden sind Mitbestimmung, Anerkennung von außen und Aushandlung von Konfliktlösungsmechanismen auch wichtige Parameter für Gemeinschaftsgartenprojekte. Wie für manche KleinbäuerInnen die Allmende stellt auch für einige StädterInnen der Gemeinschaftsgarten eine wichtige Quelle für frische biologische Lebensmittel dar.

Der Garten ist ein Nutzungsort, aber auch ein Lebensort. Die Gartengemeinschaft funktioniert ein bisschen wie das Kommunikationszentrum eines kleinen Dorfes (Nachbarschaft), in dem das Tätigsein (Säen, Pflanzen, Gießen, Ernten, Kochen, Feiern, usw.) Beziehungen schafft und Versorgungsgemeinschaften aufbaut. Durch verschiedene Aushandlungspraktiken werden die gemeinsame Nutzung organisiert und basisdemokratisch Entscheidungen getroffen. Gemeinschaft muss aber gelernt werden und entwickelt sich erst mit der Zeit, daher ist das Entstehen der gemeinschaftlich organisierten Gärten ein Prozess, der manchmal auch angeleitet werden muss. Teil der Gemeinschaft ist auch die Gartennatur, die durch Beobachten und biologisches Gärtnern einbezogen wird. Hier gehören Diskussionen, wie mit Schnecken umgegangen werden soll, genauso dazu wie Überlegungen, womit Nützlinge gefördert werden können. Der Polylog (Kommunikation zwischen mehreren gleichberechtigten PartnerInnen) ist der Grundstock der Gartenorganisation, Vielfalt ihre Ressource.

Wie in anderen Allmenden kommt auch in den Gemeinschaftsgärten Reziprozität zu tragen, wobei das Gegebene und das Genommene, nicht immer von gleicher Art ist. So werden Pflanzen gegen Wissen

oder Kuchen gegen Zeit getauscht. Auch „Schenken-können“ (Geben) kann einen Wert darstellen, der durch die Geschenkannahme (Nehmen) belohnt wird.

Durch Saatgutvermehrung können Pflanzen, die in den Gärten wachsen, getauscht und weitergegeben werden. Gemeinsame Samensammlungen in den Gemeinschaftsgärten in Kooperation mit regionalen Saatgutarchiven können eine Basis darstellen, die Kulturpflanzenvielfalt, die im letzten Jahrhundert drastisch rückläufig ist, zu erhalten bzw. zu erweitern. Auch dadurch findet eine gemeinschaftliche (geteilte) Nutzung, nämlich die von Pflanzensorten durch Samen- bzw. Pflanzenweitergabe statt.

Erde und Saatgut stellen weit mehr als Produktionsfaktoren dar. Sie können an Wiederverwurzelungsprozessen teilhaben, eine Überlebensgrundlage bieten, Machtverhältnisse aufzeigen, aber auch Anlass für individuelle Freiheit und Kreativität bedeuten.

In Zeiten der Not kommt öffentliches Grün immer wieder als Anbaufläche von Gemüse zur Anwendung, so wurden auch in Wien in den Kriegsjahren u.a. am Heldenplatz von BürgerInnen Kartoffeln und anderes Gemüse zur Selbstversorgung angepflanzt, aber die Menschen – v.a. in westlichen Industrienationen -, die „wissen wie's geht“, werden weniger. In diesem Zusammenhang bekommt eine neue Form der Wissensallmende Bedeutung und zwar die gemeinsame Nutzung von aktivem Wissen und unterschiedlichen Fähigkeiten. Wissensallmenden finden z. B. auch im Computerbereich heutzutage Anwendung (Schlagwort *open source*). Peter Gloor, der im IT-Bereich über *Schwarmkreativität (social swarming)* spricht, nennt die kreativen Menschen, die hier „selbst Trends setzen“ *Coolfarmer*. Über diese neuen Plattformen wird wieder sichtbar gemacht, dass verschiedene Menschen zusammen mehr wissen und erreichen als eine Person alleine und nicht unbegründet wird auf „bäuerliches“ (*farmer*) Vokabular zurückgegriffen. *Social Swarming* baut auf sozialen Netzwerken und der menschlichen Eigenschaft der Kooperation auf. Genau dies wirkt auch in den Gemeinschaftsgärten, wo gärtnerisches Wissen und soziale Fähigkeiten auf vielfältige Weise ausgetauscht und vielfältig adaptiert werden. Gemeinsam bauen die GärtnerInnen auf einem Wissen auf, das bereits viele Generationen unserer landwirtschaftlichen bzw. gärtnerischen Vorfahren gesammelt und weitergegeben haben.

Die Gespräche „über den Gartenzaun“ - sofern es diesen gibt - erweitern die Gruppe der Beteiligten. Die Gärten innerhalb des Gemeinschaftsgartennetzwerks bilden auf diese Weise Kristallisationspunkte einer Wissensallmende. In dieser kreativen Umgebung werden nachhaltige Strategien der Erhaltung von Kulturpflanzenvielfalt mit neuen Ideen verknüpft und mit einem bestehenden Umfeld verbunden. Dies ist vor allem im interkulturellen Kontext von Bedeutung, wo z. B. MigrantInnen ihr gärtnerisches Wissen durch Austausch mit den Bedingungen vor Ort (Boden, Klima, usw.) harmonisieren bzw. dieses mit neuen Ideen verbinden. Neben gärtnerischem Können sind auch soziale Kompetenzen, Kraft oder künstlerisches Geschick von Bedeutung.

### Gemeinschaftsgärten als Lernorte

Das Bild des Gartens ist in der Pädagogik allgegenwärtig. Die PädagogInnen nutzen nicht nur den Reichtum der Bilder und Metaphern, um über Erziehung im Allgemeinen und im Besonderen zu sprechen, sondern nutzen den Garten auch für bestimmte Erziehungs- und Unterrichtsmittel. Gärten sind demzufolge Lernorte – grüne Lernorte.

Im Vordergrund stehen dabei die sozialen Lebensräume der Menschen. Lernen wird dann motiviert, wenn es direkt an die eigenen Lebenserfahrungen und –bereiche anknüpft und wenn sich die Lernenden Bildung selbst aneignen können, auch und vor allem in einer vielfältigen und komplexen Welt. Gemeinschaftsgärten als grüne Lernorte sind lebendige Räume. Die beteiligten GärtnerInnen verfolgen in ihnen eine bestimmte Absicht: sie nutzen ihn gemeinschaftlich, ökologisch, landwirtschaftlich oder künstlerisch.

Der Garten ist dabei eine vom Menschen funktionalisierte Form der Natur. Er ist jedoch durch einen vielseitigen Charakter gekennzeichnet: er kann nicht nur dieses oder jenes sein – also nicht nur ein Ort mit Gemüsebeeten und Blumenstauden - sondern er ist immer mehr. Vor allem deshalb, weil er in unmittelbarer Interaktion mit seinen BenutzerInnen steht. Der Mensch verfolgt mit seiner Gartentätigkeit ein bestimmtes Ziel: Er will eine Fläche begrünen, will Blumen zum Blühen bringen, will Gemüse wachsen sehen, etc. Der Garten antwortet auf diese Tätigkeit – jedoch auf seine Weise: die darin wachsenden Pflanzen können blühen, aber auch welken. Durch seine lebendige Eigendynamik kommuniziert der Garten mit den Menschen, die ihm begegnen.

Wir können also festhalten, dass es diese ganz spezielle Wechselwirkung zwischen Garten und GärtnerIn gibt – zwischen Raum und Mensch – diese spezielle Beziehung, die von vielen GärtnerInnen als sanft, ruhig, spirituell, friedlich und gleichzeitig auch als lebendig und wild bezeichnet wird.

So sind Gemeinschaftsgärten Räume, die vielfältige Möglichkeiten für ihre GärtnerInnen bereithalten. Sie knüpfen an vorhandenen Strukturen an, bewirken aber auch neue Orientierungs-, Lern- und Handlungsmöglichkeiten. Der Garten hilft, sich selbst in einem neuen Kontext kennen zu lernen, das eigene Selbst- und Weltbild wahrzunehmen und einen eigenen Weg in selbst bestimmter und eigenverantwortlicher Weise zu finden.

Die Nachbarschaftsgärtnerin Kerstin bringt das auf den Punkt: "Ich hab' so das Gefühl, diese Nebeneffekte von diesem Garten, die machen alle so einen großen Sinn. Das ist so was ganz Lebendiges und Unschnörkliges und hat nichts mit Profit oder Geld oder mit ganz vielem Denken zu tun, sondern die wachsen einfach".

Gemeinschaftsgärten übernehmen soziale, kulturelle und ökologische Funktionen in urbanen Lebensräumen. Sie können StadtbewohnerInnen mit Schlüsselqualifikationen wie Fähigkeit zum Engagement, sozialer Kompetenz, Selbstachtung, Respekt, Toleranz und Empathie ausstatten bzw. sie beim Erwerb dieser Soft-Skills unterstützen. Mit Wissen über Umwelt und Natur können Gemeinschaftsgärten kulturelles Kapital fördern und durch Eigenarbeit und Selbsthilfe ökologische Initiativen anregen. Solchermaßen gestärkt ist es Stadtmenschen möglich, sich individuell weiterzuentwickeln, ohne auf die Kultivierung des Gemeinwohls zu verzichten.

### **Eigensinn und Eigenmacht**

Eine stärkere Dezentralisierung des Lebensmittelanbaus und damit eine teilweise Verschiebung der Machtverhältnisse von zentralen NahrungsmittelproduzentInnen zurück zu den BürgerInnen selbst stellen einen wichtigen politischen Akt der Zivilgesellschaft dar.

„(Der Garten) gibt mir einen Boden unter den Füßen (und) auch das Gefühl jetzt bin ich wer. Jetzt bin ich der, der tut, der Kleinbauer“, meint der ungarische Gemeinschaftsgärtner Kristof und bringt den Stolz zum Ausdruck, dass er durch den Garten auch Eigenmacht erhält.

Der Garten fördert den Sinn für die eigene Kreativität, die durch ihre vielfache Ermöglichung insgesamt Vielfalt erzeugt. Ein konventioneller Nahrungsmittelkonzern bietet niemals so unterschiedliche Angebote, wie dies viele einzelne AnbauerInnen zusammen zu Wege bringen. Gleichzeitig bilden vielfältig verteiltes Wissen und dezentralisierter Anbau eine größere Sicherung der Lebensmittelverteilung. Eigensinn und Eigenmacht der einzelnen GärtnerInnen sind maßgebend für die Vielfalt von Kulturpflanzen und ihre Anwendungsformen und ein breites Spektrum an Anbaumethoden und Gartengestaltungen. Gerade in der Stadt muss der Mut zum Eigensinn im gärtnerischen Umfeld oft erst wieder aufgebaut werden, es sei denn die GärtnerInnen können auf eine landwirtschaftliche oder gärtnerische Vergangenheit zurück blicken, für die der Garten Anknüpfungspunkte für biographische Kontinuität darstellt. Wenn der „eigene Garten“ durch Flucht verlassen werden musste oder der „Garten der Kindheit“ im Heimatdorf zurück gelassen wurde, bietet der Gemeinschaftsgarten nicht nur Anbaumöglichkeiten vertrauter Gemüse-, Obst-, Kräuter- und Blumensorten, sondern auch Chancen, neue Geschmackserfahrungen zu machen. Folgen wir beim Anbau unserem Geschmack und unseren Vorlieben, so werden wir eine andere Auswahl treffen als die GärtnerInnen nebenan. Gleichzeitig schafft die gärtnerische Nachbarschaft Möglichkeiten, das *Eigene* und das *Fremde* in Verbindung zu bringen: zu kosten, zu schenken, anzunehmen und sich-eigen-zu-machen. Übernommenes sich-eigen-zu-machen kann ein Prozess sein, der das Fremde nicht mehr so fremd erscheinen lässt und eine Annäherung an das Ungewöhnliche, Eigenartige, den anderen Eigene zulässt, wodurch reziproke Integration stattfinden kann.

Unsere Kräfte, Fähigkeiten, Geschicklichkeiten und Erfahrungen bleiben in uns verborgen, wenn wir zu keinem Ort Zugang haben, der ihre Ausübung bzw. Umsetzung erlaubt und der zulässt, dass wir mit Eigensinn, Eigenmacht und in der dafür benötigten eigenen Zeit tätig sind. So ein Ort kann ein Gemeinschaftsgarten sein. Er bündelt die Erfahrungen, Fähigkeiten und Kräfte verschiedener Menschen und setzt sie in blühendes Grün und vielfältige Beziehungen um.

Gärten können Identitäten schaffen bzw. erhalten. So stellt der vietnamesische Gemeinschaftsgarten in Aurich/Deutschland, der den nahe liegenden Markt mit asiatischem Gemüse beliefert, einen Teil der kulturellen Identität der dort tätigen GärtnerInnen dar. Der am Zaun wachsende Wein, den eine türkische Gärtnerin in einem Wiener Gemeinschaftsgarten angepflanzt hat, um mit Reis gefüllte Weinblätter damit zu machen, folgt ihrem Eigensinn und schafft Anschluss an ihre kulturelle Verwurzelung. Selbst die zweite und dritte Generation mancher MigrantInnen finden im Garten Zugang zur kulturellen Identität ihrer Vorfahren, indem sie GärtnerInnen gleicher Herkunft mit ihren Pflanzen antreffen. Diese können dann auch zu „angenähten“ (selbst gewählten) Familienmitgliedern werden.

Pflanzen oder Gartenelemente, die Anteil an traditionellen Riten haben, wie Palmkätzchenweiden für den Palmsonntag, aromatische Kräuter wie Salbei zum Räuchern, ein Samowar zum Teekochen, gewürzt mit marokkanischer Minze oder argentinische Kürbisse zum Trinken von Mate, werden identitätsstiftend oder –erhaltend empfunden. Ihre Anwesenheit schafft Wohlbefinden. Die Ausführung mancher Rituale oder Gewohnheiten kann aber auch Anlass für Konflikte sein, wenn sich dadurch die Nachbarschaft gestört fühlt. Beispiele dafür können begleitende Lärm- oder Rauchentwicklung sein.

Die Eigenmacht nach dem eigenen Sinn zu agieren, verpflichtet gleichzeitig zur Verantwortung gegenüber der Freiheit zum Eigensinn der anderen und auch gegenüber der Gartennatur. Sie ist eine Herausforderung für eine Gartengemeinschaft und gleichzeitig ihr Potential. Sie zwingt zu Gespräch und Aushandlungsprozessen, die abschließend auch bei einer Einladung enden können.

Die Macht über die eigene Ernährung zu bestimmen, steigert die Zufriedenheit. Manche, denen diese Eigenmacht zusammen mit ihren Gärten verloren gegangen ist, finden sie in den Gemeinschaftsgärten wieder. Die Sehnsucht der interkulturellen GärtnerInnen nach verschiedenen Pflanzen und ihren Anwendungsmöglichkeiten unterstützt die Motivation, die Pflanzen anzubauen, zu vermehren und ihrem Verschwinden entgegenzuwirken: wenn sie nicht weiter angebaut werden, können Sorten verloren gehen. Dies erweitert nicht nur die Eigenmacht der AnbauerInnen, sondern schafft auch Zugänge für andere, indem Saatgut für diese bereitgestellt werden kann.

Die Zeit im Garten folgt oft anderen Rhythmen als außerhalb. So erzählt eine bosnische Gärtnerin in einem Gemeinschaftsgarten in München: „Manchmal sage ich zu meinen Kindern, ich bleibe eine halbe Stunde und dann bleibe ich 3 – 4 – 5 Stunden.“ Die eigene Zeit im Garten, die im Tätigsein aufgeht, aber selbstbestimmt abläuft und zwischen Tun und Ruhen, Riechen und Schauen abwechselt, schafft Freiraum und Ausgleich. Der Garten kann aber auch Zeitmaß sein: zwischen Säen, Wachsen und Ernten verkürzt sich die Zeit des Wartens z.B. auf einen positiven Asylbescheid. Die Zeit erhält Struktur und das Warten wird mit einem hoffnungsvollen Ergebnis verbunden: dem kräftigen Wachsen der Pflanzen, einer großzügigen Ernte oder einer schönen Blüte, aber auch dem Beisammensein mit Gleichgesinnten.

### Das gute Leben und die eigene Nahrung

Ob jemand ein gutes Leben führt oder nicht, hängt nach Amartya Sen von seinen Verwirklichungschancen ab, d.h. inwieweit jemand seine/ihre Fähigkeiten umsetzen und seine/ihre Möglichkeiten tatsächlich realisieren kann. Dies steht nicht immer im direkten Verhältnis zum jeweiligen Einkommen. Es sind nach Sen „substantielle Freiheiten“, die dem eigenen Bild eines Guten Lebens entsprechen. Für viele gehört die Wahlfreiheit von geeigneten Lebensmitteln dazu bzw. ihr Anbau mit eigenen Händen. Dies wiederum bedingt einen Zugang zu Land, Wasser und Saatgut von *richtiger* Sorte und Qualität. Subsistenz oder teilsubsistente Lebensformen können nicht nur auferlegte Pflicht und Bürde sein, sondern auch substantielle Freiheit gewähren, ein selbst gewähltes Leben zu führen. Armut, Arbeitslosigkeit, Migration und/oder soziale Isolation können diese Freiheit beträchtlich einschränken. Hier kann ein Gemeinschaftsgarten ein Ort der Bewältigung sein.

Der ungarische Gemeinschaftsgärtner Kristof drückt den emotionalen Aspekt einer Wiederverwurzelung durch den Garten so aus: "Der Garten ist ein Bezugsort für die Gefühle (...) es gibt ein Gefühl von Heimat. Heimat ist so ein blödes Wort, ein besetztes Wort, ideologisch und romantisch. Und das ist nicht das. Es ist nicht ein romantisches Gefühl, es ist nicht sentimental. Ja, es ist Selbstbewusstsein. Ein Gefühl... es fügt etwas zu".

Der Gemeinschaftsgarten bietet nicht immer Platz, um alle benötigten pflanzlichen Lebensmittel anzubauen und er wird sicher nicht alle Probleme, die in den Garten mitgenommen werden, lösen, aber er kann einen Ort darstellen, wo ein Teil der eigenen Würde zurückgegeben wird. Durch die Situation

des „Schenken-könnens“ – z. B. eines Teils der Ernte, der selbst nicht benötigt wird - führt ein Weg aus der Opferrolle. Eine Gartengemeinschaft schafft ein soziales Netzwerk, in dem die erlebte Eigenmacht den Handlungsfreiraum erweitert.

### Visionen: Eine andere Welt ist pflanzbar!

Gemeinschaftsgärten und Interkulturelle Gärten sind Möglichkeitsräume - auch für Nahrungsmittelvielfalt und eine Lebensmittelversorgung der Zukunft. Gemeinschaftsgärten und Interkulturelle Gärten bieten eine Grundlage zur Versorgung mit frischen Lebensmitteln, "frischen Salat zu haben und auch frische Kräuter und nicht etwas, was tagelang unterwegs ist" wie die Nachbarschaftsgärtnerin Gesine festhält. Das kann mit wenig Mitteln erreicht werden. Für Christine bietet der Gemeinschaftsgarten eine "Möglichkeit zur Lebensgrundlage", die man "nicht kaufen" muss, sondern die "man einfach selber herstellen kann". Jörg geht bereits ein Stück weiter und sagt: "Ich kann mich von einem kleinen Flecken selbst ernähren. Ich bin eben ein Städter, der versucht zu den Wurzeln der Menschheit zu kommen."

Der persönliche Gewinn des Gärtners liegt nicht nur im Ertrag der Ernte selbst. Auch der damit verbundene Aspekt, eigenständig für sein Essen aufkommen zu können, nimmt bei vielen GärtnerInnen an Bedeutung zu. Subsistenz, Eigenmacht und Eigensinn sind nicht nur visionäre Gedankenkonstrukte, sondern auch gelebte Praxis in der Stadt. Hans findet "diesen Subsistenzgedanken gut, dass man versucht, sich selber zum Leben zu erhalten und sich nicht abhängig macht von den weltweiten Organisationen. (...) Meine Möglichkeit war halt so ein Gärtchen zu machen, da muss ich niemand fragen. Ich will mir ein bisschen meinen Lebensunterhalt autonom besorgen."

Ein Gärtchen machen, gemeinsam mit anderen – so kann Stadtrealität aussehen. Gemeinschaftsgärten, die fußläufig zu erreichen sind, mitten in einer wiederentdeckten Nachbarschaft, stellen Orte dar, die Lernprozesse anregen, Verantwortung zu sich und zur Welt zu übernehmen. Kerstin konnte durch ihre Beteiligung im Nachbarschaftsgarten einzelne Puzzlestücke ihrer Lebenswelt zusammenbringen. Im Interview fragt sie mich (N.M.), "Kennst du diesen Film „We feed the world“? Das passt irgendwie für mich alles ganz toll zusammen. Ohne dass wir jetzt von dem Garten total leben könnten. Aber es ist was ganz anderes und was ganz schönes, eine eigene Gartentomate auf seiner Stulle (Anmerkung: Butterbrot) zu haben". Gärtnern in der Stadt bedeutet nicht nur das Urbarmachen von städtischem Boden, sondern auch in der Stadt Nutz- und Kulturpflanzen anzubauen, die im städtischen Umfeld längst in Vergessenheit geraten sind. So kann dem "Einheitsbrei" im Supermarkt auch eigeninitiativ entgegen gewirkt werden. Die Nachbarschaftsgärtnerin Susanne meint dazu, "dass es überall das selbe zu kaufen gibt, das eigentlich auch gar nicht hier aus der Gegend kommt".

*Vermehrung* kann als Bezeichnung eines allgemeinen Benefits der „geteilten Gärten“ (vgl. franz. Jardins partagés) stehen und drückt aus, dass nicht nur Saatgut in den Gärten mehr wird, sondern sich auch die sozialen Kontakte, Austauschverhältnisse, Bezugs- und Anknüpfungspunkte vermehren. Richard Reynolds – der Guerilla Gardener aus London – bezeichnet die Gartenflächen im öffentlichen Raum nicht ohne Grund als „contact starter“. Gespräche und Gärten gestalten Beziehungen und diese schaffen ein Klima für gemeinsame Verantwortung für die Lebensmittelversorgung unserer Zukunft. Die ersten Schritte zu mehr Subsistenz und ermöglichter Eigenverantwortung im Bezug auf unsere Lebensmittel sind bereits gesetzt. Wie wir versucht haben zu zeigen, hat dies nicht nur ökonomische und ökologische Auswirkungen gezeigt, sondern begründet ein soziales Klima, das weit über das faktisch Materielle

hinaus reicht. Die Visionen liegen darin, noch mehr Flächen zu gewinnen, wo interessierten Menschen das Gärtnern in der Stadt ermöglicht wird und eine Atmosphäre zu schaffen, damit öffentliches Selbstverständnis dafür entsteht.

### Literatur

Peter A. Gloor (2008), „Schwarmkreativität: Selbstorganisation in virtuellen Teams fördert Innovation“. In: *HR Today*, 5\_08, 34-37.

Ella von der Haide: *Eine andere Welt ist pflanzbar*, Teil 1-3. Im Internet: <http://eine-andere-welt-ist-pflanzbar.urbanacker.net/4-0-dokumentarfilme.html> (27.06.2009).

Martina Kaller-Dietrich, *Macht über Mägen. Essen machen statt Knappheit verwalten. Haushalten in einem süd mexikanischen Dorf*, Wien, 2002.

Sabine König-Dangl und Marion Schwarz, *Warten, Wurzeln und Wertvolles Gemüse. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Wien*, unveröffentlichte Abschlussarbeit zum Universitätslehrgang Akademisch geprüfte Expertin für Gartentherapie an der Donau Universität Krems, 2008.

Nadja Madlener, *Grüne Lernorte. Gemeinschaftsgärten in Berlin, Würzburg*, 2009.

Elisabeth Meyer-Renschhausen, *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City, Königstein/Taunus*, 2004.

Elinor Ostrom, *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt*, Tübingen, 1999.

Richard Reynolds, *Guerilla Gardening*, OrangePress, 2009.

Amartya Sen, *Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München, 2000.

Ursula Taborsky, *Naturzugang als Teil des Guten Lebens – Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart*, Frankfurt am Main, 2008.

Hartmut Zückert, *Allmende und Allmendaufhebung*, Stuttgart, 2003.

### Ursula Taborsky



*Ausbildung für Umwelttechnik in Mödling, Studium der Philosophie mit Schwerpunkt Naturethik und interkulturelle Philosophie in Wien.*

*Vortragende an der Uni Krems beim Lehrgang für Gartentherapie. Als Mitbegründerin und im Vorstand des Vereins Gartenpolylog Mitaufbau eines interkulturellen Gemeinschaftsgartennetzwerks in Österreich, im Vorstand der Wiener Gesellschaft für interkulturelle Philosophie (WiGiP) und freie Mitarbeiterin im Verein Arche Noah, Schiltern.*

### Nadja Madlehner



*Studium der Pädagogik und Soziologie in Wien und Berlin, Schwerpunkte in Theorie und Praxis: (außer-schulische) Kinder- und Jugendarbeit, Mädchenarbeit und -forschung, Raum und Aneignung, Urban Gardening. Dissertationsprojekt über Gemeinschaftsgärten in Berlin, Lehrbeauftragte am Institut für Bildungswissenschaft in Wien, Vorstandsmitglied Verein Gartenpolylog, engagiert in und um Gemeinschaftsgärten in Wien.*



## 2030 im Jahr 20 nach der Ernährungsrevolution Elmedina erinnert sich

*Elisabeth Meyer-Renschhausen*

Wir schreiben das Jahr 2030. Berlin. Kaum einen Steinwurf vom berühmten Mittelpunkt der Stadt, dem Potsdamer Platz entfernt. Elmedina sitzt vor ihrem Bauwagen und freut sich an der späten Herbstsonne. Die anderen sind heute alle eher gegangen. Die Sonne scheint durch die sich schon leicht gelb und rötlich färbenden Blätter ihrer Mangoldpflanzen hindurch. Um die Zucchini-, Kohl und Calendulablüten tummeln sich tausende von Bienen. Andere fliegen mit dicken Pollen an den Beinen zurück in ihren Bienenstand am Rande des Gartens. In der dichten Hecke aus Weißdorn-, Brombeer- und Rosenbüschen vor den sich im sanften Wind wiegenden Birken und Rubinien tschilpen spätnachmittäglich lebhaft die Spatzen. Im Pflaumenbaum sieht sie außer Spechten, Meisen und Staren auch die Papageien aus der benachbarten Kleingartenkolonie mit der Ernte beschäftigt. Von weiter her ist Schafsblöken zu hören.

Sie erinnert sich, wie alles angefangen hat. Es war Anfang des neuen Jahrhunderts gewesen, so um 2004 oder 2005, als sie nach jahrelangem bei den diversen Behörden-vorstellig-werden, endlich hier anfangen durften. Endlich hatten sie auf dem Gleisdreiecksgelände mitten in Berlin anfangen dürfen zu gärtnern. Das Schlimmste war die Idee der Politiker der 90er Jahre, ehemaliges Gemeinschaftseigentum, wie die Bahn und die der Bahn gehörenden Gelände, an meistbietend verkaufen zu wollen. So wurde der Anfang nicht leicht. Denkmal-, Naturschützer vor allem aber ruhmessüchtige Landschaftsplaner hatten ihnen das Leben schwer gemacht. Die Gärtnerinnen hatten ihre Erde auf die alte Steinstraße abladen müssen, weil die Denkmalschützer noch nicht wussten, ob sie nicht einen Teil der alten Kopfsteinbepflasterung im Boden lassen würden. Auf dem großen Areal dieser drei ehemaligen Bahnhöfe sollte ein innerstädtischer Park entstehen. Jedem war damals klar, dass man solch ein Gelände an Investoren, wie man damals sagte, nicht mehr los werden würde. Das Gelände war nach modernen Maßstäben hinsichtlich der Infrastruktur nur bedingt erschlossen. Vor allem aber war Berlin schon damals eine schrumpfende Stadt mit riesigen Erwerbslosenzahlen. Im Winter 2009/10 etwa hatten in Berlin bereits offiziell 20 Prozent der Menschen Mietzuschüsse- und Sozialhilfegelder beantragen müssen. Und jeder wusste, dass in Wirklichkeit viel, viel mehr Menschen erwerbslos waren. Jeder zweite Jugendliche mit Migrationshintergrund hatte keine Lehrstelle erhalten.

Das Schlimmste aber war damals, dass bereits im dritten Jahr ihres Gärtnerns die Gruppe gespalten wurde. Die Landschaftsplaner wollten den Interkulturellen Garten partout nicht mitten in dem neuen Park haben. Sie hatten Angst, dass gärtnernde Frauen auf die für Berlin so wichtigen TouristInnen einen altbackenen Eindruck hinterlassen könnten. Um den Garten zu erhalten, hatte die Vorsitzende des maßgeblichen Vereins schließlich zugestimmt, dass der Garten an den Rand des Geländes verlegt würde. Ohne Absprache mit den Gärtnerinnen, ohne Absprache mit der Initiatorengruppe, einer Bürgerinitiative, die sich teilweise schon seit 30 Jahren für die Verteidigung der begrünten Brache einsetzte. Des Öfteren war der Baulobby eingefallen, dass man durch das Gleisdreiecksgelände gut eine

Autobahn hindurch legen könnte. Über die voreilige Handlung der Chefin war die Gruppe zerbrochen. Das hatte ihnen allen auf beiden Seiten der zerborstenen Gartengruppe extrem Leid getan. Der unbeschwerte Optimismus, mit dem sie das Gärtnern hier angefangen hatten, war damals fürs Erste dahin. Die bosnischen Frauen waren plötzlich wieder unter sich gewesen. Die ungeheure Öffnung in die Berliner Gesellschaft hinein, die war erst einmal wieder dahin.

Plötzlich zupft etwas an ihrer Jacke. Sie erschrickt und legt ihre Spindel beiseite, die sie eigentlich mehr, um etwas in den Händen zu haben, stets bei sich hat. So ist sie sehr viel weniger gefährdet, ihr ganzes Taschengeld in Zigaretten zu stecken. Sie sieht sich um. Es ist eine der spät geborenen jungen Ziegen, die es offenbar schon wieder geschafft haben, den provisorischen Leichtzaun zu überspringen. Seit bald 20 Jahren sind die Tiere hier im Park zum Rasenmähen eingesetzt. Gehegt werden die Tiere von ihnen selbst, der berühmten international zusammen gesetzten Frauengartengruppe auf dem Gleisdreieck. Viele von ihnen wissen noch von zu Hause, also von Bosnien, Albanien oder dem Sudan oder Nigeria her, wie man mit Schafen und Ziegen umgeht. Die Gruppe harkt regelmäßig auch die Losung<sup>78</sup> zusammen, um sie zu kompostieren. So können die großen Wiesen trotz ihrer natürlichen Rasenmäher auch weiterhin als Spiel- und Liegewiesen benutzt werden. Diese Liegewiese war den Landschaftsplanern damals extrem wichtig. Sie hatten die Idee, dass die von Pflastertreten ermüdeten TouristInnen vom Potsdamer Platz sich hierher zu ihrer mittäglichen Siesta zurückziehen möchten. Aber ohne zum Gelände hinführende ganze von Schattenbäumen dicht umsäumte Alleen, war das natürlich Illusion geblieben. Die Sommer in Berlin waren viel zu heiß. Auf der schattenlosen Rasenfläche hielt es keiner lange aus. Und so hatte sich die Mode des Minimalismus aus der Landschaftsarchitektur still und leise wieder verabschiedet. Große Teile der ehemals so viel beschworenen „Kreuzberger Wiese“ war stillschweigend in einen Obstgarten verwandelt worden. Bereits im Jahr der Biodiversität 2010 hatte man begonnen, auf der "Kreuzberger Wiese" alte vergessene Obstsorten zu pflanzen. Hochstämmige Apfelbäume spendeten Schatten, dazwischen pyramidenförmige Birnbäume sowie Kirsch-, Zwetschen- oder Mispelbäume.

Die junge Ziege ist ganz zufrieden mit Mohrrübe und Apfel, die Elmedina ihr aus ihrem Erntekorb spendiert hat und hat sich unmittelbar neben Elmedina niedergelegt, um wiederzukäuen. Elmedina streicht ihr über den Kopf. Und nimmt dann ihre Spindel wieder auf. Dass sie in ihrem Leben einmal an solch' altertümlichen Handarbeiten ihren Spaß haben würde, hätte sie sich auch nie träumen lassen. In Sarajewo hatte sie eine Ausbildung zur Bibliothekarin gemacht und lange Jahre in einer großen öffentlichen Bibliothek gearbeitet. Der Umgang mit wissbegierigen Lesern und Leserinnen hatte ihr viel Spaß gemacht. Und sie hatte ihre Chance genutzt, stets einen Zugang zu den Klassikern der Weltliteratur zu haben. Außerhalb der Stadt hatte ihre Familie, wie sozusagen ja fast alle im ehemaligen "Ostblock", ihren großen Garten gehabt. Ein Garten voller Obstbäume, bunter Blumen, wo Mais, Kohl, Eibisch und Melonen gediehen. Mit Datsche, so dass man im Sommer dort auch übernachten konnte. Dann kam Anfang der 1990er Jahre der Krieg. Zehn schreckliche Jahre, eine Hölle von Vergewaltigung, Vertreibung, Mord, Folter und später ein zukunftsloses Dahinsiechen in der Fremde, mit der steten Angst am nächsten Morgen wieder abgeschoben zu werden... Aber dann kam der Garten und bald darauf war - na, ja vielleicht vor gut 20 Jahren - eine alte Roma aus Albanien zu ihrer Gartengruppe gestoßen. Und

---

78. Kot der Ziegen

als sie ihre Schafe bekommen hatten, hatte die Alte unter ihrem ewigen blauen Kopftuch ihnen allen das Spinnen beigebracht.

Zugegeben, die Alte war ihnen zuerst überhaupt nicht geheuer gewesen. Die Roma hielt man sich auch im sozialistischen Osteuropa auf Distanz. Und die verrückte Alte in ihrer merkwürdig zusammen gewürfelten Tracht brachte es doch tatsächlich fertig, in Pantoffeln im Garten zu erscheinen, ungeniert zu bleiben, beim abendlichen Grillen tüchtig mit zu futtern und anschließend ungeachtet ihres zweifelsohne beträchtlichen Alters aufs Anmutigste mit zu tanzen. Ihr Tanz hatte fast etwas Schlangengleiches und zugleich etwas ungeheuer Leichtes. Sie schien dabei völlig eins mit sich und ihrer Umgebung zu sein. Wirkte fast wie entrückt. Es stimmte ja: Das Zusammen-Gärtnern, das Zusammen-Grillen und das Tanzen, alles drei half ihnen unglaublich über all die vielen Sprachbarrieren hinweg. Aber merkwürdig war ihnen die Alte doch geblieben, irgendwie nicht ganz geheuer. In ihrer Klapperigkeit, der Ungeniertheit, mit der sie sich etwas schenken ließ und ihrem tief über das Gesicht gezogenen Kopftuch, hatte sie etwas Hexenartiges. Es hieß, dass sie schon zweimal in die Heimat zurück abgeschoben worden war, aber es mitsamt ihrer großen Sippe immer wieder geschafft hatte, wieder zu kommen. Weil Roma dort einfach nicht mehr leben konnten. Aber dann stellte sich heraus, dass sie kochen konnte. Und das änderte mit einem Schlag alles. Nicht dass die anderen nicht auch hätten kochen können. Ganz im Gegenteil. Die ganze bosnisch-kroatisch-, serbisch- und sonst wie internationale Gartengruppe konnte vorzüglich kochen. Aber vor allem die Bosniakinnen unter ihnen waren als Städterinnen doch eher einer jugoslawischen Variante der gehobenen böhmisch-österreichischen Küche von 1800 verpflichtet geblieben, mit vielen exquisiten Mehlspeisen, Fleisch- und Gemüsetaschen.

Jetzt aber ging es darum, ohne den bisher üblichen Einsatz von Lebensmitteln mit einem kleinen "ökologischen Fußabdruck" zu kochen. Und das hieß vor allem: sehr viel weniger Getreideprodukte und vor allem kaum noch Fleisch. Da war ihnen die Alte nun allen voraus. Denn die konnte Kräutersuppen kochen, die fast aus dem Nichts entstanden, für jede Besonderheit des Lebens nach einem anderen Rezept. Wenn die Albanerin ihre Beete abgeerntet hatte, dann ging sie über das Gelände und kam mit einem Arm voll längst vergessener Meldepflanzen, jungen Lindenblättern oder Brennesseln wieder. Sie würzte mit Bärlauch oder mit wild wachsendem Ruccola oder mit Gundelrebe, Beifuß, Quendel und Bertram. Die anderen waren verblüfft. Faszinierend. Vor allem die Kinder, Jungen wie Mädchen, liefen zu ihr hin, wenn sie ihren großen Kessel auf die Steine wuchtete und begann ihr Gemüse hineinzuschnippeln. Die Kinder halfen bereitwillig beim Gemüsewaschen und Schnippeln und lauschten dabei gebannt den Geschichten, die die Alte dabei zum Besten gab. Die Gemüse in ihren Händen bekamen dabei etwas fast Menschliches. Mit dem Kochen von Himbeeren das Fieber des kleinen Bruders vertreiben zu können, erschien vor allem den zehnjährigen Mädchen ganz zauberhaft.

Nun also war das Gemüse kochen wieder in. Sie hatten schon davon gehört, dass es in den USA geradezu das Zeichen der politischen Opposition geworden war. Im Fastfoodland mit den vielen extrem Übergewichtigen galt das selbst Kochen als ein Akt aktiven Protestes gegen die Weltherrschaft der vier Lebensmittelmultis. Die meisten der Flüchtlinge hatten damals zu Beginn des 21. Jahrhunderts ohnehin nicht das Geld essen zu gehen. Als nun aber infolge der Weltwirtschaftskrise von 2007/2008, der so genannten Bankenkrise, die Preise für Erdöl erst langsam, dann aber immer rasanter zu steigen begann, wurden die meisten Lebensmittel auch in den Supermärkten so teuer, dass sie als

Sozialhilfeempfängerinnen sie sich nicht mehr hatten leisten können. Das galt auch für die Billigmärkte. Sie hatten bekanntlich mit Dumpingpreisen versucht, die Konkurrenz vor allem aus dem Biobereich in die Knie zu zwingen, waren dann aber selbst Bankrott gegangen. Die ungeheuere Logistik und Ketten von Liefer-Verträgen, in die sich die großen Lebensmittelmultis hineinmanövriert hatten, führte ab 2011 dazu, dass einer nach dem anderen aufhören musste. Das war nicht gleich offensichtlich gewesen. Zuerst hatten die Lebensmittelmultis gewissermaßen klammheimlich ihre Filialen in den diversen Ghettos und Armenvierteln der großen Städte der Welt geschlossen. Dann hatten sie die Vermarktung aus ganzen Regionen zurück genommen, wo eine lohnenswerte Kaufkraft einfach nicht vorhanden war. Und schließlich hatten die diversen Regierungen in ihrer Not, sich Handlungsspielräume zu erhalten, angefangen, die Subventionierung der Lebensmittelkonzerne zu beenden. Bereits 2013 war es schließlich weltweit verboten worden, Lebensmittel des alltäglichen Bedarfs weiter als maximal 100 km zu fahren. Nur bestimmte Luxusgüter aus den von ihren landwirtschaftlichen Exporten abhängigen Ländern wie Kaffee, Kakao oder Pfeffer und Zimt durften weiterhin importiert werden.

Seither strömen die Leute zu ihnen in die Gärten, Männer wie Frauen, Junge wie Alte. Alle, alle wollen nun das städtische Gärtnern samt dem dazu gehörigen Kompostieren lernen. Ihre Gartengruppe vom Gleisdreieck spezialisierte sich besonders darauf, den Leuten zu zeigen, wie man das ergärtnerte Gemüse gleich und vor Ort verarbeitet, wie man Kochkisten herstellt und energiearm kochen kann. Zu diesem Zweck durften sie an ihren alten Garten-Platz zurück und bekamen vom benachbarten Museum für Verkehr und Technik, eine Küche mit unterschiedlichen alten Herden zur kostenfreien Benutzung eingerichtet und zur Verfügung gestellt. Und die Kleingartenkoloniegruppe auf dem Westteil des Geländes zeigte den Leuten, wie man energiesparend Marmelade macht. Das bei der Alten erworbene Kochwissen kam ihnen dabei sehr zu Gute. Denn es ist eine Sache, Energie zu sparen, um das Klima und den eigenen Geldbeutel zu schonen. Aber sehr viel spannender wird es, zu erfahren, welche Lebensmittel in welchen Jahreszeiten wie wirken können. Viele, viele Abende sitzen sie nun gemeinsam um ihren alten Gartentisch und erzählen sich von den Geschmäckern ferner Länder...

Jetzt ging alles rasend schnell. Die große grüne Brache auf dem ehemaligen Flughafen "Tempelhof" wurde nun sofort zur Zwischennutzung für alle potentiellen GemüseanbauerInnen frei gegeben. Die für das Jahr 2017 geplante Internationale Gartenausstellung musste sich in ihrer gesamten Planung an die Vorgaben anpassen, die die verschiedenen ehrenamtlichen Gartengruppen machten. Der anfängliche Unmut der Planer verwandelte sich darüber bald in eine ungeheure Faszination über die außergewöhnliche Vielfältigkeit der GärtnerInnen und Garteninitiativen in Berlin. Es stellte sich bald heraus, dass es keine Schwierigkeit war, sie zu einem Gesamtkunstwerk zusammen zu bringen. Die jüngeren von Elmedinas Gartengruppe begannen – unterstützt vom Rotary Club und der Weltbank - hier eine große Jugendfarm anzulegen, wo sie zunächst schnell wüchsiges Gemüse zogen und an Bedürftige auf ihrem eigenen neu eingerichteten Gemüsemarkt direkt an Ort und Stelle verkauften. Später begannen sie sich in die Vermehrung und den Erhalt gefährdeter Nutzpflanzensorten hineinzuknien. Die Jugendlichen waren so begeistert, auf diese Art und Weise zum Erhalt der Einen Welt beitragen zu können, dass sie anschließend fast alle Gartenbau studieren wollten. Die Lebensmittelläden und noch vorhandenen Supermärkte unterstützen die Projekte, indem sie jeden Abend ihren jüngsten Lehrling mit den unverkauften Salatköpfen zwecks Kompostierung schickten.

2019 organisierte La Via Campesina zusammen mit den Urbanen Gartenenthusiasten eine weltweite Kleinbauern- und Gartenkonferenz auf dem Tempelhofer Feld. Die nun weit über 100-jährige Grace Lee Boggs, Begründerin der Community Gardening Bewegung in Detroit, wurde als Eröffnungsrédnerin geladen. Sie erinnerte daran, dass seit Beginn der 90er Jahre auf den innerstädtischen Brachen der großen Städte der USA und Kanadas vermehrt Nachbarschaftsgemüsegärten und Jugendfarmprojekte entstanden. Diese Projekte wurden auch damals zu etwa 60 Prozent von Frauen gegründet und betrieben. Die Ernte wurde selbst verzehrt oder an die Institutionen der Armenspeisungen („Tafeln“) verschenkt oder auf eigens dafür gegründeten kleinen Gemüsemärkten verkauft. Innerstädtische Urban Agriculture Projekte ernährten die Leute nicht nur, sondern verschönerten und belebten die entsprechenden Gegenden, reduzieren nach wie vor nachweislich Kriminalität und Drogenkonsum. Community gardening, urban agriculture bis hin zu guerilla gardening wird daher als Selbsthilfe gegen Verfall und Gewalt verstanden. Seitens der "Green Guerilla" Aktivistinnen (von New York), "Garden Angels" (von Detroit) wurde diese städtische Landwirtschaft als ein sich selbst am-eigenen-Schopf-aus-dem-Sumpf-ziehen verstanden, was eine neue Form von Umwelt- und Gesundheitsbewusstsein förderte. Er ermöglichte die Entwicklung von citizenship als aktiver Staatsbürgerschaft unter den bisher infolge des unterschwellig weiter existierenden Rassismus' Ausgeschlossenen. Vor diesem Hintergrund hatte die Gattin des 2008 gewählten US-amerikanischen Präsidenten, Michelle Obama, die Aufforderung von Slow Food und den City Farmern sofort angenommen, auf der Wiese hinter dem Weißen Haus mit Schulkindern Gemüse anzubauen.

In ihrem Vortrag erinnerte Grace Lee Boggs weiter an die weltweiten Hungeraufstände im Frühjahr 2008, die zunächst die Karibik, dann mehrere Länder Afrikas sowie sodann halb Asien erschüttert hatten<sup>79</sup>. Der Präsident der Weltbank, Robert Zoellick, hatte damals davor gewarnt, dass infolge des derzeitigen drastischen Anstiegs der Energiepreise in vielen Staaten des Südens Lebensmittel-Unruhen ausbrechen könnten. IWF-Chef Dominique Strauss-Kahn hatte es dann ausgesprochen, nämlich dass aus den gefährlich steigenden Lebensmittelpreisen Kriege entstehen könnten.

Eine wesentliche Ursache dieser Nahrungsmittelteuerung um mehr als 50 Prozent war die staatliche Förderung des so genannten Biodiesels. Die Verwandlung von Rapsöl u.a. in Treibstoffe hatte weltweit die Getreidepreise dermaßen steigen lassen (bis Anfang April 2008 den Reispreis um 53%, den Getreidepreis bereits um 83%), dass für die Armen der Welt ihr tägliches Brot oder die Schale Reis unerschwinglich teuer geworden war. Die Ursachen waren also nicht etwa konjunktureller Art, sondern vor allem struktureller Art, betonte der Genfer Universitätssoziologe Jean Ziegler<sup>80</sup>. Die Gier nach der Vermarktung von Agrartreibstoffen vertrieb in vielen Ländern des Südens zudem Kleinbauern und Kleinbäuerinnen von ihren Äckern und damit in den Hunger.

So erfuhr der im Herbst 2008 vorgestellte Weltagrarbericht IAASTD<sup>81</sup> weltweit große Aufmerksamkeit. Er forderte zur Lösung des steigenden Hungerproblems die vollständige Kehrtwendung der bisherigen Agrarpolitik, die damals einseitig die Förderung von Großbetrieben und Massenproduktion

79. In der Karibik, in Westafrika und in den Philippinen etc. vgl. u.a. FAZ vom 10.4.2008 sowie Spiegel vom 14.4.2008 <http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518547121,00.htm> (letzter Zugriff 15.4.2009)

80. In einem Interview im Deutschlandfunk am 1.4.2008, vgl. [http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview\\_dlf/768424/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/768424/) (letzter Zugriff 15.4.2009)

getrieben hatte. Über 500 ExpertInnen aus aller Welt hatten vier Jahre lang daran gearbeitet. Die Zusammenfassung seiner Ergebnisse wurde bis Anfang 2009 von 57 Staaten unterzeichnet. Der Bericht bemüht sich um einen international assessment on agricultural knowledge, science and technology of development also übersetzt eine internationale Bewertung des landwirtschaftlichen Wissens, der Wissenschaft sowie der Techniken ihrer Entwicklung.

Im Gegensatz zu dem, was die Lebensmittelkonzerne mit ihren Statistiken behauptet hatten, ernährten auch nach 2000 die Kleinbauern und vor allem die Kleinbäuerinnen die Menschheit. Zu über 80 Prozent werden die Lebensmittel, die die Menschheit sich tagtäglich einverleibt, von Kleinbäuerinnen und -bauern mit Grundstücken vom im Durchschnitt gerade mal knapp zwei (1,7) Hektar produziert.

Zahlreiche Organisationen haben über Jahre erforscht, dass man durch Gründüngung in Form von Leguminosen, z.B. *Threphosia Vogelii* in Ruanda – den Bodenertrag auf das bis zu fünffache steigern kann. Und eigentlich weiß auch jeder, dass die schonende Bearbeitung des Bodens im Zuge des Gartenbaus dem Boden etwa das Vier- bis Fünffache der Menge, die die konventionelle Landwirtschaft produziert, entlocken kann.

Leider gab es damals keine Forschungsgelder für das genaue Erkunden dieses alten Gärtnerinnenwissens. Während in Indien an der Universität Astrologie studiert werden kann, galten im Norden Anbauhilfen wie etwa der Mondkalender von Maria Thun bis ins 21. Jahrhundert hinein als Aberglauben. Dabei ist der Einfluss des Mondes auf das Pflanzenwachstum unter den älteren europäischen Bäuerinnen und Bauern noch bekannt.

Die Forschung hat zudem die Bedeutung der kleinbäuerlichen Gartenbauwirtschaft aus den Augen verloren. Denn der Gartenbau kann in unmittelbarer Nähe zur Hofstatt oder zur Wohnung ein Vielfaches an herkömmlicher Produktion erreichen. Im Zuge zunehmender Bodenknappheit dicht besiedelter Regionen wird er immer wichtiger werden – in den Tropen wie hierzulande.



Foto: Margit Gruber

Die Philosophin geißelte die neoliberale Wirtschaftsdoktrin als eine "Herrendoktrin", eine Art Aberglauben. Sie könne es auch als eine Sekulärreligion der Reichen bezeichnen<sup>82</sup>. Sie brauchten diesen Glauben, um vor sich selbst zu legitimieren, um mit ihren Vorschlägen "Privatisierung, Deregulierung und Abschaffung der Sozialsysteme" ihren eigenen Groß-Firmen immer noch weitere "Märkte" zuzuspielen. Obwohl diese Politik nachweislich und seit Jahren bekannt an den Rändern der so genannten zivilisierten Welt immer mehr Slums, neue Seuchen, Hunger und schließlich Fundamentalismus samt Gewalt sowie neue Kriege hervor bringt. Wie es ja nun die "Dissidenten" aus den eigenen Reihen der Ex-Weltbank-Chef Joseph Stiglitz oder der Spekulant Georg Soros festgestellt haben.

- 
81. Iaastd = *international assessment on agricultural knowledge, science and technology of development* = eine internationale Bewertung des landwirtschaftlichen Wissens, der Wissenschaft sowie der technischen Entwicklung
  82. Siehe dazu das Kapitel über Milton Friedmann und seine Schule bei Naomi Klein, *Die Schockstrategie*, Frankfurt am Main 2008

Eine nachhaltige Landwirtschaftspolitik hingegen kann und muss zum Erhalt unserer Einen Welt vor allem - bis fast ausschließlich - auf regionale Märkte setzen. Kurze Wege vermeiden die umweltschädliche Bereicherung durch multinationale Zwischenhändler auf Kosten der Bäuerinnen und Bauern sowie der Menschheit. Regionale Vermarktung ist für unsere Körper zweifelsohne das Bekömmlichste. Wahrscheinlich findet die Forschung schon bald heraus, dass frisch vom Acker vor der Haustür weg verzehrte Kohlköpfe uns viel mehr fröhlich stimmende Endorphine im Blut bescheren, als alles erdenkliche andere.

Wir brauchen eine Agrarkulturwissenschaft, die – statt ewig nur den Markt zu bedienen – auch bedenkt: Genießen kommt von Genesen. Genossenschaften sind ursprünglich Tischgenossenschaften.

So schloss Grace Lee Boggs aus Detroit ihren Vortrag und alle waren begeistert. Und Elmedina fügt für sich hinzu: Und wenn es schon bei unserem städtischen Leben nicht ausbleiben kann, dass man ab und an alleine speisen muss, dann kann man es doch im Sinne des Erhalts der Einen Welt tun, indem man sich auf lokale bzw. fair gehandelte ökologische Produkte beschränkt. Eine Art von virtueller Tischgenossenschaft, die mich sogar in meiner Single-Mahlzeit mit der Einen Welt verbindet. Aber, Elmedina springt auf, heute wollen ja die Enkelkinder zu ihr kommen, die alle drei bereits ihre Berufsausbildungen begonnen haben. Und zwar alle drei im sozial-ökologischen bzw. gärtnerischen Bereich, wie viel das bisschen ihnen vorgärtnern da wohl ausgemacht haben mag? Elmedina schließt den Bauwagen, wo sie noch immer ihrer Gartengeräte und Kaffeetassen verwahrt, nimmt die kleine Ziege auf den Arm, um sie zur Herde zurück zu bringen und schließt das große, von einer Künstlerin schön gestaltete Gartentor. "Wenn eine von uns da ist, ist der Garten offen" war darauf zu lesen und "Jede/jeder kann mitmachen".

---

## Elisabeth Meyer-Renschhausen



Foto: Wilm Weppelmann

*Dr. phil. PD, ist freischaffende Journalistin, Fotografin und Privatdozentin für Soziologie an der Freien Universität Berlin. Zugleich ist sie Gartenaktivistin in Berlin und hilft derzeit neue Interkulturelle Gärten in ihrer Heimatstadt Oldenburg in Oldenburg zu gründen. Sie recherchierte zum Thema "urban agriculture" überall in den USA sowie in Afrika und schrieb ein Buch zu den Community Gardens in New York City mit dem Titel "Unter dem Müll der Acker" (erscheinen in Königstein 2004). Sie publizierte in Österreich "Die Wiederkehr der Gärten" (Innsbruck 2000) sowie 2002 in Herbolzheim "Die Gärten der Frauen" 2002; zuletzt Herausgabe eines Readers "Zur Kritik der europäischen Hochschulpolitik" (Wiesbaden 2009).*

*elisabeth.meyer-reschnhausen@fu-berlin.de*

*www.breitgarten.de*

*Kontakt: elisabeth-meyer-renschhausen@fu-berlin.de*

*(Photos © E. Meyer-Renschhausen)*





## Hühner und Demokratie

### Wie das Leben in 20 Jahren aussehen könnte

*Karin Okonkwo-Klampfer*

Ein Schritt, keinen halben Meter, und welch ein Unterschied: im Haus die angenehme Kühle alter dicker Mauern, die den Pulsschlag senkt, die Gedanken zur Ruhe bringt und den Geist frei sein lässt. Und draußen: flirrende Hitze, die einen vollkommen umfängt, wie eine Berührung auf der Haut spürbar ist und Fluchtreflexe auslöst. Sommer im Burgenland, im Jahr 2033. Ich zögere bei diesem Schritt, die Sehnsucht nach kühler Ruhe zieht mich zurück ins Haus. Aber mein Pflichtgefühl ist stärker. Ich muss nach den Hühnern sehen. Manchmal werden auch sie aggressiv in der Hitze. Ich muss dafür sorgen, dass genügend Sand und Wasser im Gehege sind, dass der Wind oder die Katzen die Tür zum Stall nicht zugeworfen haben und damit eine Flucht in den schattigen Stall verhindern. Obwohl die mittägliche Sommerhitze kein langes Verweilen im Freien erlaubt, zögere ich nicht lange, muss ich keinen inneren Schweinehund besiegen, um meine Runde über den Hof zu machen. Seit ich mich vor über 20 Jahren entschlossen habe, auf dem elterlichen Hof Hühner zu züchten und zu mästen, haben sich grundlegende Motivationsprobleme aus meinem Leben verabschiedet.

Es hat sich generell einiges geändert, in den letzten 20 Jahren. Nicht nur mein Leben hat eine neue Wendung genommen. Vielen Menschen ist die herausragende Stellung von Nahrung und Ernährung wieder bewusst geworden. Immer mehr Menschen haben sich für die Herkunft ihrer Lebensmittel interessiert. Die Schäden der industriellen Landwirtschaft und anderer Sparten wurden immer deutlicher sichtbar. Die Finanzkrise der Jahre 2008 bis 2011 hat vielen klar gemacht, dass ein „Weiter wie bisher“ nicht möglich ist und immer breitere Kreise der Bevölkerung haben angefangen, über Änderungen nachzudenken. Der Markt als bestimmendes Element ist geblieben, aber es ist jetzt der Wochenmarkt im Dorf oder in der nahen Stadt, auf dem auch getauscht wird. Der Handel ist immer noch wichtig, aber es ist ein Handel von Ebenbürtigen, eingebettet in ein regionales Kreislaufsystem. Transportsysteme sind immer noch Teil unseres Lebens, aber es sind ressourcensparende Systeme, die der sinnvollen Verteilung dienen, nicht dem Profit einiger Weniger. Die Welt ist kleiner geworden, nicht weil wir alle zweimal jährlich in ferne Länder fliegen, sondern weil es einen regen Kulturaustausch mit Künstlerinnen und Künstlern gibt. Wir kennen die Hintergründe der Produktion und des Handels von Waren, die aus weit entfernten Ländern stammen. Wir verwenden sie sorgsam und bewusst. Wir wissen um den Wert von Dingen und sind deshalb bereit, den gerechten Preis zu zahlen. Überhaupt sind wir viel großzügiger geworden, ... und es war noch nicht mal anstrengend. Geld ist ein Tauschmittel, ein Mittel, um Wertschätzung auszudrücken, aber nur eines unter vielen. Da wir wieder um den Wert der Dinge wissen, schätzen wir sie, pflegen sorgsam den Umgang mit ihnen und dadurch auch mit den



Foto: Margit Gruber

Menschen, die sie produzieren. Es ist dieselbe Wertschätzung, die wir uns auch für uns selber wünschen und erhalten. Damit ist Großzügigkeit keine schwierige Übung, Tausch wird leicht und Vertrauen aufgebaut.

Die Bedingungen haben sich geändert, vor allem für die Produzentinnen und Produzenten von Lebensmitteln. Die Bedingungen haben auch für meinen großen Schritt gepasst. Der Hof, den ich bewirtschaftete, ist der Hof meiner Eltern, meiner Großeltern, meiner Urgroßeltern, ... . Aber es nicht mehr nur mein Hof. Viele Menschen haben Anteil daran, gehören dazu, unterstützen den Hof und sichern damit ihre eigene Versorgung. An die dreißig Personen respektive Familien, zahlen einen fixen Beitrag pro Jahr, der gemeinsam besprochen und beschlossen wird. Wir überlegen, welches Gemüse wir anbauen, welches Getreide und wie viele Hühner wir mästen wollen. Dazu kommen noch ca. zehn Schweine pro Jahr, eine kleine Gänseherde und die Obstbäume. Die Produktion und alle anfallenden Investitionen werden aus diesen Beiträgen finanziert. Die Mitglieder der Gemeinschaft verpflichten sich zu zwei Tagen Mitarbeit pro Jahr, meist bei der Ernte oder anderen Arbeitsschritten, die viele Hände benötigen. Wir treffen uns viermal im Jahr, um die Vorgänge am Hof und wichtige Entscheidungen zu besprechen und gegen Ende des Sommers machen wir ein großes Fest mit Musik und Tanz und Theater und allen Arten von Darbietungen, die uns gefallen. Diese AnteilseignerInnen fühlen sich dem Hof zugehörig, sie übernehmen auch Verantwortung. Einige haben solche Anteile auch an anderen Höfen, weil unsere Produktion nicht ihre gesamte Versorgung abdecken kann. Oder sie kaufen weitere Lebensmittel auf anderen Höfen ein. Auf unserem Hof ist der Kern die Geflügelmast. Die Hühner und Gänse, die nicht an die Hofgemeinschaft gehen, verkaufe ich ab Hof und an einige Gasthäuser in der Umgebung. Dieses Einkommen ist ganz wichtig für mich, weil ein Teil davon mein „Urlaubsgeld“ ist. Ich verwende es zwar nicht immer fürs Reisen, aber ich verwende es für meine ganz persönlichen Bedürfnisse. Für „Schmuck und schöne Kleider“ würde meine Tante sagen.

Viele Menschen versorgen sich mittlerweile auf diese Art und Weise mit den benötigten Lebensmitteln. Natürlich gibt es immer noch Geschäfte, die die Verteilung von Waren übernehmen. Auch dort ist die Herkunft und Produktionsweise der Lebensmittel das ausschlaggebende Kriterium. Schon im Kindergarten und in der Schule lernen Kinder, wie ihr Essen wächst und gedeiht. Sie besuchen Höfe, arbeiten in den Schulgärten und lernen kochen. Dieser Kontakt zur Herkunft der eigenen Nahrung setzt sich im Erwachsenenalter fort. Für die Mitarbeit auf Höfen im Rahmen von Gemeinschaftsprojekten wird man und frau per gesetzlicher Regelung von ArbeitgeberInnen bis zu fünf Tage pro Jahr freigestellt.

Diese Regelung gilt auch für BewohnerInnen von großen Städten wie Wien. Allerdings ist Wien in den letzten zwanzig Jahren um einiges geschrumpft. Die Versorgung aus dem Umland und die Bewahrung des Kontakts zur Herstellung der Lebensmittel für die gesamte Bevölkerung ist in riesigen Metropolen kaum möglich. Daher wurde die Siedlungsentwicklung in den ländlichen Raum umgeleitet, in integrierte Wohnprojekte, weg von Einfamilienhausbau mit seinem untragbar hohen Flächenverbrauch. Viele Wohnprojekte beinhalten mittlerweile Gartenflächen, auf denen Nahrungsmittel wachsen. Die BewohnerInnen selber tragen die Verantwortung für diese Flächen und gewinnen einen Teil ihres Essens daraus.

Die Verantwortung für den Hof habe natürlich immer noch ich, aber sie fühlt sich nicht schwer an, weil so viele Menschen um mich sind, die Anteil nehmen. Nicht immer ist die Koordination der unter-

schiedlichen Ansichten und Wünsche leicht, aber ich schätze die Vorteile dieses Arrangements zu sehr, um mich über die Nachteile zu viel zu ärgern. Ich bin z.B. kinderlos geblieben und innerhalb der alten, traditionellen Hofnachfolgestruktur wäre ich mit großen Schwierigkeiten konfrontiert. So aber wird der Hof in eine Stiftung umgewandelt und durch die große Gruppe an UnterstützerInnen um mich war es recht einfach, eine nachfolgende Bewirtschafterin zu finden. Eine Tochter aus einer der Familien, die von Anfang an dabei waren, wird nächstes Jahr den Hof übernehmen. Sie arbeitet schon seit vielen Jahren wesentlich mehr als nur die verpflichtenden 2 Tage pro Jahr mit. Ich kann ihr mein Wissen weitergeben und sie auf die Leitung des Hofes vorbereiten. Ob sie den Hof in der jetzigen Form weiterführen oder innerhalb der Rahmenbedingungen der Stiftung (biologische Wirtschaftsweise) ändern wird, ist ihre Entscheidung.

So wie es vor mehr als zwanzig Jahren meine bewusste Entscheidung war, den Hof von Ackerbau, Weinbau und Schweinemast auf die jetzige Form umzustellen. Ich wollte keine riesigen Maschinen und keine zu schweren Tiere. Ich war schon beinahe 40 Jahre alt, als ich den Hof übernahm. Hühner erschienen mir bewältigbar. Zwischen den einzelnen Mastzyklen kann ich eine Pause machen und im Winter für längere Zeit wegfahren. Das Schlachten schaffe ich allein, dazu brauche ich keine zwei HelferInnen, wie es beim Schweineschlachten erforderlich ist. Natürlich machen sich meine 59jährigen Knochen bei der Gemüsearbeit im Sommer bemerkbar und ich bin für jede Hilfe dankbar. Ich empfinde es als Wohltat, nur wenig Zeit und Energie in die Vermarktung der hofeigenen Produkte stecken zu müssen. Ich konnte und kann mich neben der Produktionsarbeit anderen Dingen widmen, die mir wichtig sind. Zu diesen wichtigen Dingen gehören für mich die Erwachsenenbildung im Bereich Lebensmittel und Lebensmittelpolitik. Ich engagiere mich politisch im Dorf und nehme durch eine Vielzahl von demokratischen Beteiligungsformen Anteil an der Gestaltung meiner Umwelt. Ich habe auch Zeit für meine geliebten Abendessen für Freundinnen und Freunde und verkoche bevorzugt die Lebensmittel vom eigenen Hof und aus der Nachbarschaft. In der Nachbarschaft gibt es jetzt wieder viel mehr Bäuerinnen und Bauern, als bei meiner Hofübernahme. Viele Junge haben damals den Wechsel in die Landwirtschaft gewagt, andere den Mut gefunden, die Höfe der Eltern zu übernehmen. Nach Jahrzehnten des Rückgangs gibt es jetzt jedes Jahr mehr Bäuerinnen und Bauern im Land. Die Kleinstrukturen bleiben erhalten bzw. werden wieder hergestellt. Die Versorgung erfolgt hauptsächlich aus der Region. Jeder und jede produziert, was für sie oder ihn passt und gebraucht wird.

Die jetzige Form der Bewirtschaftung hat eine auf meine Fähigkeiten und Bedürfnisse ideal zugeschnittene Form. So ideal, dass es mir nicht schwer fällt, auch in der glühenden Sommerhitze nach meinen Tieren zu sehen. Die wenigen Felder sind gedroschen. Morgen Vormittag helfen mir drei Gemeinschaftsmitglieder beim Einlagern des Stroh. Also kann ich in aller Ruhe einen Sprung in den Gänseteich wagen und nach einem kurzen Mittagsschläfchen ein Stück Kuchen mit hofeigenen Marillen essen. Und die Arbeit in den Gemüsebeeten verschiebe ich auf den kühleren Abend.

---

**Karin Okonkwo-Klampfer**



*geb. 1974 in Eisenstadt, aufgewachsen am (Bio-)Bauernhof ihrer Eltern; Studium der Landwirtschaft an der Universität für Bodenkultur mit Fokus auf Internationale Entwicklung; seit 2005 beschäftigt bei der ÖBV-Via Campesina Austria; seit 2006 Lektorin an der Universität für Bodenkultur (Grundlagen der Entwicklungszusammenarbeit).*

---

## Mut zur Utopie

*Elisabeth Baumhöfer*

### Presseaussendung

der anderen Art

MUT ZUR UTOPIE

#### **Anlässlich des aktuellen ökonomischen Tieffluges fordert das Agrarbündnis umwelt- und menschenfreundliche Visionen für eine Agrarpolitik nach 2025**

Wir haben einen anderen Traum zur Landwirtschaft, als ihn ein ehemaliger EU-Agrar- Kommissar in der Zeitschrift „Die Zeit“ für 2051 träumte<sup>83</sup>. Stellen Sie sich vor, die Landwirtschaft im Jahr 2051 sieht folgendermaßen aus und eine Großstadt wie Wien findet folgende Antworten auf die große Krise.

In Österreich werden 99,11 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche biologisch bewirtschaftet. Die restlichen 0,89 Prozent von einem unverbesserlichen Gutsherrn im Weinviertel. In der EU wurden bisher durchschnittlich 88,95 Prozent der Fläche auf Biolandbau umgestellt. Es gibt durch den gestiegenen Arbeitskräftebedarf in der Biolandwirtschaft mehr Bäuerinnen und Bauern als im Jahr 2009. Ja, es wurden sogar sinnvolle Arbeitsplätze dadurch geschaffen.

Die Finanzkrise hat große Konzerne wie Monsanto und Co. von diesem Planeten geblasen. Zahlreiche Konzerne wurden von der Gesellschaft in selbstverwaltete Betriebe umgewandelt und Forschungsziele und Firmenphilosophien wurden drastisch umgestaltet zur Rettung der Menschheit und ihrer Lebensgrundlagen.

Wien wurde neben der Auszeichnung Weltkulturerbe auch der Titel Welt-Vielfalterbe verliehen, da es zu einem großen blühenden Garten wurde. Die Innenstadt ist autofrei und die berühmte Ringstraße ein großer Stadtgarten. WienerInnen pflanzen jetzt neben TürkInnen, AfrikanerInnen neben Asia-TInnen und OrientalInnen treffen SüdamerikanerInnen auf den Gartensteigen zum Saatguttausch. „In Berlin ist eine Mauer gefallen, in Wien sind viele Mauern gefallen!“ – so der Lieblingsspruch der Wiener Bürgermeisterin, um ihre Stadt als die jetzt beliebteste Reisehauptstadt Europas weltweit anzupreisen. Die TouristInnen kommen aber nicht mit dem „stinkenden“ Düsenflugzeug, sondern vorwiegend mit den Nacht-Schlaf-Zügen, die jetzt in einem dichten Netz alle größeren Städte Europas im

---

83. [http://www.zeit.de/2001/35/200135\\_traum\\_fischler\\_xml](http://www.zeit.de/2001/35/200135_traum_fischler_xml)

Studententakt verbinden. Die weltumspannende „Slow Travel“-Bewegung hat die Welt verändert und hat ihren Hauptsitz in der ehemaligen Wiener Börse, da Aktienhandel verboten wurde.

Im ehemaligen Haashaus logiert und werkt die Bio-Food-Kooperative Cu&Du. Die KonsumentInnen haben nach jahrelangen Entbehrungen an geschmackvollem Essen und durch die Ausbreitung von diversen Allergien und Krankheiten erfolgreich mit dazu beigetragen, die Landwirtschaft zum Umdenken zu bewegen. Auch das breit angebotene so genannte „Comfort-Food“ (Vanillepudding angereichert mit Glückshormonen sollte uns angeblich krisenresistenter machen, da er auch noch zahnlos genossen werden kann) konnte diese Entwicklung nicht verhindern. Man wollte keine Steuergelder mehr an die Agrar- und Gentechnikindustrie verschwenden und dann noch für die Folgekosten aufkommen. Diese Bewegung erfüllte ganz Europa mit neuem, hoffnungsvollem, Leben. Inzwischen schießt auch Amerika neidisch nach Europa. Dort ist in Magazinen zu lesen: „If you want to live a healthy life, change your agripolicy immidiatly or hop to Europe“. Bill Gates, der mittlerweile uralt ist, lebt von seinem kleinen verbliebenen Restvermögen nach dem großen Bankencrash auf einem Biobauernhof und schreibt an einem Softwareprogramm für das Messen von Bio-Photonen.

Auch das Zentrum Wiens, der Stephansdom, ist nicht nur eine kulturhistorische Attraktion, sondern deshalb in aller Munde, weil er die neue Industrie des 21. Jahrhunderts repräsentiert. Auf seinen Dächern sind die besten Photovoltaik-Module installiert und mit den Solarpaneelen des erzbischöflichen Palais verbunden. Der Erzbischof von Wien ist jetzt der größte Stromproduzent des ersten Bezirkes.

Öffentliche Verkehrsmittel z.B. können durch die zahlreichen überflüssig gewordenen Mittel im Budgethaushalt für das Krankheitswesen, die Agrarindustrie, das Bankenunwesen, etc. gratis zur Verfügung gestellt werden. Nicht nur die Ringstraße ist weitgehend autofrei, sondern auch große Teile Wiens. Neben den Energiespar-U-Bahnen, deren Netz noch aus der Vorkrisenzeit stammt, ist der öffentliche Verkehr die vorrangige Verkehrsform.

Bevor der personallose übergroße Supermarkt am Stadtrand als alleinige Versorgungsquelle umgesetzt werden konnte, kam es zu einem unblutigen Aufstand der KonsumentInnen und BäuerInnen. Daher gibt es nun in fast jeder Gasse wieder ein Lebensmittelgeschäft, und hier wird die neue biologische Vielfalt umfassend angeboten. Alle HändlerInnen und Konsum-Kooperativen haben sich darauf verständigt, nur biologische Ware zu verkaufen, die vorwiegend von den vielen Bio-Bauernhöfen der österreichischen Ostregion stammen.

Zahlreiche alte (Agrar)PolitikerInnen, die sich nicht von den Vorkrise-Konzepten verabschieden konnten, haben völlig frustriert das Land verlassen, da ihnen ohne Zuspruch und Unterstützung der Chemie- und Gentechnik-Lobbies die Lebensbasis und Lebensfreude abhanden kam. Sie haben sich in die ehemaligen Steuerparadiese zurückgezogen und trauern im Schatten von Plastikpalmen der „guten alten Zeit“ von chemischen Düngermitteln, Spritzmitteln und giftresistenten Gentechnik-Pflanzen nach.

Eine Weiterentwicklung von mutigen Utopien für alle Regionen ist ausdrücklich erwünscht.

## Elisabeth Baumhöfer



*...studierte Landwirtschaft an der Universität für Bodenkultur in Wien, war von 1991-2004 Geschäftsführerin der Österreichischen Bergbauernvereinigung, Mitbegründerin des Agrarbündnis Österreich und arbeitet heute im Team des Mandelbaum Verlags in Wien.*



*Erde gut, alles gut*

Quelle: Erde gut - Alles gut Exquisiter EM - bio-matri - Laden, 1040 Wien







Elisabeth Loibl, Josef Hoppichler (Hg.)

## Schmackhafte Aussichten?

Die Zukunft der Lebensmittelversorgung

In diesem Buchband beschäftigt sich eine Reihe namhafter AutorInnen und PraktikerInnen aus dem Bereich bäuerlicher und gärtnerischer Landwirtschaft, des Handwerkes und der Kunst wie auch aus der Wissenschaft und dem Tierschutz mit der Frage der Lebensmittelversorgung der Zukunft. Die Beiträge sind überwiegend in einem essayistischen Stil gehalten. Anlass war die Allgegenwart einer „multiplen Krise“, die durch Klimawandel, Kriege, Finanzkrisen, einer steigenden Zahl von Flüchtlingen und von Armut und Hunger betroffenen Menschen ihre Ausprägung findet. Dies führt zusehends zu Hoffnungslosigkeit, Unsicherheit und dem Gefühl der Machtlosigkeit.

Die in diesem Band enthaltenen Anregungen sollen die Gestaltbarkeit der Zukunft aus der Gegenwart heraus vor Augen führen. Die AutorInnen haben mit geistreicher Kreativität und großem Mut Visionen für eine gesicherte, faire und nachhaltige Lebensmittelversorgung aufgezeigt.

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber  
Bundesanstalt für Bergbauernfragen

A-1030 Wien, Marxergasse 2  
<http://www.berggebiete.at>

Tel.: +43/1/504 88 69 - 0; Fax: +43/1/504 88 69 – 39  
[office@berggebiete.at](mailto:office@berggebiete.at)

Layout: R. Neissl, M. Hager  
Druck: BMLVS - Heeresdruckerei  
ISBN: 978-3-85311-095-9

